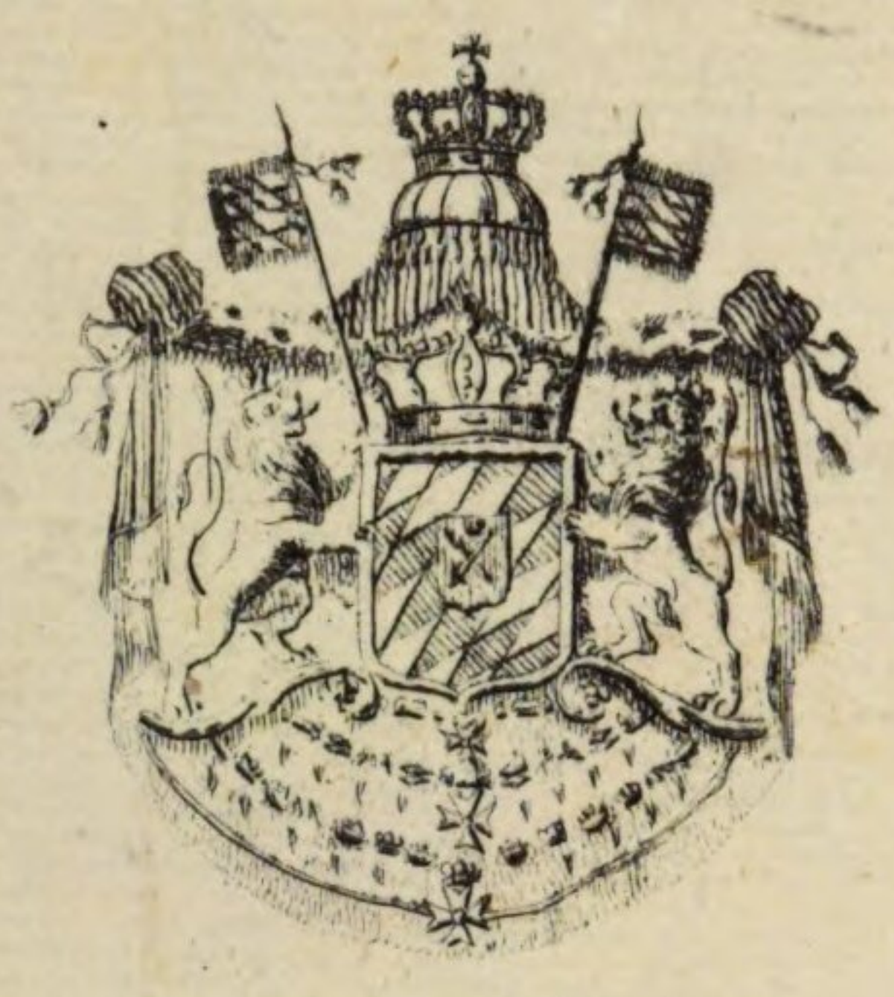
Zool.
57 (2
W. Bingley



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Zool. 51-2

<36620112540016

<36620112540016

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACHIENSIS

W. Bingley's,
Mitgliedes der linneischen Gesellschaft u. s. w.

Biographien der Thiere,

oder

Anekdoten

von den Fähigkeiten, der Lebensart, den Sitten und der Haushaltung der thierischen Schöpfung.

Nach

dem Englichen mit Zusätzen bearbeitet und mit einer Einleitung über die Psychologie der Thiere versehen

von dem

Dr. J. A. Bergk.

Zweiter Band.

Leipzig,
in der Baumgärtnerschen Buchhandlung.
1805.

241 D

W. Bingley's

Thierseelenkunde,

oder

Sammlung merkwürdiger Anekdoten aus dem Thierreiche,

und

Schilderung des geistigen Zustandes der Thiere.

Nach dem Englischen bearbeitet

und

mit Bemerkungen aus der Organenlehre des Dr. Gall in Ansehung des Thierreiches versehen

von dem

Dr. Bergk.

Zweiter Band.

Leipzig,
in der Baumgärtnerschen Buchhandlung.
1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede
des
Uebersetzers.

Die Seelenkunde der Thiere ist bisher sehr vernachlässigt worden, ob sie gleich nicht ohne Gewinn für Menschenkenntniß ist: denn es giebt viele Geisteseigenschaften, die sich bei den Thieren reiner und unverfälschter ausprägen als bei den Menschen, und wem es um eine genaue Einsicht in die Natur des menschlichen Gemüthes zu thun ist, der kann unmöglich die Bekanntschaft der Thierseelenkunde entbehren. Wenn diese aber auch ohne Werth für Menschenkenntniß wäre, so sind doch die Thiere schon an und für sich selbst ein zu interessanter Gegenstand, als daß nicht eine innigere Bekanntschaft mit ihrem geistigen Zustande dem Beobachter das größte Vergnügen gewähren sollte. Was ist, das soll der Mensch kennen ler-

nen, weil alles mehr oder weniger Einfluß auf seinen Körper oder seinen Geist hat, und wie vielen Nutzen, wie vieles Vergnügen gewähren nicht die Thiere dem Menschen? Auch in diesem zweiten Bande sind wieder eine Menge Anekdoten und charakteristischer Züge enthalten, welche eben so lehrreich als interessant sind.

Durch die Organenlehre des Dr. Gall's hat die Thierseelenkunde ein neues Interesse für den Beobachter erhalten. Ist die Gehirn- und Schädellehre gegründet, so wird eine genauere Kenntniß des Geistigen des Thieres für den Psychologen und Anthropologen noch unentbehrlicher. Viele Organe haben die Thiere mit den Menschen gemein; sie nehmen bei jenen dieselbe Stelle im Gehirn und am Schädel ein, die sie bei diesen haben; und da die Thiere weniger Fähigkeiten und Talente besitzen, als die Menschen, so läßt sich ein Organ bei jenen weit leichter auffinden als bei diesen. Bei den Thieren ist dieses oder jenes Organ gemeiniglich sehr stark ausgebildet; seine Stelle am Schädel ist daher leicht erkennbar. Hat man es beim Thiere entdeckt, so kann man es auch ohne Schwierigkeit beim Menschen ausfindig machen.

Das Wort Instinkt war bisher ein unbestimmter verworrener Begriff; durch die Organenlehre des

Dr. Gall hat derselbe nicht allein weit mehr Bestimmtheit bekommen, sondern man erhält auch mehr Einsicht in das Wesen des Instinktes. Der Instinkt geht bei jedem Thiere dahin, sich zu erhalten und seine Art fortzupflanzen, allein wir werden an den Thieren noch eine Menge Erscheinungen gewahr, die wir nicht aus dieser Begriffsbestimmung des Instinktes erklären können. Bei den Thieren erwacht der Geschlechtstrieb nur zu bestimmten Zeiten, und Einige sind während der Zeit seiner Wirksamkeit Anfällen von Wuth ausgesetzt. Einige Vögel wandern und verlassen insgesammt zu gewissen Zeiten unsere Gegenden, und kehren ebenfalls zu bestimmten Zeiten wieder in dieselben zurück. Nicht genug aber, daß sie fortziehen, sondern sie nehmen jedes Jahr bei ihren Wanderungen denselben Strich. Die Lerchen, die aus dem nördlichen Asien und Europa fortziehen, wandern alle Jahre in ungeheuern Schaaren zwischen Halle, Leipzig und Weißenfels hin. Die Staare ziehen über Morea weg, und die Wachteln sammeln sich an den Küsten Frankreichs und Italiens. Die Schwalbe sucht bei ihrer Rückkehr dasselbe Nest auf, das sie im vorigen Jahr bewohnte; die Nachtigall wohnt in demselben Busche, der im vergangenen Jahre ihr Aufenthaltsort war; der Storch und viele andere Vögel brüten wieder in demselben Neste, in

dem sie sonst brüteten. Die Singvögel singen blos zu gewissen Zeiten, und sobald diese vorüber sind, verstummen sie. Welches ist denn nun die Ursache aller dieser Erscheinungen? Diese erfolgen nothwendig und bei allen Thieren einer Art zu einer und derselben Zeit, und haben also ihren Grund in dem Instinkte. Wird aber auch der Vogel, der sein Nest wieder erkennt, der unsere Gegenden zu einer bestimmten Zeit verläßt, und das Thier, das Handlungen verrichtet, die mit einer List ausgedacht sind, welche die größte Bewunderung erregt, vom Instinkte dazu getrieben, so fragt es sich dennoch, was ist der Grund, daß der Instinkt nicht zu allen Zeiten auf gleiche Art thätig ist, sondern daß er zu gewissen Zeiten zu schlummern und zu Andern wieder zu erwachen scheint?

Der Geist bedarf zu seinen Aeusserungen Werkzeuge, durch welche dieselben möglich werden. Diese Werkzeuge sind die Organe im Gehirn; sobald nun ein solches Organ vorhanden ist, kann das Geschöpf etwas thun, was durch dasselbe thunlich und wozu dasselbe vorhanden ist. Ist dasselbe stark entwickelt, so spürt das Thier nicht blos eine große Lust, etwas vorzunehmen, sondern erlangt auch durch einige Uebung eine große Fertigkeit darin. Ein ausgebildetes Organ verräth 1) eine vorzügliche Anlage, und 2) eine große

Geschicklichkeit zu etwas. Zur Letztern aber ist jederzeit, selbst bei den Thieren, einige Uebung nothwendig; daher ist das alte Thier allemal gescheuter und klüger als das Jüngere, weil zur vorzüglichen Anlage noch die Uebung hinzu gekommen ist. Der alte Vogel legt sein Nest vorsichtiger an, als der Junge; der alte Fuchs weiß sich listiger zu vertheidigen, als der Junge, und so findet diese größere Vollkommenheit und Einsicht bei den ältern Thieren durch das ganze Thierreich statt.

Alle Thiere besitzen das Organ des Geschlechtstriebes, allein woher kommt es, daß sie sich blos zu bestimmten Zeiten begatten? Hierauf könnte man erwiedern, daß, wenn sie es zu andern Zeiten thäten, es theils für ihre Jungen zu kalt seyn, sie theils keine Nahrung für dieselben finden würden. Allein, woher wissen es die Thiere, daß es jetzt gerade Zeit ist, ihr Geschlecht fortzupflanzen? Warum thun es alle Thiere einer Art, welche im Freien leben, beinahe zu einer und derselben Zeit? Das Organ des Geschlechtstriebes ist bei den Thieren nicht stets entwickelt, sondern blos zu gewissen Zeiten. Sobald diese periodische Entwickelung eintritt, fühlt das Thier einen ungestümen Trieb zur Begattung; ist diese geschehen, so schwindet das Organ wieder, und seine Entwickelung tritt zu-

rück. Allein was veranlaßt diese periodische Entwickelung? In der Willkühr des Thieres kann dieselbe nicht liegen, sondern sie muß ihren Grund in äußern Umständen haben. Diese sind die Luft, die Witterung und die Nahrung: vielleicht trägt blos Einer von diesen drei Gegenständen, vielleicht aber auch alle insgesammt zu der periodischen Entwickelung des Organes bei. Um hierüber zur Gewißheit zu gelangen, muß man auf diese drei Umstände aufmerksam seyn. So lange dies Organ entwickelt ist, dauert auch die Brunstzeit fort; sobald dasselbe aber einsinkt, hört dieselbe auf. Was ist nun der Grund, daß das Organ schwindet? Hierzu trägt entweder die Erschöpfung oder ebenfalls die Einwirkung äußerer Gegenstände bei.

Alle Thiere besitzen während der Brunstzeit weit mehr Muth und Stärke als zu andern Zeiten, und manche Thiere werden sogar wüthend, z. B. der Hirsch; woher kommt nun dies? Sobald ein Organ übermäßig ausgebildet ist, und es also durch einen allzu starken Reitz auf das Begehrungsvermögen wirkt, verliert das Geschöpf die Herrschaft über seine Handlungen; es muß dasjenige thun, wozu es das übermäßig gereitzte Organ antreibt, und vom Hirsche weiß man, daß zu dieser Zeit das Organ des Geschlechtstriebes außerordentlich stark entwickelt ist.

liegt nicht vielleicht auch die Ursache der Wuth der Hunde in einer unmäßigen Entwickelung des Organes des Geschlechtstriebes, den sie nicht befriedigen können? Schon sonst hat man behauptet, daß solche Hunde gemeiniglich wüthend würden, die ihren Begattungstrieb nicht befriedigen können *). In Aegypten und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung werden die Hunde nicht rasend, weil sie stets frei herumlaufen, und also ihren Begattungstrieb stillen können. Selbst der kleinste Vogel ist während der Begattungszeit muthig und herzhaft: denn das entwickelte Organ wirkt als Reitz auf die Geisteskräfte, und giebt dem Geschöpfe nicht allein Muth, sondern auch Kraft und Stärke.

Mit der Entwickelung des Organes des Geschlechtstriebes stehen noch eine Menge andere Erscheinungen in Verbindung, von denen wir hier Einige anführen wollen. Bei den männlichen Thieren ist das Organ des Geschlechtstriebes allemal stärker entwickelt als bei den weiblichen; daher haben die Männchen einen dickern Hals als die Weibchen. Während der Brunstzeit fühlt sich die Stelle, wo das Organ des Geschechts-

*) Könnte man nicht die Hundeswuth dadurch heilen, daß man das Organ des Geschlechtstriebes, sobald es zu stark entwickelt wäre, schwächte?

triebes seinen Sitz hat, heiß an. Die Vögel singen nur so lange, als dieses Organ entwickelt ist: durch das ganze Thier- und Menschenreich steht dasselbe mit der Stimme in Verbindnng. Sobald sich dasselbe bei dem Menschen stark entwickelt, erleidet seine Stimme eine große Veränderung. Der Kastrat behält stets die jugendliche weibliche Stimme, weil die Castration zu einer Zeit statt fand, wo das Organ des Geschlechtstriebes noch nicht entwickelt war. Ist die Begattungszeit bei den Vögeln vorbei, so fangen sie sich zu mausern an: um diese Zeit ist das Organ eingesunken, und sie fühlen keinen Trieb zur Begattung. Die Nachtigall singt nicht in den Ländern, wo sie sich den Winter über aufhält, sondern schreit, wie Sonnini erzählt, blos gurr, gurr, allein sie begattet sich auch dort nicht, indem während dieser Zeit eine Art von Hinwelkung und Schwächung des kleinen Gehirnes stattfindet. Wenn sich hingegen die neue Begattungsperiode wieder nähert, beginnt, z. B. beim Canarienvogel, der Hals zu schwellen an, der Vogel fängt an zu singen, das kleine Gehirn wird voller und saftiger, die Hoden, die bisher die Größe eines Hirsekornes hatten, schwellen zur Größe von kleinen Bohnen an, und dann geht die Begattung vor sich.

Ein Thier, das man kastrirt hat, bekommt größere Hörner: dies hat seinen Grund darin, daß, da

durch die Kastration das kleine Gehirn zusammenwelkt, sich die Knochenmasse mehr anhäuft, wodurch denn bei dem Thiere größere Hörner entstehen. Diese Wahrnehmung kennen die Jäger aus der Erfahrung, da sie einem Hirsche, dessen Begattung sie verhindern wollen, das Geweih abbrechen, worauf denn die Natur auf die Wiedererseßung dieses Mangels losarbeitet; dem kleinen Gehirn wird dadurch die zur Fortpflanzung erforderliche Stärke und Energie entzogen. Der Hirsch kann zwar noch die Kuh beschlagen, allein dieser Beschlag hat keine fruchtbaren Folgen. Bei Thieren, bei welchen das Organ des Geschlechtstriebes stark entwickelt ist, stehen die Ohren weit aus einander, weil das kleine Gehirn einen großen Raum einnimmt.

Jedes Thier ist blos das, wozu das ausgebildete Organ in ihm vorhanden ist. Seine Geistesäußerungen sind an diese Bedingung gebunden, und können blos in Ansehung solcher Gegenstände vervollkommnet werden, wozu es die materielle Anlage hat. Der Hund, so vielen Verstand er auch in gewissen Fällen zeigt, wird doch nie so schlau und listig werden, als der Fuchs, weil bei diesem das Organ der Schlauheit vorzüglich ausgebildet ist. Der Biber errichtet die künstlichsten Baue, weil bei ihm der Kunstsinn entwickelt ist. Eine Hundeart ist klüger als die Andere

weil bei ihm eine stärkere Entwickelung eines oder mehrerer Organe statt findet. Einige Thiere lieben ihre Jungen außerordentlich, Andere thun dies in keinem so hohen Grade: dieser Unterschied rührt von der geringern oder größern Entwickelung des Organes der Kindesliebe her. Das Weibchen liebt seine Jungen mehr als das Männchen, weil bei diesem das Organ der Kindesliebe nicht so stark entwickelt ist. Vermittelst eines größern Organes hat der Geist auch einen größern Spielraum, und vermittelst desselben äußert er sich auch mit mehr Energie, Kunstgeschicklichkeit und Vollkommenheit. Es scheint aber bei den Geistesäußerungen nicht blos auf die Größe eines Organes, sondern auch auf seine dynamische Beschaffenheit anzukommen, und ob gleich diese nicht äußerlich erkennbar ist, so scheint es doch, daß man bei Beurtheilung der größern oder geringern Geschicklichkeit eines Menschen oder Thieres darauf mit Rücksicht nehmen muß.

Einige Thiere lassen sich zähmen, Andere wieder nicht, woher rührt nun dieser Unterschied? Der Dr. Gall nimmt ein Organ der Erziehungsfähigkeit oder einen Sinn für Zähmbarkeit an, welcher zwischen den Augen über der Nasenwurzel liegt. Bei den Thieren, die sich zähmen lassen, steigt dieser Theil des Schädels über den Augen wölbend in die Höhe; bei denjenigen

aber, die stets unbezähmbar bleiben, läuft dieser Theil sogleich über den Augen platt nach hinten zu. Thiere, die sich nie zähmen lassen, haben eine platte Stirn; bei allen unsern Hausthieren aber steigt dieselbe mehr oder weniger gewölbt in die Höhe: da ihnen also der Theil des Gehirnes nicht fehlt, in welchem das Organ der Erziehungsfähigkeit, welche Benennung freilich nicht ganz dem Gegenstande entspricht, den man dadurch in einen Begriff auffassen will, seinen Sitz hat, so sind sie auch einer Erziehung fähig, d. h. sie lassen sich zähmen, können sich mehrere Geschicklichkeiten und Kunstfertigkeiten zu eigen machen. Unter den Thieren giebt es eine Stufenfolge der Bezähmbarkeit, welche sich durch das ganze Thierreich verfolgen läßt. Der Dachs ist nicht des Grades von Zahmheit fähig, dessen der Biber fähig ist, und der Hund nicht, wie der Affe u. s. w.

Manche Thiere lieben hohe Berge, z. B. die Gemsen, Steinböcke u. s. w. Andere halten sich blos auf Niederungen auf, und wenn man auch annimmt, daß es jene nicht an dem Aufenthaltsorte dieser und diese wieder nicht an dem Wohnorte jener aushalten können, so fragt es sich doch immer noch, was treibt sie dazu, blos solche Oerter zu wählen, die ihnen nicht schädlich, sondern vortheilhaft sind? Was leitet sie

dabei? Wenn man auch zugiebt, daß die Geistesanlage dazu in ihnen befindlich ist, so bedarf doch diese ein Organ, um in Kraft und Thätigkeit übergehen zu können. Ist nun dieses stark ausgebildet, so muß das Thier thun, was die Bestimmung des Organes fodert. An der Gemse zeigt sich der Höhesinn; sie liebt daher einen hohen Aufenhaltsort.

Warum morden nicht alle Thiere, sondern blos Einige? Was unterscheidet die Raubthiere von denen, die keine Raubthiere sind, und warum ist die eine Art der Letztern blutgieriger als die Andere? Hinter den Gehörgängen findet man bei allen fleischfressenden Thieren den Würgsinn, bei den pflanzenfressenden bemerkt man nichts davon. Vermöge dieses Organes spüren die Thiere einen Trieb, einen Hang, lebendige Geschöpfe umzubringen und zu verzehren; jemehr nun dieser Würgsinn entwickelt ist, desto wüthender und blutgieriger ist das Thier.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Thierreiche ist das Wandern der Vögel. Was treibt nun diese dazu an, unsere Gegenden zu gewissen Zeiten zu verlassen, und zu einer andern Zeit wieder dahin zurück zu kehren? Blieben sie in unsern Gegenden, so würde sie theils die Kälte tödten, theils würden sie

aus

aus Mangel an Nahrung umkommen. Allein die meisten Vögel verlassen uns, ehe es ihnen noch an diesen beiden Bedingungen zu ihrer Existenz gebricht, und wenn man auch annimmt, daß, da sie eine weite Reise zu machen haben, sie auch zeitig aufbrechen müssen, so fragt es sich doch immer noch, woher rührt bei ihnen dieser Grad von Vorsicht, da sie denselben doch in so wenig andern Fällen zeigen, und warum spüren selbst die Zugvögel, die man in den Stuben hält, diesen Wanderungstrieb, sobald ihres Gleichen, die im Freien leben, fortziehen? Den Stubenvögeln gebricht es ja weder an Wärme noch an Nahrung. „Dies thut der Instinkt, der sich nie gänzlich ausrotten läßt, und der sie zum Fortziehen nöthigt.“ Allein was ist der Instinkt, und wie äußert er sich beim Fortziehen der Vögel? Bei allen Thieren, die wandern, und bei allen Zugvögeln ist der Ortssinn stark entwickelt. Vermöge dieses Sinnes ist der Vogel im Stande leicht Oerter zu merken, und sie wieder zu erkennen, sich ohne Mühe auf seinen Zügen zu finden, und ist dieser Sinn sehr stark entwickelt, so spürt er einen unwiderstehlichen Hang zum Fortziehen. Nun aber ist dieser Ortssinn blos periodisch bei den Vögeln entwickelt; ihre Wanderzeit findet daher blos im Herbste und im Frühlinge statt. Allein was trägt zu dieser periodischen Entwickelung des Organes für Raum und Oerter

bei, und was giebt also die Veranlassung, daß die Vögel zu gewissen Zeiten von uns fortziehen, und zu gewissen Zeiten wieder zu uns zurück kommen? Der Grund der Entwickelung des Organes kann nicht in dem Geistigen des Thieres liegen, denn dieses bleibt immer dasselbe, sondern muß in etwas außer demselben gegründet seyn. Nun wirkt vorzüglich die Luft auf die Thiere ein; sollte daher nicht der Grund der periodischen Entwickelung des Ortsinnes in einer gewissen Luftbeschaffenheit liegen, die um das Aequinoctium hin statt findet, und sollte dieselbe nicht als Reiz auf das Organ wirken, und dasselbe in eine vorzügliche Thätigkeit setzen? Die Nahrung und das Licht oder die Wärme tragen vielleicht auch mit dazu bei. Nimmt man eine besondere Luftbeschaffenheit an, deren Eigenschaften sich vielleicht durch genaue und aufmerksame Untersuchungen entdecken lassen, so läßt es sich auch erklären, warum alle Vögel einer Art zu einer und derselben Zeit unsere Gegenden verlassen? Warum sie in Schaaren fortziehen, und warum blos entweder Kranke oder Spätlinge zurückbleiben. Vermöge des Ortssinnes wissen die Zugvögel sich auf ihren Wanderungen zu finden, vermöge desselben nehmen sie immer denselben Weg, den sie einmal genommen haben. Vielleicht geben die Alten diesen Weg an, und die Nachkommen schlagen denselben nachher jederzeit ein.

Vermöge des Ortssinnes finden sie auch die Nester wieder, die sie sonst bewohnt haben. Ueberhaupt läßt sich daraus alles erklären, was sich auf das Oertliche in Ansehung der Wanderungen und des Wiederfindens der Nester und Aufenthaltsorte bezieht.

Es giebt Vögel, die einen großen Hang zum Stehlen haben, ob sie gleich das Gestohlne weder fressen noch sonst brauchen können. Die Elster trägt alles, was glänzt, weg, und verfährt dabei sehr vorsichtig und schlau. Man bemerkt aber auch, daß bei der Elster das Organ des Diebssinnes sehr stark entwickelt ist. Vermöge dieses Organes fühlt sie einen Trieb, alles, was ihr gefällt, bei Seite zu schaffen und zu verstecken.

Die Thierseelenkunde scheint, sobald sich die Wahrheit der Gallschen Theorie durch weitere sorgfältig angestellte Untersuchungen bewährt, viel Licht durch dieselbe zu erhalten, und es scheint, als ob sich Erklärungsgründe für Erscheinungen werden auffinden lassen, die man sonst blos durch das Wort Instinkt zu erklären suchte. Ich habe daher hier und da in diesem Buche einige Bemerkungen eingestreuet, die aus Galls Theorie entlehnt sind, weil sie Aufschluß über die Geisteseigenschaften dieses oder jenes Thieres zu

verbreiten scheinen. Es wäre zu wünschen, daß der Dr. Gall seine äußerst zahlreichen und neuen Bemerkungen über das Thier- und Menschenreich bald schriftlich bekannt machte, damit das Publikum desto eher in Stand gesetzt würde, die Wahrheit seiner Behauptungen zu untersuchen und zu prüfen. Bingley's Biographien der Thiere enthalten sehr zahlreiche Belege für die Organenlehre, und dieselben können eben sowohl zur Aufsuchung der Organe gebraucht werden, als sie ein zweckmäßiges Belebungsmittel beim Unterrichte in der Naturgeschichte abgeben. Der Mensch liebt das Thätige und Lebendige, und was vergnügt und belehrt zugleich mehr, als beglaubigte charakteristische Züge von dem Geistigen der Thiere?

Leipzig, den 11ten Oktober
1805.

Bergk.

Inhalt.

Der Leopard . . . . . Seite 1
Die Capkatze 5
Die wilde Katze 6
Die zahme Katze 7
Die angorische Katze 34
Der Ichneumon oder die Pharaosratte . . 36
Das gestreifte Wiesel oder das Stinkthier . . 40
Der Rattel oder der Honigdachs . . . 42
Die Zibetkatze 44
Der Wickelschwanz oder das merikanische Wiesel . 46
Der Baum = oder Waldmarder . . . 48
Der Zobel 51
Das gemeine Wiesel 57
Das Otterngeschlecht 63
Die Fischotter 64
Die Seeotter (Meerotter) 70
Der gemeine Bär 73

Der amerikanische Bär . . . Seite 85
Der Eisbär oder Polarbär 90
Der Vielfraß 96
Die Wolverene oder der Wolfsbär . . . 99
Der Waschbär, Schupp oder Rakun . . . 101
Der Dachs 106
Das virginische Opossum 119
Der große Känguruh 113
Der europäische Maulwurf 116
Der gemeine Igel 129
Das gemeine Stachelschwein 132
Das Meerschweinchen 135
Der gemeine Biber 138
Die Bisamratte 155
Die Hausratte 157
Die Wanderratte 164
Die große Feld = oder Waldmaus . . . 166
Der Lemming 169
Die Wurzelmaus 173
Der Hamster 175
Das Alpenmurmelthier 180
Der Bobak 185
Das gemeine Eichhorn 188
Das graue Eichhorn 195
Das schwarze Eichhorn 199
Das gestreifte Eichhorn 200
Das amerikanische oder virginische fliegende Eichhorn 202
Das asiatische fliegende Eichhorn . . . 203
Der Springhase 205

Der Hase . . . . . Seite 208
Der veränderliche Hase 213
Das Kaninchen 214
Der Berg = oder Alpenhase 216
Der rufende Hase 218
Das Dromedar, oder das gemeine einbuckliche Kameel 219
Das Trampelthier 226
Das Glama, oder Lama 226
Das Moschusthier 228
Das Rennthier 234
Der Hirsch 241
Der Damhirsch 246
Das Reh 248
Die Giraffe 251
Der Nilgau 254
Die Gemse 256
Die Saiga = Antilope 275
Der Springbock 277
Die Ziege 279
Der Steinbock 280
Das Pferd 290
Der Esel 300
Der Zebra 306
Der Quagga 309
Das Flußpferd 310
Das Schaaf 313
Das isländische Schaaf 316
Das breitschwänzige Schaaf 317
Zahmes Rind 318

Die Ochsen der Hottentotten, oder Baikeleier Seite 322
Der gemeine Büffel 324
Der afrikanische Büffel 326
Der Bison 331
Der Bisamochse oder Bisamstier . . . 332
Das gemeine Schwein 335
Das mexikanische Schwein, oder Tajassu . . 342
Das äthiopische Schwein, oder der Emgallo . 343
Das afrikanische Schwein 346
Der Hirscheber, oder der Babyrussa . . . 347

Bio=

[illegible]

Biographieen der Thiere.

Zweiter Band.

Fortsetzung des Katzengeschlechtes.

Der Leopard. Felis Leopardus. Lin. Leopard. Buffon.

Der Leopard hält sich in den meisten Gegenden von Afrika auf; besonders ist er am Senegal und in Guinea sehr häufig; man trift ihn aber auch in Asien, auf dem Gebirge Caucasus, in Arabien, in Persien bis nach China und Indien hin an. Er ist so groß als ein ansehnlicher Fleischerhund; sein Fell ist mit einem lebhaft gelben Haare bedeckt, auf welcher Grundfarbe man auf dem Rücken und an den Seiten ziemlich runde und dicht beisammenstehende schwarze Flecken erblickt. Sein Schwanz ist gegen drittehalb Fuß lang.

Er hält sich gern in dicken Wäldern auf, und besucht öfters die Ufer der Flüsse, um da den Thieren aufzulauern, die dahin kommen, um ihren Durst zu stillen. Er hat im Ganzen ein stolzes Ansehen; sein Auge ist stets in Bewe-

gung, sein Blick ist grausam, und alle seine Bewegungen sind kurz und schnell. In seiner Lebensart gleicht er dem Tiger und Panther. Da er aber kleiner als beide ist, so besitzt er auch nicht so viele Stärke, und wenn er sich mit ihnen in Kampf einläßt, so unterliegt er. Seine Nahrung besteht aus allerhand wilden und zahmen Thieren. Er ist sehr gefräßig und fällt über alles her, was ihm in den Weg kommt; er verschont kein lebendiges Geschöpf; doch soll er den Menschen nur dann angreifen, wenn er vom Hunger geplagt, oder von dem Menschen gereizt wird. Finden die Leoparden keine wilden Thiere mehr, um ihren grausamen Appetit zu stillen, so kommen sie in großen Schaaren aus ihren Schlupfwinkeln hervor, brechen in die zahlreichen Heerden von Schaafen und Rindern ein, und richten schreckliche Verheerungen darunter an. Ihre Beute zerfleischen sie sowohl mit den Zähnen als mit den Klauen, und ob sie gleich beständig fressen, so sind sie dennoch stets dünn und mager.

Wenn man Kolben's Nachrichten glauben darf, so kamen im Jahre 1708 zwei Leoparden, ein Männchen und ein Weibchen, mit drei Jungen auf dem Cap der guten Hoffnung in eine Schaafhürde. Die Alten brachten beinahe hundert Schaafe um, und tranken ihr Blut. Als sie sich gesättigt hatten, rissen sie ein todtes Schaaf in drei Stücke, und gaben jedem Jungen ein Stück. Hierauf nahm jedes ein ganzes Schaaf, und fieng sich, mit dieser Beute beladen, auf den Weg zu machen an. Da man sie aber bemerkt hatte, so lauerte man ihnen auf, und tödtete das Weibchen nebst den drei Jungen; das Männchen aber entkam glücklich. Der nämliche Schriftsteller versichert, der

Leopard fresse und berühre kein Aas, das ein anderes Thier umgebracht habe.

Der verstorbene Sir Ashton Lever hatte einen Leoparden in einem Käfige zu Leicester-house. Dieser war so zahm worden, daß er eine große Freude an Schmeicheleien und Liebkosungen fand, und daß er seine Seiten wie eine Katze an dem Käfige rieb. Sir Ashton schenkte ihn der königlichen Menagerie im Tower, wo ihn jemand, der ihn vorher gekannt hatte, nach einem Zeitraume von mehr als einem Jahre wieder sah, und kaum erblickte das Thier diesen Menschen, so schien es denselben auch sogleich wieder zu erkennen, und fieng wie gewöhnlich seine Liebkosungen zu erneuern an.

Als Bernier in Ostindien war, sah er im mongolischen Reiche eine Gazellenjagd mit gezähmten Leoparden *). Entdeckt man einen Haufen Gazellen, so sucht man es dahin zu bringen, daß sie der Leopard bemerkt, den man auf einem kleinen Karren gefesselt hält. Dies schlaue und listige Thier aber verfolgt sie nicht sogleich mit Hitze, sondern wendet, krümmt und verbirgt sich, bis es ihnen so nahe als möglich kommt; dann springt es mit unglaublicher Schnelligkeit auf sie los, erwürgt sie und sättigt sich mit ihrem Blute. Schlägt ihm dieser Streich fehl, wie es nicht selten der Fall ist, so macht es nicht die geringste Bewegung mehr, um ihnen etwan nachzusetzen, indem dies auch vergeblich seyn würde, weil die Gazellen schneller laufen und es auch länger aushalten können als die Leoparden.

*) Einige Naturforscher machen eine besondere Art aus dem Leoparden; den man zum Jagen braucht nennen sie felis jubata.

Sein Führer nähert sich ihm alsdann langsam, schmeichelt und wirft ihm ein Stück Fleisch hin, nimmt die Gelegenheit in Acht, wo er ihm die Augen bedecken kann, worauf er das Thier fesselt und wieder auf den Karren bringt.

Nach den Beobachtungen des Dr. Gall sieht man es sogleich jedem Thiere vorn am Schädel an, ob es sich zähmen läßt, oder nicht. Nicht der Mensch, sagt er, sondern die Natur zähmt die Thiere. Wenn sich der Schädel eines Geschöpfes über den Augen wölbend in die Höhe hebt, und also nicht gleich platt oberwärts läuft, so läßt es sich zähmen: denn es fehlt ihm nicht derjenige Theil des Gehirnes, wo das Organ der Erziehungsfähigkeit seinen Sitz hat, und das über der Nasenwurzel zwischen den beiden Augenbraunen liegt. Ein solches Thier läßt sich zähmen, und jemehr der Schädel über den Augen sich wölbt, und je höher er auf diese Art empor steigt, desto zahmer wird es. Alle unsere Hausthiere haben diese Schädelbildung, und dies ist der Grund, warum sie sich haben zähmen lassen, und warum sie sich an die Menschen gewöhnt haben.

Wenn man den Leoparden fangen will, so gräbt man tiefe Löcher in die Erde, bedeckt sie mit Flechtwerk, legt oben ein Stück Fleisch als Lockspeise darauf, und hintergeht ihn hiermit.

Sein Fleisch läßt sich essen, und soll am Geschmacke dem Kalbfleische ähnlich seyn.

Die Capkatze. Felis capensis. Lin. Cape Cat. Pennant.

Dies ist ein schönes Thier, das man am Vorgebirge der guten Hoffnung auf den Bergen wild findet. Es ist viel größer als die gemeine Hauskatze. Nach Forster (J. R.) findet es sich auch am Senegal, in Congo und in mehrern Theilen des südlichen Afrikas. Auf den Bergen, wo sich die Capsche Katze aufhält, richtet sie große Verheerungen unter den Kaninchen, jungen Antelopen, Lämmern und dem Federvieh an. Sie ist nicht so wild als die meisten andern Thiere des Katzengeschlechtes, und läßt sich, wenn man sie gefangen hat, leicht zähmen.

Als die beiden Forster auf ihrer Reise um die Welt am Vorgebirge der guten Hoffnung anlandeten, brachte man ihnen eine solche Katze; sie erhielten daher Gelegenheit, ihren Charakter zu beobachten. Sie fraß rohes Fleisch, und schien ihren Wohlthätern sehr zugethan zu seyn. Sie war völlig zahm worden, und nachdem sie Forster eine kurze Zeit gefüttert hatte, folgte sie ihm wie eine zahme Lieblingskatze nach. Sie ließ sich gern streicheln und liebkosen; rieb sich den Kopf und Hintern an dem Kleide der Person, die sie fütterte, und wollte gern bemerkt seyn. Sie schnurrte, wie unsere Hauskatzen, wenn ihr etwas gut däuchte. Sie war damals gegen neun Monate alt; man hatte sie noch ganz jung in den Wäldern gefangen.

Die wilde Katze. Felis catus. Lin. Chat Sauvage, Buffon.

Die wilde Katze, von der alle Spielarten der Hauskatze herstammen, lebt einzeln in allen großen Waldungen Teutschlands, und hält sich, den hohen Norden ausgenommen, in ganz Europa, in einem großen Theile von Asien und im nördlichen Afrika auf. Nur soll man sie, wie Pennant behauptet, nicht in den Wäldern von Siberien finden. Sie hält sich in dicken Gebüschen, in hohlen Bäumen, Felsenklüften, in leeren Dachs- und Fuchsbauen auf. Sie hat einen größern Kopf und stärkere Gliedmaßen als die zahme Katze. Ihre Farbe ist dunkel oder röthlich grau, mit schwarzen, vom Rücken nach den Seiten herablaufenden, Streifen. Der Schwanz und die Beine sind schwarz geringelt. Auffallend ist es, daß die Gedärme der wilden Katze um ein Dritttheil kürzer als jene der zahmen sind. In Ansehung des Naturells, der Sitten und des Betragens gleicht die wilde Katze der zahmen; nur ist sie unbändiger, scheuer und muthiger. Ihre Nahrung besteht aus alten und jungen Vögeln, aus Säugthieren u. s. w. Auch sucht sie die Fische auf, die bisweilen beim Ablassen der Teiche zurückbleiben.

Die wilden Katzen lassen sich leicht zähmen, so wie die zahmen auch leicht verwildern, wenn sie zu ihren Brüdern in die Wälder kommen. Da sie der Jagd sehr nachtheilig sind, so stellen ihnen die Jäger unaufhörlich nach. Sie sind listig, steigen sehr schnell auf Bäume, und verstecken sich hinter einem Ast. Verfehlt sie der Jäger beim Schießen, so kann er sehr übel wegkommen; denn

man weiß, daß wilde Katzen in der Wuth auf ihren Feind herabspringen, und mit ihren Klauen und Zähnen heftig verwunden. Ein Hund, der sich an eine wilde Katze wagen soll, muß schon stark seyn und viel Muth besitzen; schlechte Hunde werden von ihr schrecklich zugerichtet. Da auf Jamaica wegen der vielen Wälder die zahmen Katzen leicht wild werden, so schlitzen ihnen die Landleute die Ohren auf, oder schneiden sie ihnen auch gänzlich weg, damit dieses zarte Organ mehr dem Regen oder Thaue ausgesetzt ist; dieses Mittel soll jederzeit helfen.

Die zahme Katze.

Die Katze wird nie so zahm als der Hund; auch steigt ihre Schädelbildung über den Augen nicht so wölbend in die Höhe, wie beim Letztern. Sie läßt sich daher ungern einschränken; sie schweift nicht allein im Hause, sondern auch außerhalb desselben in einem gewissen Bezirke umher. Sie gewöhnt sich zwar an den Menschen und schmiegt sich an ihn an; allein er darf ihr nie recht trauen; wenn er es am besten mit ihr meint, wird er von ihr gekratzt. Wenn der Hund sich nicht leicht von seinem Herrn trennt, und ihm in jede Wohnung nachfolgt, so läßt ihn hingegen die Katze ruhig fortziehen, und bleibt in dem gewohnten Hause.

Gesicht und Gehör sind bei der Katze sehr fein; der Geruch aber sehr schwach. Nach Galls Bemerkung steht die Vortreflichkeit und Stärke eines Sinnes mit der Stärke seines Nerven im Verhältniß; je stärker dieser ist, desto vorzüglicher ist jener. Der Hund hat einen starken Geruchs-,

aber einen schwachen Sehnerven. Sein Geruch ist daher weit vorzüglicher als sein Gesicht. Umgekehrt findet dies auch bei der Katze statt. Da die Katze in ihrem wilden Zustande im Dunkeln auf Beute ausgeht, und ihr die Natur diese Bestimmung angewiesen hat, so sieht sie auch des Nachts besser als bei Tage, weil ihre Augen von allzu vielem Lichte geblendet werden.

Die Katze besitzt ein außerordentlich zähes Leben. Wenn sie von einem hohen Thurme herabgestürzt wird, so bleibt sie selten todt, sondern springt entweder sogleich oder doch bald darauf wieder fort. Sie liegt eine Zeitlang als todt da; nicht lange darauf aber läuft sie davon.

So wild die Katze auch von Natur ist, so scheint die Erziehung doch vieles in ihrem Charakter zu ändern. List und Schlauheit aber zeichnen sie stets aus, wenn sie auch Anhänglichkeit an den Menschen beweißt.

In einem Mönchskloster war eine Katze, die sich einen recht glücklichen Zustand zu verschaffen wußte. Ihr fetter Wanst machte der Küche Ehre, wo man sie jedoch fast niemals sah. Eines Tages hatte der Koch das Mittagsessen für die Mönche zurecht gesetzt, und wurde gewahr, daß ihm eine Portion fehle; er glaubte also, daß er sich verrechnet habe, und eilte die nöthige Anzahl voll zu machen. Des andern Tages findet er abermals eine Portion zu wenig. Diesmal kommt ihm sein Versehen noch seltsamer vor, er nimmt sich vor, in Zukunft besser Acht zu geben. Er setzt daher des andern Tages seine Schüsseln mit der größten Aufmerksamkeit zurecht, zählt sie nun, zählt sie noch einmal, bis er gewiß ist, daß keine fehlt. In diesem Augenblick klingelt die Glocke der Pforte. Er läuft hin, um aufzumachen,

sieht aber Niemand, kehrt zurück, und verwünscht die Glocke sammt dem Klingelnden. Beständig mit seinen Portionen beschäftiget, übersieht er sie von neuem, und — ihre Zahl ist um eine verringert. Was soll er von einem so plötzlichen Verschwinden denken? Es war Niemand als er in der Küche. Den folgenden Tag gehts eben so. Wer mag doch wohl die Glocke angezogen, wer mag die Portion weggenommen haben? — Kurz, er beschließt sich aufs Lauren zu legen. Zur gewöhnlichen Stunde hört er klingeln; anstatt aber nach der Pforte zu laufen, versteckt er sich in eine Ecke, und sieht die Katze des Klosters durchs Fenster hereinsteigen, mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit auf den Eßtisch springen, eine Portion wegholen, und gleich auf demselben Wege wieder heimkehren. Den Dieb hatte man entdeckt, nun kam es noch darauf an, auch den Klingelnden zu erhaschen. Man versteckte sich hinter einem nahe befindlichen Fenster, und sah die Katze mit den Pfoten an die Glocke schlagen, und augenblicklich nach dem Küchenfenster zu laufen. Ein so belustigender Aufzug wurde gar bald allen Mönchen bekannt, und von ihnen beobachtet. Sie hatten viel Vergnügen daran, und um eine so gute Gelegenheit, Neugierige herbey zu ziehen, nicht fahren zu lassen, wurde einstimmig beschlossen, daß man in Zukunft zu der gewöhnlichen Anzahl von Portionen noch eine hinzufügen sollte. Die Katze setzte ihr Kunststück ferner fort, und wurde von der Zeit an als ein Mitbruder betrachtet.

Im Journal de Paris von 1781 wird folgendes merkwürdige Beispiel von dem zähen Leben der Katzen erzählt: In der Nacht vom 17ten auf den 18ten Februar starb zu

Paris Dominique François de Chateau Blanc, ein berühmter Ingenieur. Den 18ten des Morgens um 4 Uhr wurden durch den Commissaire Formel die Effekten des Verstorbenen versiegelt. Bei dieser Gelegenheit kroch, ohne daß man es merkte, eine Katze, die noch kein Jahr alt war, in einen Kleiderschrank, und wurde eingeschlossen. Gleich an demselben Tage hörte man ihr Geschrei im Hause und in der Nachbarschaft. Allein die Kosten und die vielen Umstände, die mit der Entsiegelung verbunden gewesen wären, weil dieses nicht ohne die Gegenwart von gewissen Personen geschehen konnte, machten, daß man das arme Thier aufgab. Den 18ten März, also am 29sten Tage der Gefangenschaft, wurden endlich die Siegel abgenommen, und als man den Schrank öffnete, fand man zwar die Katze sehr abgezehrt, aber doch lebendig. Als sie etwas zu sich genommen, wohnte sie als Thier vom Hause den übrigen Verrichtungen der Commissarien treulich bei, als ob nichts mit ihr vorgegangen wäre.

Die Katzen haben ein starkes Vorgefühl von Veränderungen in der Witterung und von Erdbeben, wovon folgende Nachricht als Beweis dient.

Ein Kaufmann in Messina hatte zwei Katzen, die er selbst aufgezogen hatte; noch ehe der erste Stoß des Erdbebens geschah, waren diese Thiere schon in solches Schrecken gerathen, daß sie versuchten, sich unter dem Fußboden durchzugraben, um aus der Stube zu kommen. Der Kaufmann ließ sie in ein andres Zimmer gehn, und hier fiengen sie dieselbe Arbeit an; endlich als sie aus dem Hause kamen, liefen sie sporenstreichs zur Stadt hinaus; der Kaufmann folgte ihnen nach, und sah, daß sie, so-

bald sie auf freiem Felde waren, von neuem in die Erde zu kratzen anfiengen. Kurz darauf kam ein starker Stoß, und der Mann sah nun, daß viele Häuser in der Stadt, worunter auch sein eignes war, einstürzten. Hennings, von Ahndungen und Visionen, 2ter Th. Seite 431.

Es würde ungereimt seyn, wenn man annähme, daß die Katzen von dem bevorstehenden Erdbeben und den Wirkungen desselben auf das Haus und die Stadt eine bestimmte Vorstellung hatten. Ihr feineres Gefühl war Ursache, daß sie die Veränderungen in der Luft und Erde bemerkten, ehe der Mensch sie merken konnte; die anhebende Bewegung setzte sie durch ihre Ungewöhnlichkeit in Schrecken, und bewog sie, ihr Heil durch die Flucht zu suchen. Wahrscheinlich erwarteten sie da eine Oeffnung zu finden, wo sie die Bewegung am stärksten empfanden, und suchten daher sich durch den Boden hinaus zu graben, welcher unmittelbar die meisten Punkte ihres Körpers berührte, also ihnen das stärkste Gefühl von der Bewegung mittheilen mußte. Das Anhaltende dieses Gefühls mag sie vielleicht bestimmt haben, aus dem Hause in die freie Luft zu fliehen, wo die Bewegung von oben weniger empfunden werden konnte, als in dem eingeschloßnen Raum eines Zimmers. Zufälligerweise führte nun die Gasse, worin das Haus lag, grade zum Stadtthore; auf ihrem Wege fühlten sie wahrscheinlich nicht allein die Bewegung in der Erde, sondern dies Gefühl wurde vielleicht noch durch die Bewegung der zwischen den Gebäuden eingeschloßnen Luft verstärkt. Sie hatten also keine Ursache mit ihrem Laufe einzuhalten, bis der Eindruck, den die Bewegung der Luft und Erde auf sie machte, im freien Felde schwächer wurde.

Hier stehen sie still und kratzen in die Erde, deren Bewegung sie fühlen. Unterdessen hatten doch diese Thiere Vorstellung von einer bevorstehenden Unannehmlichkeit, und diese Vorstellung gründete sich auf ihre gegenwärtigen Empfindungen, und die Nichtübereinstimmung derselben mit dem gewöhnlichen Zustande ihres eignen Körpers, und der außer ihnen befindlichen Dinge; obgleich man darum nicht annehmen kann, daß sie gerade von dem besonderen Falle, der sich wirklich ereignete, eine Vorstellung hatten.

Die aus Roux, Journal de Médecine, Decembre 1771 von Blumenbach angeführten Erfahrungen beweisen, daß die Katzen oft dem Hunde an Treue nichts nachgeben, ihren Herrn auch nach seinem Tode nicht verlassen, und lange Zeit hindurch täglich sein Grab besuchen. Noch merkwürdiger ist die folgende Begebenheit, welche Dr. Schultz, (Miscellanea curiosa physico-medica Ann. 1675—77. Observat. 162.) von seinem Schwiegervater, dem Rektor Zimmermann in Thorn, erzählt.

Eine Katze war mit Einem von seinen Kindern zugleich erzogen worden, und lebte mit demselben in sehr gutem Verständniß. Das Kind wurde krank, und die Katze wich weder Tag noch Nacht von seinem Bette. Es starb, und sie verließ auch die Leiche bis zu dem Augenblick nicht, da man sie zur Erde bestattete. Nun verkroch sich das Thier höchst betrübt in einem Winkel, wo es starb. Zum Andenken dieser Begebenheit, ließ man sowohl das Kind als die Katze abmahlen, und dies Gemählde blieb lange ein Erbstück in der Familie.

Die Katze ist grausam und hämisch, selbst in ihren Spielen und Ergötzungen; allein nichts desto weniger ist

ihre Geschicklichkeit bemerkenswerth. Sie gleicht den Kannibalen, die ihre Gefangenen erst quälen, ehe sie sie auffressen. Sobald sie sich von einer Maus Meister gemacht hat, giebt sie ihr mit den Zähnen und Klauen einige leichte Hiebe, um sie zu betäuben; dann liebkost und streichelt sie dieselbe, und giebt ihr eine augenblickliche Freiheit, die sie ihr gleich darauf wieder entreißt. Bisweilen macht das kleine Thier von der List Gebrauch, die Wachsamkeit seines unbarmherzigen Argus zu betrügen. Es stellt sich, als ob es todt wäre, läßt sich kehren und wenden, ohne irgend ein Zeichen des Lebens von sich zu geben, und wenn es glaubt, es sey ein günstiger Augenblick zur Flucht da, so läuft es mit einer unglaublichen Geschwindigkeit davon. Allein, boshaft und verschlagen hat die Katze schon den Raum ausgemessen, den die Maus bei ihrer Flucht durchlaufen kann; mit einem leichten Sprung bemächtigt sie sich derselben wieder, und versetzt ihr neue Wunden. Bisweilen spielt sie Ball mit ihr und wirft sie in die Höhe, um das Vergnügen ihres Fanges zu vervielfältigen; dann wendet sie, als ob auf einmal die Grausamkeit der Gnade und Güte Platz mache, ihr Gesicht von ihrer zitternden Gefangenen weg, deren geringste Bewegungen sie aber doch von der Seite bemerkt. Blos die Ermüdung macht diesem Spiele ein Ende, das sich für die Maus jedesmal mit dem Verlust des Lebens schließt.

Die Katzen sind sehr naschhaft; allein die Furcht, sich zu verbrennen, ist oft ein großes Hinderniß der Befriedigung ihrer Naschhaftigkeit. Jemand hatte eine Katze, die es nicht gut ausstehen konnte, wenn sie ihn alle Morgen Kaffee trinken sahe. Sie trank ihn gern, und ob ihr der-

selbe gleich oft eine Tasse mit Kaffee hinhielt, so wagte sie doch nicht, das Maul an den heissen Trank zu setzen, sondern wartete, bis sie ihr Herr beinahe ausgeleert und den Ueberrest hatte kalt werden lassen. Eines Tages, als er ihr zu lange zauderte, und das Frühstück ganz fertig war, entschloß sie sich, nicht auf ihn zu warten, sondern tauchte die Pfote in die Tasse und leckte sie ab. Derjenige, der dies erzählt, war Zeuge dieses Kunstgriffs und wollte das Ende davon sehen. Sie setzte ihn eine gute Viertelstunde lang fort; und als sie glaubte, daß der Kaffee ohne Gefahr sich zu brennen getrunken werden könne, trank sie ihn bis auf den letzten Tropfen aus.

Ein Freund des Herrn Bingley besaß einen Hund und eine Katze, die sich durchaus nicht mit einander vertrugen, und die häufig mit einander wegen der Oberherrschaft im Hause in Kampf geriethen, bis endlich der Hund so vollkommen siegte, daß er die Katze aus dem Hause jagte, und sie nöthigte, anderwärts einen Zufluchtsort zu suchen. Mehrere Monate lang besaß der Hund das Haus allein. Da er aber von einer Magd vergiftet wurde, deren nächtliche Besuche er zu oft verrathen hatte, so warf man ihn bald darauf todt auf den Hof vor die Thüre. Von dem benachbarten Dache sah man die Katze alle Bewegungen derjenigen beobachten, die herbeikamen, um den Hund zu besehen; als nun Niemand mehr da war, stieg sie selbst vom Dache herab, und schlich sich vorsichtig hinzu. Endlich näherte sie sich dem todten Hunde, und als sie ihn mehrmals mit ihren Krallen befühlt hatte, und vollkommen überzeugt zu seyn schien, daß ihr Gegner ihr nunmehro nichts mehr zu Leide thun könne, kehrte sie ruhig

in ihre ehemalige Wohnung zurück, und ließ sich hier nicht weiter stören.

Eine Katze besuchte, wie Smellie erzählt, öfters ein Cabinet, dessen Thüre mit einer gewöhnlichen eisernen Klinke zugemacht war. Nicht weit von der Thüre war ein Fenster. Wurde die Thüre zugeschlossen, so war die Katze eingesperrt, und konnte nicht wieder herauskommen; allein hieraus machte sie sich nichts, sondern sobald sie ihrer Einsperrung überdrüßig war, sprang sie auf die Fensterfläche, hob geschickt mit ihren Krallen die Klinke in die Höhe, und kam heraus. Dies setzte sie mehrere Jahre lang fort.

Im Julii 1800 holte man zu Lyon einen Arzt, um den Leichnam einer ermordeten Frau zu besichtigen. Er verfügte sich nach ihrer Wohnung, wo er sie auf der Erde lebenlos liegend und in ihrem Blute schwimmend fand. Eine große weiße Katze saß in einer entfernten Ecke des Zimmers oben auf einem Schranke, wo sie hingeflüchtet zu seyn schien. Hier saß sie ganz bewegungslos, hatte die Augen stier auf den Leichnam geheftet; ihre Stellung und ihre Blicke verriethen Schauder und Entsetzen. Den darauf folgenden Morgen traf man sie noch an dem nämlichen Orte, und in der nämlichen Stellung an, und ob schon das Zimmer mit Gerichtsbeamten angefüllt war, so störte sie doch weder das Getöse der Waffen der Soldaten, noch das laute Gespräch der Gesellschaft in ihrem Hinstarren auf den Leichnam. Sobald man aber die Personen herein brachte, die man wegen des Mordes in Verdacht hatte, fiengen ihre Augen vor Wuth zu glühen an, ihr Haar sträubte sich, sie stürzte pfeilschnell mitten in das Zimmer, wo sie einen Augenblick still stand, um sie recht genau an-

zugehen; hierauf verkroch sie sich eilig unters Bette. Das Gesicht der Mörder entfärbte sich, es verrieth ihr Verbrechen, und sie gestanden, daß sie die Mordthat begangen hätten. Aus Furcht verkroch sich also die Katze unter das Bette, sobald sie die Mörder genau erkannt hatte.

Es giebt wenige Thiere, die ihre Jungen mit mehr Zärtlichkeit behandeln, und mehr Zuneigung gegen sie zeigen als die Katzen. Die Sorgfalt, mit welcher die Mutter ihre Jungen pflegt, und das Vergnügen, das sie über alle ihre kleinen lustigen Streiche zu empfinden scheint, sind für den Beobachter der Natur ein angenehmes Schauspiel. Man weiß, daß die Katze nicht blos Junge anderer Mütter zärtlich nährt und pflegt, sondern daß sie sogar Junge von andern Thierarten säugt, von welchem letztern Umstande man neuerlich mehrere Beispiele beobachtet hat. „Einer meiner Freunde," sagt Herr White in seiner Naturgeschichte von Selborne, „hatte einen kleinen hülflosen Hasen, den die Bedienten mit Milch aus einem Löffel fütterten; um diese Zeit warf seine Katze Junge, die man ihr aber wegnahm und vergrub. Bald darauf verschwand der Hase, und man glaubte, er sey von einem Hunde oder einer Katze gefressen worden. Nach ungefähr vierzehn Tagen, als der Herr im Abenddunkel in seinem Garten saß, sah er seine Katze mit aufgehobenem Schwanze auf sich los kommen, und hörte, daß sie etwas mit kurzen Tönen, dergleichen die Katzen hören lassen, wenn sie ihre Jungen locken, rufe; als er genauer umher blickte, sah er, daß sie den kleinen Hasen locke, den sie mit ihrer Milch ernährt hatte, und mit großer Zärtlichkeit zu pflegen und zu füttern fortfuhr.

Auf

Auf diese Art wurde ein körnerfressendes Thier von einem fleischfressenden und Raubthiere ernährt.“

Diese sonderbare Zuneigung hatte wahrscheinlich ihren Grund in dem Verlangen, in den zärtlichen Muttergefühlen, die der Verlust ihrer Jungen in ihrer Brust erregt hatte. Die Katze fühlte ein großes Vergnügen, wenn der junge Hase an ihren Zitzen sog; sie liebte ihn eben so sehr, als ob es ihr eigenes Junge gewesen wäre.

„Ein Knabe, (erzählt der nämliche Herr White) hatte drei junge Eichhörnchen in ihrem Neste gefangen. Diese kleinen Thiere that er unter eine Katze, die ihre Jungen vor kurzem verloren hatte, und fand, daß sie die Eichhörnchen eben so sorgfältig und liebreich pflegte und säugte, als ihre eigenen Jungen.“

Um die jungen Eichhörnchen, die von einer Katze gesäugt wurden, zu sehen, fanden sich so viele Leute ein, daß die Pflegemutter für ihre Jungen und für sich selbst besorgt wurde; sie nahm sie daher weg, und trug sie auf ein Tafelwerk, wo Eines davon starb. Aus diesem Umstand sieht man, wie sehr sie die Jungen liebte, und daß sie glaubte, die Eichhörnchen seyen ihre eigenen Jungen.

Hieraus läßt es sich auch erklären, woher die Erzählung rührt, daß bisweilen ausgesetzte Kinder von wilden Thierweibchen ernährt und gepflegt worden seyn. Wahrscheinlich waren dies solche Thiere, die ihre Jungen verloren hatten, und die sich von dem Drange der Milch befreien wollten. Ist es wohl ein größeres Wunder, daß Romulus und Remus von einer Wölfin gesäugt worden seyen, als daß ein Hase oder ein Eichhörnchen von einer blutgierigen Katze gesäugt wird?

Um ihren Pelz, besonders aber ihre Barthaare reinlich zu halten, waschen sich die Katzen das Gesicht; dies thun sie jedesmal, wenn sie fressen, und zwar bis hinter die Ohren. Da sie aber diese Stellen mit der Zunge nicht erreichen können, so machen sie erst die inwendige Seite des Fußes mit dem Speichel naß, und reiben dann ihr Gesicht damit ab. Dies hält der Dr. Darwin für ein Zeichen von Verstand, weil sie, wie er sagt, dazu ein Mittel brauchen, zu dem man ohne Verstand seine Zuflucht nicht nehmen kann.

Die Katzen sind große Liebhaber von wohlriechenden Sachen, und verabscheuen üble Gerüche; daher kommt es vielleicht auch, daß sie ihre abscheulich stinkenden Exkremente verscharren. Der Katzenmünze, dem Baldrian und dem Marum verum gehen sie sehr nach, und finden ein Vergnügen an dem Geruche dieser Gewächse. Man kann sie mit diesen Kräutern auch weglocken.

Ein Naturforscher wollte Versuche machen, um zu sehen, wie lange ein lebendiges Geschöpf ohne Luft und Athemholen leben könne. Er wählte hierzu eine Katze, die er unter eine Luftpumpe that. Schon hatte er verschiedene Züge mit dem Pumpenstock gethan. Das Thier, dem in einem Luftkreis, der sich immer mehr und mehr verdünnte, übel zu werden anfieng, wurde bald gewahr, wo die Gefahr herkomme. Es setzte seine Pfote auf das Loch, welches der Luft den Ausgang verschaffte, und verhinderte auf die Art, daß keine mehr hinaus fuhr. Alle Bemühungen des Naturforschers waren vergebens; vergebens zog er den Stock an, die Pfote der Katze verhinderte seine Wirkung, vergebens ließ er auch wieder Luft in das Gefäß hinein,

um das Loch des Bodens zu eröffnen. Sobald die Pfote der Katze die Luft fühlte, zog sie dieselbe augenblicklich zurück; allein bei dem ersten Zug des Stocks, der sie eines Theils der Luft beraubte, eilte sie, das Loch wieder zu verstopfen. Alle Zuschauer klatschten dem durchdringenden Verstande dieses Thieres Beifall zu, und man sah sich genöthigt, dasselbe frei zu lassen, um ein anderes an seine Stelle zu setzen, das weniger Einsichten hatte, und ihnen das grausame Vergnügen verschaffte, mit ihren Augen alle Grade, die vom Leben zum Tode führen, durchzulaufen.

In einem Collegio gab eine kleine hübsche Katze auf eine Maus Acht, die beim Eingang ihres Lochs in einer beständigen Bewegung zu seyn schien, und gerne heraus wollte, durch die Gewahrwerdung ihrer Feindin aber ihr Loch zu verlassen verhindert wurde. In einem Augenblick waren alle Gesichter der Schüler nach dieser Seite hingekehrt. Der Abbe', der dies bemerkte, und den man von dem Gegenstand der Zerstreuung unterrichtete, willigte gern darein, daß man mit ihm der Entwickelung einer Scene zusah, die ihm sein Geschmack an der Naturgeschichte interessant machte. Er hatte nicht Ursache, sich seine Gefälligkeit gereuen zu lassen. Zum großen Erstaunen der Zuschauer, verließ die Katze, der die Furchtsamkeit der Maus alle Hoffnung zu benehmen schien, plötzlich ihren Posten, und legte sich mit einer gleichgültigen Miene, den Rücken nach dem Loch hingekehrt, nieder, als ob sie gar nicht mehr an ihre Beute denke. Durch diese anscheinende Ruhe betrogen, wagte es das kleine Thier herauszukommen, und setzte sich zitternd in einiger Entfernung von der Katze nichts bewegt sich, alles ist ruhig; sie thut noch

einen Schritt, dann zwei und hält allemal wieder ein. Noch immer dieselbe Gleichgültigkeit von Seiten der Katze. Endlich wagt sie noch mehr. Nun wird man glauben, die Katze sey auf die Maus los gegangen, von deren Stellungen ihr keine einzige entgangen war? Keineswegs, sie läuft nach dem Loch und verstopft es mit ihrer Pfote. Die Verwirrung, worein diese List das kleine Thier versetzte, machte, daß es sich beinahe von selbst in die Klauen seines Feindes stürzte.

Ein Freund des Dr. Darwin sah eine Katze eine Forelle fangen, indem sie nach derselben in ein tiefes helles Wasser bei der Mühle zu Weaford in der Nähe von Lichtfield sprang. Die Katze gehörte Herrn Stanley, der sie oft auf diese Art im Sommer hatte Fische fangen sehen, wenn der Mühlteich so niedrig war, daß man die Fische darin sehen konnte. Man weiß, daß auch andere Katzen bei niedrigem Wasser am Ufer Fische fangen. Dies hält Darwin für ihre natürliche Art, eine Beute zu erhaschen, welcher sie sich aber durch ihren häuslichen Zustand entwöhnt haben, ob sie schon noch eben so gern Fische fressen.

Die Katzen scheinen noch einen besondern Sinn an ihren Barthaaren zu besitzen, die vielleicht einige Aehnlichkeit mit den Fühlhörnern der Nachtvögel und Schmetterlinge haben. Die Bärte der Katzen bestehen nicht blos aus langen Haaren an den Oberlippen, sondern sie haben auch vier bis fünf lange Haare, die von jeder Augenbraune aufwärts steigen, so wie auch zwei bis drei auf jedem Backen. Alle diese Haare zusammen bilden, wenn sie das Thier empor hält, mit ihren Spitzen eben so viele Theile von dem

Umfange eines Zirkels, dessen Größe wenigstens dem Umfange jedes Theiles ihres Körpers gleich kommt. Mit diesem Werkzeuge und, wie man glaubt, durch ein wenig Erfahrung wissen sie augenblicklich, ob eine Oeffnung in einer Hecke oder in einem Gesträuche, in welchem diese Thiere in ihrem wilden Zustande leben, groß genug ist, um mit ihrem Körper hineinkommen zu können. Dieser Umstand ist für sie von großer Wichtigkeit, mögen sie nun selbst etwas verfolgen oder verfolgt werden. So steht es auch in ihrer Willkühr, die Barthaare empor zu richten und nach den Lippen vor zu bringen; wahrscheinlich erforschen sie hierdurch, ob eine finstere Höhle noch weiter gangbar ist oder nicht.

Die Katzen sind sehr selten dem Menschen so zugethan, wie die Hunde; ihre ganze Anhänglichkeit scheint sich blos auf die Häuser zu beschränken, in denen sie aufgezogen worden sind. Daß Katzen von freiem Stücken nach dem Orte zurückgekehrt sind, wo man sie weggetragen hatte, ist bekannt, ob schon die Entfernung mehrere Meilen betrug, und ob sie ihr Weg schon über Flüsse führte, wo sie durchaus keine Kenntnisse weder von dem Wege noch von der Richtung haben konnten, die sie zu nehmen hatten.

Es giebt kein angenehmeres Schauspiel, als wenn man eine Katze das erstemal vor einem Spiegel stellt. Das Thier scheint über das, was sie im Spiegel erblickt, erstaunt und erfreuet zu seyn, und macht mehrere Versuche, seinen neuen Bekannten zu befühlen; wenn es aber endlich sieht, daß alle seine Bemühung umsonst ist, so guckt es hinter den Spiegel und scheint ins höchste Erstaunen zu gerathen, daß es da keine Gestalt erblickt; es tritt wieder vor dem

Spiegel, und sieht die Gestalt wieder; versucht sie mit dem Fuße zu berühren, und indem es bisweilen schnell hinter den Spiegel gukt, wird es in seinen Beobachtungen immer genauer, und fängt gleichsam an, Versuche zu machen, da es seine Pfoten in verschiedenen Richtungen ausstreckt, und wenn es sieht, daß diese Bewegungen allemal von der Gestalt im Spiegel genau nachgemacht werden, so scheint es endlich eine genaue Einsicht in die wirkliche Beschaffenheit des Bildes im Spiegel zu erhalten. Das nämliche ist in frühern Zeiten mit dem Hunde der Fall.

Da die Veranlassung zur Beobachtung der Katzen nicht so häufig, wie bei den Hunden, ist, so mögen hier noch einige Anekdoten stehen, welche Aufschluß über ihren Charakter geben.

Ich hatte eine Katze, erzählt Herr Wenzel in seiner Entdeckung über die Sprache der Thiere, und einen Hund, die einander so lieb gewannen, daß das Eine ohne das Andre gar nicht seyn konnte. Bekam der Hund ein gutes Stückchen, so konnte ich versichert seyn, daß auch die Katze, seine Freundin, ihren Antheil davon erhalten würde. Sie fraßen friedlich aus Einer Schüssel, hatten ein gemeinschaftliches Bette, und promenirten täglich in Gesellschaft. Ich wollte diese dem Scheine nach so vertrauete Freundschaft auf die Probe stellen, und nahm eines Tages die Katze allein auf mein Zimmer, indeß ich den Hund in einer andern Stube bewachen ließ. Ich bewirthete die Katze auf das beste; denn ich wollte erfahren, ob es ihr ohne ihren Gefährden, mit dem sie bisher noch immer Tafel gehalten hatte, so wie vorher schmecken würde. Die Katze fraß mit voller Begierde, und schien den Hund völlig

vergessen zu haben. Ich hatte ein Rebhuhn, davon ich mir die Hälfte zum Abend aufbewahren wollte. Meine Frau deckte einen Teller darüber, und stellte den Braten in einen Wandschrank, ohne die Thür desselben abzuschließen. Die Katze entfernte sich. Ich nahm Stock und Hut, und gieng aus. Meine Frau saß im Nebenzimmer und arbeitete. Als ich wieder nach Hause kam, erzählte man mir Folgendes: Die Katze hatte eiligst das Speisezimmer verlassen, und sich zu ihrem Hunde verfügt, wo sie ungewöhnlich stark und in verschiedenen Tönen miaute, welches der Hund zuweilen mit einem einsylbigen Bellen beantwortete. Hierauf liefen beide nach dem Zimmer, wo die Katze zu Gaste war, und warteten so lange an der Schwelle, bis die Thür geöffnet wurde. Eins von meinen Kindern öffnete sie. In einem Augenblicke waren die beiden Freunde in der Stube. Das Miauen der Katze machte meine im Nebenzimmer arbeitende Frau aufmerksam; sie stand von ihrem Sitze auf, gieng leise an die halb geöffnete Thüre, und beobachtete das, was vorgieng: die Katze führte den Hund zum Schranke, in dem sich das Rebhuhn befand, stieß den Teller, welcher die Schüssel deckte, herab, langte den Braten heraus, und brachte ihn dem Hunde, der ihn auch mit Vergnügen verzehrte. Nun verkrochen sich beide, und sahen mit Ungeduld dem Augenblicke entgegen, wo sich das Zimmer wieder öffnen würde. Ich war der Erste, der die Thür aufmachte, und schüchtern liefen beide zwischen meinen Füßen hindurch. Meine Frau und die Hausleute erklärten mir die Schüchternheit dieser Thiere. Wahrscheinlich hat die Katze dem Hunde durch ihr Miauen zu verstehen gegeben, welch eine herrliche Mahlzeit sie gehabt, wie

sehr es ihr aber auch leid gethan habe, daß sie dieselbe ohne ihn genießen mußte. Wahrscheinlich hat sie ihrem Lieblinge gesagt, daß sich noch etwas für ihn im Schranke befinde, und ihn beredet, ihr dahin nachzufolgen. — Von der Zeit an habe ich beide Thiere zu einem besondern Gegenstande meiner Beobachtung gemacht, und mich vollkommen überzeugt, daß eins dem andern treulich Nachricht von dem gab, was einiges Interesse für sie hatte.

Die Katze ist freilich ein sehr eigensinniges Thier, man kann sie aber doch zu verschiedenen Künsten erziehn. Zu Paris sah man das sonderbare Schauspiel, daß abgerichtete Katzen ein Concert aufführten. Diese Thiere standen in abgetheilten Reihen, und hatten Noten vor sich; in der Mitte aber stand ein Affe, der den Takt schlug. Auf diese regelmäßigen Zeichen machten die Katzen ein Geschrei oder Gemiaue, dessen Verschiedenheit Töne hervorbrachte, die sehr lächerlich waren. Dieses Schauspiel wurde dem Publikum unter dem Namen concert miaulant angekündigt.

Im Julii 1801 wurde in Paris ein Frauenzimmer ermordet. Der Friedensrichter und ein Arzt begaben sich dahin, wo der Mord geschehen war, um den Leichnam zu untersuchen. Die todte Frau lag auf der Erde. Ein Windspiel zu ihren Füßen leckte sie von Zeit zu Zeit, und heulte. Bei ihrer Erscheinung stand es auf, bell nicht, lief auf sie zu, und kehrte dann zu seiner Gebieterin zurück. Sein gesenktes Haupt, sein langsamer Gang, alle seine Züge verriethen die tiefste Trauer. Aber oben auf einem Schranke saß in einer Ecke eine Katze fest und unbeweglich. Ihr Blick verrieth Wildheit und Zorn, und war unverän-

dert auf die Erwürgte gerichtet. Schon fanden sich mehrere Personen in dem Zimmer ein; aber weder durch das Zuströmen fremder, ihr ganz unbekannter, Menschen, noch durch das dadurch verursachte Geräusch, noch durch andre Unruhen ließ sie sich aus der angenommenen Stellung bringen.

Man gieng und kam wieder, und fand die Katze immer so. Unterdessen hatte man die wahrscheinlichen Mörder ausfindig gemacht, und beschlossen, sie hierher zu führen. Dies geschah. Noch ehe die Katze sie ansichtig wurde, ja schon bei ihrer Annäherung, wurden ihre Blicke wilder und wüthender; sie verdrehte die funkelnden Augen; ihr Haar sträubte sich empor — und kaum erblickte sie dieselben beim Eintritte in das Zimmer, als sie gräßlich auf sie zu sprang, ihre grimmigen Augen gegen sie warf, und in dieser Stellung vor ihnen allerlei Zeichen der heftigsten Wuth von sich gab, aber weiter, vermuthlich wegen der Menge der Menschen, welche sie fürchtete, keinen Angriff auf sie wagte. Sie drehte sich noch ein paarmal wild gegen sie, und kroch dann traurig in einen Winkel zurück.

Dies setzte einen Jeden, und die Mörder selbst in das größte Erstaunen. Die Letztern wurden dadurch plötzlich und tief erschüttert, und konnten das Geständniß ihrer schrecklichen That fast nicht deutlicher darlegen, als in ihrem Benehmen bei diesem auffallenden Ereignisse. Jedermann glaubte auch gewiß, daß dies die Mörder seyen, und nicht mit Unrecht. Denn bald ergab sich dies aus andern Nebenumständen mit mehrerer Gewißheit.

Eine Frau von *** liebte ihr Kätzchen außerordentlich. Das Thierchen schlief mit ihr in Einem Bette, früh-

stückte mit ihr aus Einer Tasse und ruhte auf ihrem Schooße. Diese so liebevolle Behandlung nahm das Kätzchen mit Dank auf, und schmeichelte seiner Gebieterin und Freundin, wo es nur konnte. Eine alte Dienstmagd im Hause, der es wehe that, daß die Katze und nicht sie täglich eine Tasse Kaffee bekam, schwur dem Thiere Rache. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Die Frau erhielt Briefe von ihrem Gemahl aus der Hauptstadt, die sie auf das dringendste dahin riefen. „Ich muß auf einige Wochen verreisen," sagte sie zu der alten Marie, „und übergebe Euch mein Liebstes, was ich habe. Sorgt für das Kätzchen; lasset es an nichts Mangel leiden, gebt ihm täglich seine Tasse Kaffee, eine gute Suppe zu Mittag, nicht zu fettes, klein geschnittenes Fleisch, nehmt es mit zu Bett und thut überhaupt dem Thierchen wohl! Ich will erkenntlich seyn." Marie versprach alles, und gelobte der Frau mit einem Handschlage, daß das Mietzchen die besten Tage haben sollte. — Die Frau war beruhigt, drückte die Katze noch einmal an ihre Lippen und an ihr Herz, benetzte sie mit Thränen, legte sie ins Bette, küßte sie noch einmal — und schied von ihrem Lieblinge. „Gebt mir aufs Mietzchen Acht!" rief sie aus dem Wagen, und fuhr mit beklommner Brust davon. — Wer war jetzt froher, als die alte Marie! Die Kutsche entzog sich nicht sobald ihrem Auge, als sie schon nach dem Zimmer lief, das im Flaumenbette sanft schlummernde Mietzchen ergriff, und es unbarmherzig zur Thür hinauswarf, mit dem Fuße stieß, das Zimmer abschloß, und sich nicht weiter darum bekümmerte. Die Mittagsstunde rückte heran. Die Katze fand sich wie gewöhnlich ein. Statt Suppe und Braten

bekam sie Schläge, mußte im Wind und Regen den ganzen Tag herumlaufen, hatte keine weiche Schlafstelle und keinen Kaffee zum Frühstück. Mietzchen verbarg sich auf dem Boden des Hauses und jammerte. Marie that sich bei Kaffee und Braten gütlich. — Unvermuthet kommt die Frau nach Hause zurück. „Wo ist Mietzchen?“ ist ihre erste Frage. „Eben lief mein liebes Kätzchen zur Thür hinaus;“ antwortete Marie. „Seit Ihro Gnaden weg waren, sah ich das arme, gute Mietzchen nicht lustig. Ich mochte mit ihm so schön thun, als ich wollte, alles vergebens! Der Kaffee schmeckte dem Thierchen nicht, den besten Braten ließ es liegen, und äußerst unruhig schlief es in meinen Armen! — Da kommt es; man siehts ihm an, daß es sich freuet, Ihro Gnaden zu sehen.“ So sprach die Alte, und Thränen traten in die Augen der Frau v. ***. Mit fast mütterlicher Zärtlichkeit hob sie das Kätzchen von der Erde, drückte es an ihren Busen und herzte und küßte es. Die Alte entfernte sich, und nun fieng die Katze zu miauen an. Sie sprang auf den Tisch, wo sie zu frühstücken gewohnt war, und miauete. Sie lief zum Bette, und ihre Töne wurden schneidender und eindringender. Sie wälzte sich an der Thür und verdoppelte ihr Geschrei. Sie zog ihre Gebieterin am Rocke, führte sie die Bodenstiege hinauf, und legte sich da miauend auf dürres Laub hin. Sie lief wieder hinab und in die Küche, wo sie vor der alten Marie stehen blieb, und mit einem auf die Frau von *** gerichteten Blicke ihre tiefen Klagetöne fort modulirte. Frau v. *** verstand die Katze vollkommen. Mietzchens Miauen auf dem Kaffeetische bedeutete, daß es kein Frühstück bekommen hatte.

Die Elegie am Bette sagte, daß es hierin nicht geruhet habe. Das Herumwälzen und Geschrei an der Thür entdeckte, daß es herausgeworfen und gemißhandelt worden sey. Mietzchens Töne oben auf dem Boden des Hauses zeigten an, wie elend es hier die Nächte durchbracht habe, und das Heulen vor Marien, klagte diese als die Urheberin alle des Uebels an.

Im Jahre 1771, an einem Sommertage, des Morgens, stieß sich die jetzt zu Potsdam verheirathete Madame W., als sechsjähriges Kind, mittelst eines Splitters, an den Fuß, setzte sich mitten in der Stube auf die flache Erde, und weinte laut und ungezogen. Man achtete Anfangs nicht auf dies Weinen, weil man die Veranlassung desselben für unbedeutend, und das Weinen für eine Aeußerung des Eigensinns hielt. Endlich wurde die ältere Schwester des Kindes, die noch schlummernd im Bette lag, von dem fortgesetzten Schreien ganz munter, und bemerkte, indem sie eben aufstehen und das Kind beruhigen wollte, daß die sonst ganz zahme und bei den mit ihr spielenden Kindern des Hauses sehr beliebte Katze von ihrem Lager unter dem Ofen aufsprang, auf die Schreiende zueilte, ihr mit der einen Tatze einen derben Backenstreich gab, so, daß das Blut darnach von dem Backen herunterlief, und dann unmittelbar darauf, und ganz kaltblütig, nach ihrer Lagerstätte unter dem Ofen zurückgieng. — Da diese Katze das nicht war, was man falsch nennt, vielmehr, mit den jüngsten Kindern des Hauses groß worden war, diese nie absichtlich gekratzt hatte, so scheint es, als ob sie das ihr lästige und unangenehme Schreien des Kindes durch den

ihm dargereichten Backenstreich habe beendigen wollen, um ruhig und ungestört fortschlafen zu können.

Folgendes Beispiel von der Grausamkeit, Falschheit und Undankbarkeit des Katzengeschlechts mag für alle zärtliche Katzenfreunde zur Warnung dienen. Es betrift einen französischen reformirten Prediger, Namens Mariette, der um der Religion willen seine Zuflucht nach England genommen hatte. Dieser Prediger hatte seinen Wohnplatz in Canterbury aufgeschlagen, wo er nach seiner Bequemlichkeit leben konnte, besonders da ihm der Erzbischoff daselbst einen ganzen Kirchsprengel anvertraut hatte. Sein größtes und fast einziges Vergnügen war eine große Katze, die er schon zehn bis zwölf Jahr, unter beständigen Liebkosungen, an sich gewöhnt hatte. Er hegte zu diesem Thiere außerordentlich viel Neigung, und wenn keine Fremden bei ihm waren, gab er ihm auf einem besondern Teller immer dieselben Leckerbissen, wovon er speisete.

Herr Mariette hatte von seinen benachbarten Amtsbrüdern einst viele zu einer Mittagsmahlzeit eingeladen. Sein Bruder war bei diesem Schmauße zugegen, und vorzüglich diesem zu Ehren wurden die Gäste vortreflich bewirthet. Die erwähnte Katze des Herrn Mariette hatte die großen Anstalten zur prächtigen Bewirthung der Gäste in der Stille mit angesehn, und geglaubt, man würde ihr auf einem besondern Teller von allen Leckerbissen, eben so gewissenhaft zu kosten geben, als sie es bisher von ihrem Herrn gewohnt war. Allein Herr Mariette war entweder zu beschäftigt, um an seinen Liebling zu denken, oder, welches noch wahrscheinlicher ist, er wollte seine Schwachheit verbergen. Kurz, er begnügte sich diesmal

damit, seine Katze zu rufen, und ihr ein Stückchen Fleisch über die Schulter zu reichen. Das eifersüchtige Thier nahm diesen Leckerbissen nicht an, und näherte sich seinem Herrn während der Mahlzeit nicht wieder. Gegen vier Uhr verließ man die Tafel. Zwei der Gäste, welche auszuruhen wünschten, wurden von Herrn Mariette's Bruder in eine Kammer geführt, wo sie auf seinem Bette zwei gute Stunden schliefen. Dem Herrn Wirth gefiel es, ihrem Beispiele zu folgen.

Herr Mariette befand sich mit seinem erzürnten Liebling allein in eben dem Zimmer, wo man gespeiset hatte, und war auf einem Sopha eingeschlummert. Der Bruder machte unterdessen einen Spatziergang im Garten. In dieser stillen Zwischenzeit kam ein Bedienter des Erzbischoffs von Canterbury mit einem wichtigen Schreiben an den Prediger. Der Bruder eilte, den Herrn Mariette zu wecken; allein er kam leider schon zu spät; denn sein Liebling hatte ihn erdrosselt! Anfänglich glaubte sein Bruder, er müsse von einem plötzlichen Schlagflusse getroffen seyn. Da er aber die beiden schlafenden Gäste aufgeweckt und herbeigerufen hatte, zeigten ihm diese die schrecklichen Spuren der Katzenklauen am Halse des Erwürgten, welche ihm ein deutliches Licht über die Todesart seines Bruders gaben.

Die mörderische Katze war indessen schlau genug in eben dem Zimmer zu bleiben, und sich zu stellen, als ob sie schliefe. Der Bruder des Herrn Mariette kam zufälliger Weise auf einen besondern Versuch, um sich mehr Gewißheit in dieser Sache zu verschaffen. Er bat seine beiden Freunde, sich zu verbergen. Er selbst band eine Schnur

um den Fuß des Erwürgten, stellte sich in einen Winkel, zog an der Schnur und bewegte den Verstorbenen so natürlich, daß die betrogene Katze, die noch einiges Leben in ihrem Herru wahrzunehmen und ihn nicht völlig erdrosselt zu haben glaubte, noch einmal über ihn herfiel, um ihn, auf die Art, wie vorher, noch vollends zu erwürgen. Herr Mariette, der nun keiner weitern Ueberzeugung bedurfte, verfolgte das grausame Thier mit seinem Degen; allein sie entkam, und hat sich nie wieder sehen lassen.

Ob gleich die Katze gemeiniglich einen sehr leisen Schlaf hat, so schläft sie doch bisweilen so fest, daß man sie tüchtig schütteln muß, ehe sie aufwacht. Diese sonderbare Erscheinung bemerkt man vorzüglich mitten im Winter, besonders wenn Schneewetter kommt *). Sowohl in solchen Zeitpunkten, als auch bei einigen andern Gelegenheiten verbreitet das Thier einen durchdringenden Geruch, der etwas Aehnliches mit dem Geruche der Gewürznelken hat.

Man giebt vor, daß die Katzen im Finstern gut sehen; allein ob dies schon nicht ganz der Fall ist, so ist doch so viel gewiß, daß sie bei weit weniger Licht als andere Thiere sehen: dies hat seinen Grund in dem besondern Baue ihrer Augen, deren Aepfel sie nach dem Verhältniß der Quantität Licht, die sie berührt, zusammen ziehen und erweitern können. Bei Tage ist der Augapfel der Katze beständig zusammengezogen, und bildet bisweilen sogar blos eine Linie; denn bei starkem Lichte können sie nur mit Mühe sehen; in der Dämmerung aber nimmt der Augapfel seine

*) Schläft vielleicht die Katze in ihrem wilden Zustande einen kurzen Winterschlaf? Der deutsche Bearbeiter.

natürliche runde Gestalt wieder an, und das Thier kann vollkommen sehen. Es scheint etwas sonderbar, daß, wenn man den Kopf einer Katze ins Wasser taucht, obschon das Thier noch sehr vieles Licht erhält, doch der Augapfel sogleich seine völlige Weite erhält. Dies läßt sich indessen aus optischen Grundsätzen erklären.

Man hat bemerkt, daß die Augen der Katzen, wenn sie sich im Dunkel befinden, jederzeit von einem starken Licht glänzen. Der ehrwürdige W. Jones hat einige Versuche über diesen Gegenstand angestellt, und die Augen einiger Ochsen und Schaafe beobachtet, die er sich zur Sektion verschaft hatte, wo er bemerkte, daß Eines davon bei Tage eben so stark glänzte, wie es mit den Augen der Katzen im Finstern der Fall ist. Als er die Sache genauer untersuchte, so fand er, daß, wenn er seine Hand zwischen das nächste Fenster und das Ende des Sehnerven (von dem ein Theil, beinahe einen Zoll lang, an dem Auge blieb und zufälliger Weise gegen das Fenster gehalten wurde) hielt, das Licht sogleich verschwand.

Dies brachte ihn auf die Untersuchung der Frage: ob das Licht, das man des Nachts an den Augen einiger Thiere bemerkt, wirklich von dem Zurückprallen des Lichtes aus dem Auge herrühre, wie man gemeiniglich glaubt, oder ob es nicht vielmehr in das Auge durch den Sehnerven von dem Körper des Thieres gelange? Es läßt sich nicht leicht begreifen, wie dies glänzende Licht von dem Zurückprallen des Augenlichtes verursacht werden kann, da das Licht, das reflektirt wird (wie dies im Finstern der Fall ist), nicht eher sichtbar ist, als bis es ins Auge kommt. Hält man einem Hunde ein Licht

vor

vor die Augen, und stellt sich jemand in die Reflektionslinie, so wird man sehen, daß das Licht offenbar von seinen Augen zurückprallt, weil die Erleuchtung stark genug ist; wo es aber überhaupt gar keine Erleuchtung giebt, da läßt sich eine solche Erscheinung unmöglich erklären. Man thut daher besser, wenn man annimmt, daß diese Erscheinung von dem Lichte herrührt, das der Körper des Thieres ausströmt, und das zwar schwächer als das Tageslicht, aber doch stärker als das Licht in der Nacht ist, woher es kommt, daß man sie blos im Finstern bemerkt. Dies Licht hat vielleicht etwas Aehnliches mit demjenigen, das man an faulen Fischen, faulem Holze, Phosphorus und am Johanniswürmchen bemerkt.

Der Pelz der Katze, den sie beinahe stets reinlich und trocken hält, strömt sogleich elektrische Funken aus, sobald man ihn reibt; setzt man im Winter bei kaltem Wetter eine reinliche wollige trockne Hauskatze auf einen Sessel mit Glasfüßen oder isolirt sie auf andere Art, und reibt sie in Berührung mit dem Drahte einer bedeckten Phiole eine kurze Zeit über, so wird die Phiole auf diese Art wirklich geladen.

Die Mahomedaner halten sehr viel auf die Katzen. Als Baumgarten zu Damask war, fand er in dieser Stadt eine Art von Hospital für die Katzen, welches sehr groß war. In Aegypten findet man in allen Häusern Katzen. Bei den Reichen sieht man sie das Wohnzimmer, die Weichlichkeit und die Faulheit ihrer Herren theilen, welche einen Wohlgefallen daran haben, wenn sie dieselben mit den Händen streicheln und sie liebkosen können.

Der Dr. Anderson erzählt in seinem unterhaltenden Werke; the Recreations in Agriculture, folgende

merkwürdige Thatsache: eine Katze, die dem Dr. Coventry gehörte, und die, als sie auf die Welt kam, keinen Fehler hatte, verlor zufälliger Weise in ihrer Jugend den Schwanz. Sie warf mehrmals Junge, und unter jedem Wurfe war Eines oder Mehrere, denen der Schwanz entweder gänzlich oder doch zum Theil fehlte. — Nach Browne's Erzählung halten die Neger eine Katze für einen sehr großen Leckerbissen.

Die angorische Katze. Felis angorensis. Lin. Chat d'Angora. Buffon.

Die angorische Katze ist eine Spielart der zahmen Katze. Ihr Haar verlängert sich an diesem Orte eben so wie das Haar der Ziegen und Lämmchen. Besonders ist es am Halse sehr lang, dabei fein, seidenartig und silberweiß. In unserm Klima verliert es sich bei der ersten Generation.

Sonnini (s. d. Reisen in Ober- und Niederägypten I. Th. t. Ueb. S. 191.) besaß lange Zeit eine solche Katze. Sie war ganz mit langen seidenartigen Haaren bedeckt, ihr sehr dichter Schwanz bildete einen schönen Federbusch, den das Thier nach Willkühr über seinen Körper in die Höhe hob. Kein Fleck, kein Schatte verdunkelte sein weißes blendendes Haar. In seinem runden Kopfe glänzten zwei große Augen, wovon das Eine etwas gelb, das Andere aber blau war.

Diese schöne Katze besaß mehrere liebenswürdige Eigenschaften. Mit einer Gesichtsbildung, die nichts als

Güte ausdrückte, verband sie eine wirklich intereſſante Gutmüthigkeit. Man konnte sie angreifen wie man wollte, nie zeigte sie ihre Krallen. Gegen Liebkoſungen war sie gefühlvoll, und leckte die Hand, die ihr ſchmeichelte, ja ſogar diejenige, die sie marterte. Auf meinen Reiſen blieb sie ruhig auf den Knien eines Andern ſitzen, ohne daß man sie hätte einſperren dürfen; kein Geräuſch beunruhigte sie, wenn sie ſich nur bei mir oder einer andern Perſon befand, die sie gewöhnlich ſah. In meiner Einſamkeit blieb sie an meiner Seite, und unterbrach mich bisweilen in meinen Arbeiten, oder in meinem Nachdenken durch kleine Liebkoſungen; sie folgte mir auch auf meinen Spaziergängen. In meiner Abweſenheit rufte sie mich anfänglich mit Unruhe; erſchien ich nun nicht ſogleich, ſo verließ sie mein Zimmer, und folgte der Perſon in meinem Hauſe, die sie nach mir am liebſten hatte, auf allen ihren Tritten und Schritten nach. Sie erkannte meine Stimme wieder, und ſchien jedesmal ein Wohlgefallen zu empfinden, wenn sie mich wieder ſah. Ihr Schritt war nicht ungleich, ihr Gang frei, und ihr Blick eben ſo ſanft als ihr Charakter.

Der Dr. Gall findet an den Schädeln des ganzen Katzengeſchlechtes den Würgſinn ſtark entwickelt. Auf die Exiſtenz eines ſolchen Organes gerieth er zuerſt durch die zufällige Bemerkung, daß der Schädel bei fleiſchfreſſenden Thieren ganz anders als bei denjenigen geſtaltet ſey, die ſich von Pflanzenkoſt ernähren. Wenn man nämlich an dem Schädel eines Thieres von dem Jochfortſatze des Jochbeines aus nach dem untern Theile des Warzenfortſatzes des Schlafbeines eine gerade Linie zieht, und auf dieſer eine Verticallinie aufſetzt, die den äußern Gehörgang

durchschneidet, so fällt bei fleischfressenden Thieren die grösere Hälfte des Gehirnes hinter diese Linie in den Hinterkopf; bei pflanzenfressenden hingegen vor diese Linie nach der Stirne zu. Beim Menschen schneidet diese Verticallinie den Schädel in zwei gleiche Hälften, woraus man sieht, daß er eben sowohl zu Pflanzenkost als zu Fleischspeisen bestimmt ist.

Der Ichneumon oder die Pharaosratte.

Viverra Ichneumon. Lin. Mangouste. Buffon.

Der Ichneumon gehört zu den Stinkthieren, und hält sich in Aegypten, in der Barbarei, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und auch an einigen Orten in Ostindien auf. Sonnini hat Gelegenheit gehabt, ihn in Aegypten zu beobachten, und die Nachrichten, die er davon mittheilt, weichen beträchtlich von denen anderer Naturforscher ab. Ob die Ichneumons, sagt Sonnini (im I. B. s. oben angeführten Reisebeschreibung t. Ueb. v. Bergk S. 195. 1 Th.) gleich eine große Neigung zur Vertraulichkeit haben, so sind sie in Aegypten doch keine Hausthiere, wie selbst noch Lippold in seinem Natur- und Kunstlexicon behauptet. Man zieht sie nicht allein nicht in den Häusern, sondern die Einwohner können sich nicht einmal erinnern, daß ihre Vorfahren dergleichen erzogen hätten. Es ist also wahrscheinlich, daß diejenigen, die Bellon und Prosper Alpinus zahm gesehen zu haben versichern, blos einige Individuen waren, die man mehr aus

Neugier als ihres Nutzens wegen hielt; denn ob sie schon große Feinde der Ratten und Mäuse sind und Jagd auf sie machen, so stellen sie doch auch dem Geflügel nach, und dieser Appetit würde dem Guten, das sie stiften, das Gleichgewicht gehalten haben.

In ihren Gewohnheiten sind die Ichneumons ziemlich den Wieseln und Iltissen ähnlich, und nähren sich von Ratten, Vögeln und kriechenden Thieren. Sie streichen um die Häuser herum, schleichen selbst in dieselben hinein, überfallen die Hühner und fressen ihre Eier. Dieser ihnen angeborne Geschmack nach Eiern treibt sie an, bisweilen im Sande nachzuwühlen, um die Eier zu entdecken, welche die Crocodille darein gelegt haben, und auf diese Art hindern sie wirklich die allzu große Ausbreitung dieser abscheulichen Thiere. Daß sie aber in den offenen Rachen der Crocodille sprängen, in ihren Bauch hinabkröchen und wieder heraus kämen, sobald sie ihre Eingeweide verzehrt hätten, ist ein Mährchen. Sah man irgend jemals einige Ichneumons wüthend auf junge Crocodille, die man ihnen vorhielt, stürzen, so rührte dies von ihrem Appetite nach allen Arten von kriechenden Thieren, und keineswegs von einem besondern Hasse gegen die Crocodille her.

In Ostindien ist der Ichneumon für die Eingebornen wegen seiner geschwornen Feindschaft gegen die Schlangen von außerordentlichem Nutzen. Die Beweise von Scharfsinn, die Percival (s. d. Beschreibung von der Insel Ceylon mit Zus. und Anm. aus d. Engl. übers. von Bergk 1803) an diesem kleinen Thiere wahr genommen hat, sind wirklich erstaunlich, und liefern einen herrlichen Beweis von der Weisheit, mit der die Vorsehung je-

dem Thiere solche Kräfte mitgetheilt hat, welche zu seiner besondern Lage auf dieser Erde passen. Wenn der Ichneumon eine auch noch so große Schlange erblickt, so schießt er sogleich auf sie los, und faßt sie bei der Kehle, sobald er sich nur auf einem freien Platze befindet, wo er Gelegenheit hat, die sogenannte indische Schlangenwurz aufzusuchen, von der ihm der Instinkt lehrt, daß sie ein Gegengift gegen das Gift des Bisses ist, wenn er etwa einen solchen erhalten hat. Percival wohnte einem Versuche bei, den man in dieser Hinsicht zu Colombo auf Ceylon anstellte, um sich von der Wahrheit dieser Thatsache ganz vollkommen zu überzeugen. Anfänglich zeigte man dem Ichneumon, den man dazu gewählt hatte, die Schlange in einem verschlossenen Zimmer. Als man ihn auf den Boden that, verrieth er nicht die geringste Lust, seinen Feind anzugreifen, sondern lief im ganzen Zimmer herum und suchte allenthalben nach, ob er ein Loch oder eine Oeffnung entdecke, durch welche er hinaus könne. Allein da er nichts dergleichen fand, so kam er eilig zu seinem Herrn zurück, und kroch ihm in den Busen; durch nichts konnte man ihn dahin bringen, seinen Zufluchtsort zu verlassen, um der Schlange die Spitze zu bieten. Man brachte ihn daher aus dem Hause, und setzte ihn in der Nähe seines Gegners auf einen freien Platz. Kaum war er hier, so stürzte er auch sogleich auf die Schlange los, und tödtete sie augenblicklich; dann verschwand er plötzlich auf einige Minuten, kam aber zurück, sobald er die indische Schlangenwurz gefunden und davon gefressen hatte. Dieser heilsame Instinkt nöthigt dies Thier jedesmal zu diesem Kraute seine Zuflucht zu nehmen, wenn es sich mit ei-

ner Schlange, mag diese nun giftig seyn oder nicht, in Kampf eingelassen hat. Die Schlange, die man zu dem Versuche wählte, welchem Percival beiwohnte, war unschädlich.

Nach Wolfs Erzählung (s. Reisen nach Ceylon) geht der Ichneumon sogleich auf die Schlange los, und sucht sie hinten im Nacken zu fassen. Die Schlange wehrt sich und beißt denselben; der Ichneumon fühlt den Biß, läuft fort, frißt von dem Kraute, kommt wieder zurück und setzt der Schlange so lange zu, bis sie unterliegt und todt ist.

Mehrere Reisende versichern, daß er sich leicht zähmen lasse. „Ich hatte," (sagt d'Obsonville in seinen Versuchen über die Natur der mancherlei ausländischen Thiere) einen sehr jungen Ichneumon, den ich aufzog; anfänglich fütterte ich ihn mit Milch, nachher aber mit Gebackenen, das ich mit Reis vermischte. Es dauerte nicht lange, so wurde er zahmer als eine Katze; denn er kam, wenn ich ihn rufte, und folgte mir aufs Feld, ob er schon gänzlich seine Freiheit hatte."

„Eines Tages brachte ich ihm eine kleine lebendige Wasserschlange mit, da ich gern sehen wollte, wie weit ihn sein Instinkt gegen ein Geschöpf treiben würde, mit dem er bisher noch gar nicht bekannt gewesen war. Seine erste Bewegung schien Erstaunen mit Aerger vermischt: denn seine Haare erhoben sich; einen Augenblick darauf schlüpfte er hinter die Schlange, sprang ihr mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Gewandheit auf den Kopf, packte diesen und zerquetschte ihn zwischen den Zähnen. Dieser Versuch und diese neue Nahrung schien in ihm seine

angeborne und verheerende Gefräßigkeit erweckt zu haben, die bis hierher durch die Erziehung unterdrückt worden war. Ich hatte um mein Haus herum mehrere merkwürdige Arten von Vögeln, unter denen er aufgezogen worden war, und denen er bisher nie etwas zu Leide gethan hatte; als er aber einige Tage darauf allein war, erwürgte er sie alle, fraß ein wenig, und hatte, wie es schien, von zweien das Blut getrunken."

Im wilden Zustande soll der Ichneumon sich gern an den Ufern der Flüsse aufhalten, und zu Zeiten von Ueberschwemmungen sich höher gelegenen Orten und bewohnten Stellen nähern, um sich Beute zu holen. Er soll gelegentlich wie die Otter schwimmen und untertauchen, und lange unter dem Wasser bleiben. Sein Stimme ist sehr sanft, hat etwas Aehnliches mit einem Gemurmel, und läßt sich blos dann hören, wenn er geschlagen oder aufgebracht wird. Wenn er schläft, so ballt er sich wie eine Kugel zusammen, und läßt sich nicht leicht aufwecken.

Der Ichneumon lebt nur kurze Zeit, wächst aber sehr schnell. In unserm Himmelsstriche kann er weder ohne große Schwierigkeit auferzogen noch erhalten werden. Die Kälte fällt ihm sehr empfindlich, und er wird gemeiniglich ein Opfer derselben.

Das gestreifte Wiesel oder das Stinkthier. (Viverra putorius. Lin. Conepate. Buffon. Striated Weesel. Pennant.

Dies Thier kommt an Größe unserm Iltis gleich, und wohnt in Neuspanien, Carolina und Louisiana. Seine

Nahrung sind Vögel, Eier, Insekten und mancherlei Früchte. Um des Fraßes willen schleicht es sich in die Häuser ein, und richtet hier bisweilen durch den unbeschreiblichen Gestank, den es verbreitet, vieles Unheil an. Nicht blos die schmierigte Materie in dem Beutel am After, sondern auch der Urin des Thieres stinkt fürchterlich. Wird es von irgend einem Thiere oder Menschen angegriffen, so vertheidigt es sich dadurch, daß es einen solchen häßlichen Gestank von sich giebt, daß ihm wenige Thiere nahe zu kommen wagen. Befindet sich Rindvieh in der Nähe, so geräth es in eine solche Unruhe, daß es fürchterlich an zu brüllen fängt. Doch gewöhnt man bisweilen die Hunde, um auf dasselbe Jagd zu machen; wollen diese aber ihren Zweck erreichen, so müssen sie die Nase öfters in die Erde stecken. Man riecht diesen Gestank außerordentlich weit. Wird jemand von der stinkenden Materie bespritzt, so mag er sich waschen und reinigen, so oft er will; der unerträgliche Gestank verliert sich dennoch nicht, und ein solcher Mensch ist daher genöthigt, allen menschlichen Umgang zu meiden. Berührt auch blos ein Tröpfchen von diesem Urin ein Kleid, so kann man es Monate lang an die frei Luft hängen, ehe sich der häßliche Geruch verliert. In wenigen Minuten sind die Zimmer so stark von demselben durchräuchert, daß man lange Zeit nicht darin leben kann. In den Wäldern, wo sich dies Thier aufhält, riecht man es schon in weiter Entfernung.

Der Prof. Kalms erzählt in seiner Reise, daß man einstmals ein solches Thier in seiner Höhle bemerkte, wo es unbesonnener Weise eine Frau angriff und tödtete. In einem Augenblicke war der ganze Platz mit einem solchen

fürchterlichen Gestanke angefüllt, daß es der Frau übel wurde, und daß sie mehrere Tage lang in diesem Zustande blieb. Die Lebensmittel wurden so durchräuchert, daß man sie alle wegwerfen mußte.

So sonderbar es auch scheinen mag, so hat man dieses Stinkthier doch bisweilen gezähmt, und da sie blos ihren Gestank von sich geben, wenn sie beunruhigt oder gereizt werden, so hat man sie in diesem Zustande nicht zu fürchten; doch, sagt ein berühmter Naturforscher, muß man sehr behutsam mit ihnen umgehen.

Der Ratel oder der Honigdachs. (Viverra mellivora. Lin. Honey Weesel. Pennant.)

Der Ratel hält sich am Vorgebirge der guten Hoffnung auf, ist ein großer Freund des Honigs, ein natürlicher Feind der Bienen, und ein unwillkommener Gast in ihren Stöcken. Er besitzt eine besondere Geschicklichkeit, die Bienen zu entdecken, und sie in ihren Wohnungen anzugreifen. Wie jemand gegen Abend hin ein Schiff auf dem Meere am weitesten entdecken kann, so ist wahrscheinlich dies auch für den Ratel die bequemste Zeit, sein Futter zu suchen: denn er soll besonders gegen Sonnenuntergang sich nach Futter umsehen, wo er sich auf eine Anhöhe setzt, und Eine seiner Pfoten vor die Augen hält, damit ihm die Sonnenstrahlen nicht hinein fallen, und damit er besser sehen kann; sieht er alsdann Bienen fliegen, so weiß er, daß sie jetzt geradesweges nach Hause fliegen; er folgt ihnen genau in der Richtung, die sie nehmen, nach, um sie

aufzufinden. Er besitzt außerdem noch die Klugheit, dem Honigkukuke (cuculus indicator) nachzufolgen, der ihm als ein sicherer Wegweiser zu dem Bienennester dient. Die Natur hat ihm außerdem eine solche dicke Haut gegeben, daß kein Bienenstich durchdringt.

Kein Thier hat, wie Barrow sagt, vielleicht ein zäheres Leben als der Ratel. Ein Hund kann ihn nur mit großer Mühe tödten, und die Pachter auf dem Cap machen sich das grausame Vergnügen, ihn mit ihren Messern an mehrern Stellen zu durchbohren, und gleichwohl bleibt er immer noch lange am Leben. Die Bewohner des Vorgebirges der guten Hoffnung behaupten, daß das Fleisch des Ratels nicht mit der Haut verwachsen sey, weil diese sich so sehr verschieben lasse. Sie ist so zähe, daß sie kein Hund durchbeißt; daher sind auch die Hunde, ob sie schon den Ratel sehr leicht einholen können, nicht im Stande, ihn todt zu beißen. Es ist wirklich auffallend, daß eine so große Menge von Hunden, als nöthig ist, einen mittelmäßigen Löwen in Stücken zu zerreissen, bisweilen den Ratel liegen lassen müssen, der nur dem Scheine nach todt ist.

Die Bienennester, die sich oben in Bäumen befinden, haben nichts vom Ratel zu besorgen, weil er nicht klettern kann. Wenn er nun die Bienen vergeblich gesucht hat, so beißt er im ersten Anfalle seiner Wuth vor Grimm in die Rinde des Stammes, und diese Bisse halten die Eingebornen für ein sicheres Kennzeichen, daß da ein Bienennest ist.

Die Zibetkatze. (Viverra civetta. Lin. Civette. Buffon.

Die Zibetkatze ist etwas über zwei Fuß lang. Der Rücken und die Seiten sind aschgrau mit Gelb überzogen, und mit großen schwärzlichen in Reihen gestellten Flecken bezeichnet. Das Rückenhaar steht wie eine Mähne in die Höhe, der Schwanz sieht bisweilen ganz schwarz, bisweilen ist er an der Wurzel gefleckt. Die Augen glänzen im Dunkeln.

Dies Thier findet sich in Ostindien, besonders auf den philippinischen Inseln, auf Madagaskar und in den heißen Gegenden von Afrika, besonders in Guinea; in Gegenden, die mehr gemäßigt sind, pflanzt es sich nicht fort, ob es schon darin lebt und vollkommen gesund zu seyn scheint. In seinem Vaterlande ist es sehr fruchtbar. Es ist sehr thätig, springt herum wie eine Katze, und läuft sehr schnell. Es nährt sich von kleinen Thieren, besonders von Vögeln, die es unvermuthet überfällt und fängt. Bisweilen richtet es unter dem Federvieh große Verheerungen an, wenn es sich in einen Pachterhof stehlen kann. Es ist sehr gefräßig, und wälzt sich bisweilen eine bis zwei Minuten lang auf dem Fleische, das man ihm giebt, herum, ehe es dasselbe frißt. Barbot hatte Eines zu Guadeloupe, das aus Nachlässigkeit der Magd einen ganzen Tag nichts zu fressen bekommen hatte; den andern Morgen drang das Thier aus dem Käfig heraus, in dem es eingesperrt war, kam in die Stube, wo Barbot schrieb, stierte mit seinen funkelnden Augen etliche Sekunden lang umher, und that einen fünf bis sechs Fuß weiten Sprung nach einem schö-

uen amerikanischen Papagei, der auf einer Stange saß, die man deshalb in die Mauer gesteckt hatte. Allein noch ehe Barbot dem Vogel zu Hülfe eilen konnte, hatte ihm die Zibetkatze schon den Kopf umgedreht, und ihre Beute zu verschlingen angefangen.

Ist schon die Zibetkatze von Natur wild, so läßt sie sich doch zähmen, und wird ziemlich zutraulich. Ihre Stimme ist stärker als die Stimme der Katze, und hat etwas Aehnliches mit dem Bellen eines zornigen Hundes.

Dies Thier liefert den Zibet, welches eine schmierigte, stark riechende Feuchtigkeit ist, welche in einem großen Beutel liegt, der sich in einer geringen Entfernung unterhalb des Schwanzes befindet, und den das Thier von freien Stücken leert. Der Zibet ist dicklich, salbenähnlich, schaumig, weißlich, von einem sehr starken Geruche, der in der Nähe ziemlich unangenehm, und blos in der Entfernung lieblich ist, der sehr lange fortdauert. Die Holländer haben zu Amsterdam eine große Menge Zibetkatzen, die sie da des Zibet wegen halten. Hat der Zibet Zeit gehabt, sich abzusondern, so thut man das Thier in einen langen hölzernen Käfig, der so eng ist, daß es sich nicht darin herumdrehen kann. Hier nimmt man ihm zwei bis dreimal wöchentlich mit einem Löffel den Zibet aus dem Beutel. Die Anhäufung desselben scheint dem Thiere beschwerlich zu seyn. Die Quantität Zibet, die man erhält, hängt von der Güte des Futters, das man dem Thiere giebt, und von dem Appetit ab, mit dem es frißt. In seiner Gefangenschaft ist sein Lieblingsfutter gekochtes Fleisch, Eier, Vögel, und andere kleine Thiere, besonders aber Fische.

Den Zibet, den man von Amsterdam erhält, ist nicht so stark verfälscht als jener aus der Levante und aus Ostindien; er wird daher auch mehr als der letztere gesucht. Der Zibetgeruch ist so stark, daß, wenn man jemand mit der Zibetkatze in eine Stube einsperrt, man es in seiner Nähe fast nicht ausstehen kann.

Der Wickelschwanz oder die mexicanische Wiesel. (Viverra prehensibilis Kerr. Kinkajon. Buffon. Mexican Weesel. Pen.)

Die mexicanische Wiesel ist ungefähr drittehalben Fuß lang, und hat einen langen Wickelschwanz. Ihre Farbe sieht im Gange olivengelb aus, mit graubraun untermischt, und unten etwas lichter als oben. Man findet sie in Mexico und in Neuspanien.

In der Gefangenschaft ist sie artig und munter. Gemeiniglich schläft sie bei Tage und wacht des Abends auf, wo sie zu klettern und Futter zu suchen beginnt. Sie bedient sich ihres Schwanzes mit großer Geschicklichkeit, faßt und zieht damit solche Dinge an sich, die sie anders nicht erreichen kann; nie aber hat man bemerkt, daß sie den Schwanz eher ausstreckt, als bis sie völlig sicher steht. Sie zerreißt alles, was sie findet, dies thut sie sowohl des Vergnügens wegen, als um Insekten zu suchen. Diese bösartige Neigung war allein Ursache, daß Herr Chaveu zu Paris ein solches Thier, das er besaß, nicht frei herumlaufen ließ. Ehe er diesen Hang entdeckte, ließ er es gewöhnlich des Nachts los; wie weit es aber auch in der

Nacht herumgelaufen seyn mochte, so fand man es doch alle Morgen an der nämlichen Stelle liegen. Es kannte seinen Herrn, und wollte ihm nachfolgen; es liebkoſete ihn, war aber doch eben nicht sehr zahm. Es fraß Brod, Fleisch, Pflanzen und Früchte, trank Milch und Wasser, ja sogar Liquöre, wenn sie süß gemacht waren; in diesen soff es sich so voll, daß es mehrere Tage krank lag. Wohlgerüche und Zuckerwerk hatte es nicht ungern. Es machte öfters Anfälle auf das Geflügel, das es allemal unter dem Flügel faßte; es schien das Blut zu trinken, nie aber verzehrte es das Huhn. Seine Stimme, die es blos des Nachts hören ließ, hatte etwas Aehnliches mit dem Bellen eines Hundes. Wenn es herumjagte und sich lustig machte, oder wenn es beleidigt wurde, so hatte seine Stimme etwas Aehnliches mit dem Piepen einer jungen Taube, und wenn es drohete, so zischte es wie ein Gänserich. Vor dem Wasser schien es stets eine große Furcht zu haben.

Ein anderes solches Thier zeigte man im Jahre 1773 auf dem Jahrmarkte zu St. Germain. Eine zeitlang schien es sehr sanft zu seyn und leckte die Hand, wenn man sie ihm hinhielt. Allein da es der Pöbel reizte, so wurde es nachher bösartig, und versuchte jedesmal die Hand zu beißen, wenn es dieselbe geleckt hatte. Dies Thier saß oft auf dem Hintern und kratzte sich mit den Vorderpfoten; es es war sehr lustig, steckte die Pfoten in einander, und machte viele possierliche Streiche. Es fraß aus seinen Pfoten. Wenn es erzürnt wurde, so suchte es jedesmal auf die Person zu springen, die es beleidigte. Es hielt alles, was es wünschte, mit dem Schwanze, und hieng sich öf-

ters daran. Wenn es gieng, so trug es den Schwanz allemal horizontal.

Die Klauen sind lang; es kann daher mit großer Leichtigkeit auf Bäume klettern, wo es auf Beute lauert, und von wo es auch bisweilen auf kleine Thiere herabspringt, die sich unten befinden. Diesen steht kein anderes Mittel zu Gebote, wenn sie entkommen wollen, als daß sie sich sogleich ins Wasser stürzen, wenn ein solches vorhanden ist, wo sie alsdann die Wiesel fahren lassen muß, um sich selbst zu retten. Wenn sie ein kleines Thier fängt, so schlingt sie den Schwanz um dasselbe und macht ein kleines Loch in den Hals, wo sie das Blut aussaugt.

Charlevoix erzählt, der Wickelschwanz springe häufig dem Elendthiere auf den Hals, wo er sich erst festsetzt, dann die Halsader öffnet, und seine Stelle nicht eher verläßt, (es müßte sich denn das Elendthier ins Wasser stürzen) bis das Thier ohnmächtig niederstürzt.

Die Füchse machen Jagd auf den Wickelschwanz und lauern auf denselben, wenn er auf Beute wartet. Ihr Fang mißlingt ihnen selten.

Der Baum- oder Waldmarder. Viverra Martes. Shaw. Mustela Martes Lin. Marte. Buffon *).

Der Baummarder besucht die Fichtenwälder der nördlichen Gegenden der Erde; besonders zahlreich ist er im nördlichen

*) Andere rechnen dies Thier nicht zu den Stinkthieren, sondern zu dem Mustela-Geschlecht.

chen Amerika und im nördlichen Asien, und findet sich auch in vielen europäischen Ländern. Selten besucht er die nahgelegenen Dörfer. Seine Wohnung schlägt er in hohlen Bäumen, in Baumlöchern, in Elster- Krähen- und Eichhörnchennestern auf. Vorzüglich wählt er die Letztern, aus denen er seine rechtmäßigen Bewohner vertreibt. Hierauf erweitert er dasselbe, richtet es bequem ein, und das Weibchen bringt darin seine Jungen zur Welt. Die Jungen werden zärtlich von der Mutter geliebt, und mit Nahrung zur Gnüge versorgt. Es sind sehr niedliche Thierchen, die nach einiger Zeit auf den Bäumen herum klettern, und sich die Zeit mit Spielen und Haschen vertreiben. Wenn man sie hascht, so kann man sie leicht zähmen und im Hause frei herum laufen lassen. Doch behalten sie immer eine gewisse Wildheit bei und beissen auch, wenn man sie erzürnt.

Die Stärke und die Wuth der Baummarder ist so groß, daß sie weit größere und stärkere Thiere angreifen als sie selbst sind. Bisweilen bemächtigen sie sich des Schaafes und des Haasens, und wenn sie die Noth treibt, so nehmen sie es sogar mit der wilden Katze auf, und ob diese schon viel stärker ist, so zieht sie doch allemal den Kürzern, und büßt oft das Leben ein.

Allein trotz seines wilden Charakters läßt sich der Baummarder doch leicht zähmen. Geßner erzählt, er habe einen Baummarder gehabt, der außerordentlich lustig und unterhaltend gewesen sey; er gieng gewöhnlich in die Häuser der Nachbarn, und kam allemal nach Hause zurück, sobald er hungrig war; besonders liebte er einen Hund, mit dem er auferzogen worden war, spielte mit ihm,

wie eine Katze. Er legte sich auf den Rücken, und that, als ob er ihn beißen wolle.

Büffon hatte ebenfalls einen Baummarder, der zwar zum Theil seine Wildheit verlohren hatte, aber doch keine Spur von Anhänglichkeit oder Zuneigung zeigte; er blieb stets so wild, daß man ihn an Ketten legen mußte. Er entkam öfters aus seinem Gefängnisse; das erstemal kam er, nachdem er einige Stunden weggewesen war, wieder zurück, ohne aber eine besondere Freude zu äußern; nach und nach blieb er immer länger weg, und endlich kam er gar nicht wieder. In seiner Gefangenschaft schlief er bisweilen zwei Tage hinter einander. Wenn er schlafen wollte, so machte er mit seinem Körper einen Halbzirkel, verbarg den Kopf und bedeckte ihn mit dem Schwanze.

Der Baummarder hat einen Muscusgeruch, der vielen Personen sehr angenehm vorkommt. Ihr Geschrei ist scharf und durchdringend, sie lassen es aber nur dann hören, wenn sie in Noth sind oder Schmerzen empfinden. Ihre Nahrung besteht in Ratten, Mäusen, jungen und alten Vögeln, nebst ihren Eiern, jungen Hasen, Eichhörnchen u. s. w. Auch sind sie große Liebhaber vom Honige. Die Eichhörnchen jagt er von einem Baum zum andern, und läßt ihnen nicht eher Ruhe, als bis sie ihm ermattet in die Klauen fallen. Die alten Vögel beschleicht er des Nachts, wenn sie schlafen oder wenn sie brüten. Auf diese Art bekommt er Haselhühner, Rebhühner und dergleichen in seine Gewalt.

Das Weibchen bringt drei bis vier Junge zur Welt, die bald ihre völlige Größe erreichen. Es kann ihnen nur wenig Milch geben, aber dafür bringt es ihnen Eier, Vö-

gel u. s. w. Sobald die Jungen das Nest verlassen können, führt es dieselben in den Wäldern umher, wo sie auf Beute Jagd zu machen und sich selbst mit Nahrung zu versorgen beginnen.

Des Fells wegen stellt man diesen Thieren überall eifrig nach. Die nordischen Felle aus Norwegen, Schweden, Preußen, Rußland, Sibirien, Kanada u. s. w. sind die schätzbarsten. Die Baschkiren fangen das Thier im Winter auf Schneeschuhen, auch hauen sie die Bäume um, auf denen Marder sitzen und hetzen mit Hunden auf sie.

Der Zobel. (Viverra Zibelina. Shaw. Mustela Zibelina. Lin. Sable Weesel. Pen. Zibeline. Buffon.

Der Zobel hält sich im nördlichen Asien, und in Nordamerika auf. Sein Fell hat einen vortreflichen Glanz, und gehört seiner Güte wegen zu dem edelsten Pelzwerke. In einiger Entfernung sieht der Zobel schön kastanienbraun aus; wenn man das Fell aber näher untersucht, so sieht man, daß das untere Wollhaar aschgrau ist; das darzwischen stehende lange Haar aber ist nur an der Wurzel grau, gegen die Spitze hin gelbbraun, und an der Spitze endlich schwarz. Die Kehle sieht aschgrau aus. Jedoch sind diese Thiere weder in allen Gegenden noch zu allen Jahreszeiten gleichfarbig. Manche fallen aus dem Kastanienbraun ins Schwarzbraune oder sind beinahe ganz schwarz. Andere haben eine hellere Farbe, und zur Zeit der Haarung hat man sogar ganz weiße gefunden.

In seinen Sitten und in seiner Lebensart gleicht der Zobel dem Baummarder. Er ist ein sehr lebhaftes und munteres Thier, und kann eben so schnell als der Letztere auf die Bäume laufen und von dem Einen zum Andern springen. Er streift eben so wie dieser blos des Nachts umher, und liegt am Tage still. Dies thut er aber auch des Nachts, wenn es ihm seine Geschäfte erlauben, zumal wenn das Wetter stürmisch und regnericht ist. Um diese Zeit liegt er in einem mit allerlei weichen Materialien ausgefütterten warmen und reinlichen Neste, welches er in der Höhle eines Baumes oder in dichten Zweigen und Buschwerk anlegt. Er verräth viel List, ist gegen andere und zwar grösere Thiere dreust, fürchtet sich aber vor dem Menschen und flieht von da, wo dieser wohnt, nach andern Wildnissen. Der Zobel ist ein großer Liebhaber der Reinlichkeit, und entledigt sich nicht nur seines Unrathes fern von seinem Neste, sondern putzt sich auch aufs sorgfältigste, wenn er sich an irgend einer Stelle des Körpers naß gemacht hat. Die Freiheit liebt der Zobel über alles; daher läßt er sich auch beinahe niemals zähmen, und wenn man ihn auch noch so gut füttert, so darf man doch nie an ihn stoßen, ohne von ihm gebissen zu werden. Jedoch sah Gmelin zwei Zobel, die einigermaßen zahm waren; wenn sie eine Katze erblickten, so richteten sie sich auf den Hinterfüßen in die Höhe, um sich zum Kampf bereit zu machen. In der Nacht waren sie außerordentlich unruhig und thätig; bei Tage aber, besonders nach dem Essen, schliefen sie gemeiniglich eine halbe oder ganze Stunde so tief, daß man sie schlagen, schütteln, rütteln, ja sogar stechen konnte, ohne daß sie erwachten. Wenn

man den Zobel einsperrt, so macht er dem Zuschauer durch seine Lebhaftigkeit Vergnügen, allein in kurzen verpestet sein übelriechender Auswurf das ganze Haus.

Seine Nahrung besteht, vorzüglich im Herbste, in allerlei Beeren und Saamen von Bäumen; im Winter, Frühlinge und im Sommer fängt er wie der Baummarder allerlei Säugthiere und Vögel, z. B. Hermeline, Hasen, Eichhörnchen, Ratten, Mäuse u. s. w. Wenn ihn im Winter große Noth plagt, verschmäht er auch Aas oder die wenigen Ueberreste nicht, die Wölfe und Bären übrig lassen. Die Herbstnahrung scheint seiner Natur nicht recht angemessen zu seyn, weil er darnach ein solches Jucken auf der Haut bekommt, daß er sich an Baumstämmen reiben muß, wodurch sein Fell sehr verdorben wird.

Unbewohnte öde Waldungen, besonders in Gebirgsgegenden und in der Nähe der Flüsse, sind der Aufenthalt dieser Thiere. Da sie hier ungestört leben können und von Feinden unter den Thieren wenig zu fürchten haben, so vermehren sie sich ansehnlich. Am Ende des März oder im Anfange des April wirft das Weibchen drei bis fünf Junge, und säugt dieselben vier bis fünf Wochen lang.

In dem großen asiatischen Rußland sind die Zobelfelle nicht von gleicher Güte. Die schönsten findet man in der irkuzkischen Statthalterschaft an der Tunguska; auch am Ob und am Baikalsee giebt es sehr schöne; die Allerschönsten aber findet man bei Barguſin an der obern Angara und am Uda. Schlechtere trift man in der tobolskischen Statthalterschaft an. — Da man den Zobeln unaufhörlich nachstellt, so nehmen sie in vielen Gegenden, wo sonst der Fang reichlich ausfiel, sehr ab.

Die Jakuten, die Tunguſen, die Mongolen und Burâten treiben vorzüglich den Zobelfang. Nur im Winter werden Zobel gefangen, weil im Sommer die Felle unbrauchbar ſind. Sobald die Erde mit Schnee bedeckt iſt, nimmt der Fang ſeinen Anfang, und dies Geſchäft dauert ſo lange fort, bis es wieder aufthauet. Und wenn auch die Felle im Sommer gut und täuglich wären, ſo würde doch der Fang höchſt beſchwerlich ſeyn, theils weil man wegen der Moräſte keinen freien Zugang zu den Wäldern hat, theils auch weil die Zobel nicht in die Fallen gehen, und die Jäger überhaupt keine Spur haben. In Jahren, wo die Zobel viele Nahrung finden, z. B. wenn die Beeren und Saamen der Zürbelnußkiefer häufig ſind, gehen dieſe Thiere nicht in die Fallen; auch ſind alsdann die Felle ſchlecht; denn wenn das Thier zu fett wird, ſo leidet hierdurch auch das Fell Schaden.

Wenn man auf den Zobelfang ausgeht, ſo vereinigen ſich gewöhnlich 5 bis 40 Mann mit einander. Die größern Geſellſchaften wählen einen Anführer unter ſich, und zertheilen ſich hernach in kleinere Partien, die wieder ihre eigenen Anführer haben. In der Gegend, von welcher aus der Fang betrieben werden ſoll, bauet man eine Hütte zum Schutz gegen die Kälte, legt darin den nöthigen Vorrath an Lebensmitteln und Geräthſchaften nieder, und zerſtreuet ſich in einzelnen Geſellſchaften weit durch den Wald. Damit man ſich nicht verirrt, macht man allerlei Merkmale an den Bäumen. Jede von den einzelnen Geſellſchaften bauet ſich an dem Orte, wo ſie den Fang betreiben will, wiederum Hütten, die man mit Schnee bedeckt. Um dieſe Hütten werden die ſogenannten Schlagbäume aufge-

stellt. Dies sind Fallen, an deren Schnellzungen man einen Fisch oder ein Stück Fleisch bindet. Pallas beschreibt diese Zobelfalle folgendermaßen: man sucht eine Stelle auf, wo die Tannen, welche in Sibirien die vorzüglichsten Waldbäume sind, nicht zu dicht stehen. Hier wählt man zwei junge Stämme aus, die 2 bis $2\frac{1}{2}$ Faden von einander entfernt stehen, reinigt sie nach unten zu von den Zweigen, schlägt neben dem Einem noch einen etwa sieben Faden langen Pfahl ein, und befestigt sodann an beiden Bäumen eine Stange in horizontaler Lage, so daß sie mit dem einen Ende zwischen dem eingeschlagenen Pfahl und dem Baume zu liegen kommt. Ueber dieser Stange wird eine Andere als Fallbalken so befestigt, daß ein Ende derselben zwischen dem Pfahle und seinem Baume auf und wieder bewegt werden kann; daher wird der Baum auch etwas glatt gehauen. Am Ende des Hebels findet sich ein Baststrick, und ein anderer ist um die Querstange ganz kurz geknüpft. Beide bringt man an einander und steckt ein Stöckchen durch, an dessen längern Ende ein Stückchen Fleisch befestigt ist, dessen Uebergewicht das Stöckchen nieder- und eine darum geschlungene Schnur zusammenhält. Kriecht nun der Zobel auf der untern Querstange hin und erhascht das Fleisch, so läßt man die Schnur los, der Hebel verliert seine Haltung, der Fallbalken fällt auf das unter der Querstange sitzende Thier und erschlägt es.

Jede Person einer Partei stellt täglich ungefähr 20 Fallen an verschiedenen Orten auf, und sieht öfters nach, ob sich etwa ein Thier gefangen hat. Ist das Letztere der Fall, so nimmt sie das Thier heraus und stellt die Falle wieder auf. Die Anführer streifen die Bälge ab. So wie

aber die Zobel nach und nach klüger werden und merken, daß die Fallen für sie gefährlich sind, lassen sie sich nicht mehr auf diese Art fangen. Man stellt alsdann Netze auf. Der Jäger folgt der im Schnee befindlichen Spur des Thieres bis zum Loche, in dem es sich aufhält, stellt ein Netz um dasselbe, und muß öfters 2 bis drei Tage warten, ehe der Zobel heraus kommt, wobei er nicht selten großen Hunger auszustehen hat. Sobald aber das Thier herauskommt, verwickelt es sich in das Netz, und wird mit Hülfe der Hunde getödtet. Oft aber entflieht es auch glücklich, und dann kommt man ihm nur mit großer Mühe wieder bei; denn der Zobel flieht nicht leicht, wie der Marder, auf einen Baum, wo man ihn herunter schießen könnte, sondern sucht unten auf dem Schnee allerlei Ausflüchte. Sieht man sich genöthigt, ihn zu schießen, so thut man dies höchst ungern mit Feuergewehr, weil hierdurch sein schönes Fell mit Blut besudelt wird; man nimmt daher lieber knöcherne Pfeile und zielt damit nach dem Kopfe. Bisweilen fällen auch die Jäger den Baum um, auf dem sich ein Zobel versteckt hat, und stellen an der Stelle, wo der Gipfel hinfällt, Netze auf.

Mit dem Ende des Februars endigt sich der Zobelfang. Nunmehro finden sich die zerstreueten Parteien wieder an dem Orte ein, von dem sie ausgegangen sind, bringen alle erbeuteten Felle zusammen, ziehen davon die der Krone Gehörigen, so wie die als ein Gelübde der Kirche Geweiheten (wenn die Jäger Christen sind) ab, theilen den Rest unter sich, um ihn mit Vortheil an russische Kaufleute abzusetzen, und ziehen fröhlich nach Hause.

Durch die unaufhörlichen Nachstellungen fällt der Zobelfang immer geringer aus. Die Zobelfelle gehören zu

hen kostbarsten Handelsartikeln. Ein Paar Felle gelten in Sibirien selbst nach Beschaffenheit der Güte — einen bis achtzig Rubel, in Rußland steigt ihr Preis bis 170 Rubel und drüber. Man kann daher leicht denken, daß sie in der Türkei, wo sie vorzüglich gesucht und bezahlt werden, noch weit theuerer sind.

Das gemeine Wiesel. (Viverra vulgaris. Shaw. Mustela vulgaris Lin.) *).

Das gemeine Wiesel bewohnt Teutschland und vielleicht alle übrigen Länder in Europa, allein es ist im höhern Norden dieses Erdtheiles, so wie in Amerika und Asien weit zahlreicher als bei uns, wo es nur einzeln angetroffen wird. Auch hält es sich in den südlichen Gegenden Asiens, z. B. in Persien und in Nordafrika in der Barbarei auf. Es lebt ohne Unterschied in allen Arten von Waldungen, vorzüglich wenn Bäche und Ströme durch dieselben hinlaufen, und Haiden und Wiesen in der Nähe liegen. Birkenwälder aber liebt es am meisten; doch trift man es auch auf freien Feldern an, wo es in den unterirdischen Höhlen der Maulwürfe, Hamster und anderer Thiere seine Wohnung aufschlägt. In bewohnten Gegenden zieht es sich im Winter nach den nahgelegenen Dörfern und Städten, und nimmt seinen Aufenthalt in Scheunen, in Vieh- und Holzställen u. s. w.

*) Was der Verf. von dem gemeineu Wiesel erzählt, das gilt auch von dem großen. Beide sind blos in Ansehung der Größe von einander verschieden.

Vor dem Menschen hat es eine große Scheu und verbirgt sich vor ihm, weil er es überall verfolgt. Es ist ein munteres, thätiges und lebhaftes Thier, das in allen seinen Bewegungen sehr flink und rasch ist. Seine Raubsucht und Grausamkeit gegen schwächere Thiere ist außerordentlich groß. Mit großer Geschicklichkeit klettert es an Bäumen hinauf, läuft an rauhen Wänden in die Höhe, schießt pfeilschnell auf dem Boden hin, und schwimmt behende über Bäche und nicht allzu breite Flüsse. Mit unglaublicher Schnelligkeit schlüpft das Thier durch enge Klüfte, und weiß auf freiem Felde Hunden und andern Thieren eben so schnell zu entkommen. Wo es sicher ist, spielt es mit seines Gleichen, jagt und hascht sich von einer Höhle und einem Baum zum andern, setzt sich öfters auf den Hintern und macht die drolligsten Posituren. An Stellen aber, wo es verfolgt wird, ist es sehr auf seiner Hut, und in den Wohnungen der Menschen weiß es sich so verborgen zu halten, daß man es blos durch sein Wühlen im lockern Boden und durch seine Räubereien entdeckt. Seine Stimme ist ein Quikken, das es beim Spielen und bei andern Gelegenheiten hören läßt.

Seine Nahrung besteht in Maulwürfen, Ratten, Mäusen, Vögeln, z. B. Hühnern, Tauben, Wachteln. Alle diese Thiere beschleicht des Nachts das Wiesel und überfällt sie. Auf den Bäumen geht es auch den Vogelnestern nach, um Eier, die es gern aussäuft, Junge und brütende Alte zu rauben. In der Nacht wagt es sich sogar an Haasen und junge Rehe. Es faßt die Thiere, die es überfällt, plötzlich mit seinem scharfen Gebiß im Genick, zerbeißt ihnen Sehnen und Adern, und saugt ihnen das Blut

aus. Hasen und andere stärkere Thiere laufen wüthend von Schmerz mit ihrem Mörder davon. Dieser hat sie jedoch zu fest gefaßt, als daß sie ihn herabschleudern könnten; vielmehr stürzen sie nach einigen Anstrengungen kraftlos zu Boden. Eier, Vögel, und alles, was dem Wiesel nicht zu schwer ist, schleppt es nach seiner Höhle. Hat es Ueberfluß an Nahrung, so saugt es blos das Blut aus; sonst frißt es auch das Fleisch. Oft pflegt es auch mit seinem Raube zu spielen, ehe es denselben tödtet. Wo es wenig Geräusch bemerkt, kommt es auch am Tage aus seinem Schlupfwinkel hervor, um zu rauben; an andern Orten geht es blos des Nachts, vorzüglich beim Mondscheine auf Raub aus. Wenn es ein Ei aussaugen will, so macht es an dem einen Ende desselben ein Loch hinein, saugt das Inwendige heraus, und läßt die Schaale liegen.

Büffon glaubte, das Wiesel ließe sich nicht zähmen, allein die Demoiselle de Laistre giebt in einem Briefe über diesen Gegenstand eine sehr angenehme Nachricht von der Erziehung und den Sitten eines Wiesel, das sie unter ihrer Aufsicht hatte. Sie fütterte dasselbe mit frischem Fleisch und mit Milch; die Letztere liebte es sehr. Es fraß ihr öfters aus der Hand, und schien mehr Vergnügen an dieser Art zu fressen zu haben, als an jeder Andern. Wenn ich etwas Milch in meine Hand thue, sagt die Demoiselle de Laistre, so trinkt es eine ziemliche Portion davon; thue ich aber dies nicht, so trinkt es kaum einen Tropfen. Wenn es satt ist, so legt es sich gemeiniglich nieder und schläft; es hält sich in meinem Zimmer auf, und ich vertreibe seinen starken Geruch durch Räuchern; bei Tage schläft es in einem Rocke, in den es an einer Stelle hinein-

fährt, die nicht zugenähet ist. Des Nachts hält es sich in einem drähternen Käfig auf, in den es nur mit Widerwillen geht, und den es jederzeit froh wieder verläßt. Wenn es vor meinem Aufstehen seine Freiheit erhält, so macht es tausenderlei närrische Streiche, kriecht alsdann in mein Bette, und schläft in meiner Hand oder auf meinem Busen. Wenn ich früher aufstehe, so liebkoset es mich eine ganze halbe Stunde lang, spielt wie ein kleiner Hund mit meinen Fingern, hüpft mir auf den Kopf, auf den Hals und läuft mir um die Arme und den Leib mit einer Leichtigkeit und Zierlichkeit herum, dergleichen ich noch nie an einem andern Thiere bemerkt habe. Halte ich meine Hände drei Fuß weit von demselben, so springt es mir hinein, ohne sie ein einzigesmal zu verfehlen. Es verräth viel Feinheit und Verschlagenheit, um seine Absichten zu erreichen, und scheint gewissen Verboten blos aus Scherz nicht zu gehorchen. Bei allem, was es vornimmt, scheint es ihm besonders daran gelegen zu seyn, dem Zuschauer Vergnügen zu machen, und von ihm bemerkt zu werden. Bei jedem Sprunge und bei jeder Wendung gukt es sich um, um zu sehen, ob es bemerkt wird oder nicht. Giebt man nicht auf seine Sprünge acht, so hört es augenblicklich auf und legt sich schlafen. Wenn es auch noch so tief schläft, so nimmt es sogleich seine vorige Munterkeit wieder an, sobald man es aufweckt, und treibt eben solche lächerliche Possen als vorher. Nie verräth es üble Laune, außer wenn es eingesperrt oder zu sehr geplagt wird; in diesem Falle drückt es sein Mißfallen durch eine Art von Murren aus, das sich aber sehr von demjenigen unterscheidet, das es hören läßt, wenn es vergnügt ist.

„Mitten unter zwanzig Personen kennt es meine Stimme, sucht mich auf, springt über alles, was ihm im Wege liegt, und kommt zu mir. Sein Spiel, das es mit mir treibt, ist eben so lebhaft als liebkosend; es befühlt mit seinen kleinen Pfoten mein Kinn, und drückt es auf eine solche Art und Weise, daß man meint, es empfinde Vergnügen darüber. Diese und tausend andere Dinge dienen zum Beweise, daß es mich wirklich liebt und mir zugethan ist. Sobald es sieht, daß ich mich ankleide, um auszugehen, verläßt es mich nicht, und es kostet einige Mühe, ehe ich mich von ihm loßreisse; es verbirgt sich alsdann hinter einem Schrank an der Thüre, und springt sobald ich vorbeigehe, mit einer solchen Schnelligkeit auf mich, daß ich dasselbe kaum vorher gewahr werde.“

„An Lebhaftigkeit, Gewandheit, Stimme und Art zu murren, scheint es einem Eichhörnchen zu gleichen. Im Sommer quiekt und läuft es beinahe die ganze Nacht herum; sobald es aber kalt zu werden anfängt, bemerke ich nichts dergleichen. Bisweilen, wenn die Sonne scheint, während es auf dem Bette spielt, dreht und tummelt es sich herum und murrt eine Zeit lang.“

„Aus dem Vergnügen, das es empfindet, wenn es Milch aus meiner Hand trinkt, und aus seiner Gewohnheit, kleine Tropfen flüssiger Sachen aufzuschlürfen, sollte man schließen, daß es den Thau auf die nämliche Art trinkt. Selten säuft es Wasser, und wenn es geschieht, so thut es dies allemal mit großer Vorsicht und blos erst dann, wenn es keine Milch hat. Es scheint darin blos seine Zunge ein bis zweimal naß zu machen; ja es scheint sogar einen Widerwillen gegen das Wasser zu haben. Ich reichte ihm einst-

mals Regenwasser in einer Schaale, und suchte es ihm einzugießen, allein meine Mühe war vergeblich. Es war heißes Wetter. Hierauf tauchte ich ein Stück Leinwand ins Regenwasser und legte es ihm hin, wo es sich mit großer Wollust herumwälzte.“

„Dies Thier ist äußerst neugierig; man darf weder eine Bouteille noch eine Schachtel öffnen, ja nicht einmal in ein Papier sehen, ohne daß es das kleine Thier auch untersucht. Ist es an einem Ort, wo ich es höchst ungern sehe, so nehme ich ein Papier oder ein Buch und sehe recht aufmerksam darauf, wo es mir sogleich auf die Hand läuft, und dasjenige, was ich habe, recht neugierig ansieht. Noch muß ich bemerken, daß es mit einer jungen Katze und einem jungen Hunde spielt, die beide von gleicher Größe sind; es kriecht ihnen auf den Hals, den Rücken und die Klauen, ohne ihnen im geringsten etwas zu Leide zu thun.“

Wenn man diese Thiere zähmen will, so muß man sie, wie Büffon sagt, sanft auf den Rücken streicheln, ihnen drohen, ja sie selbst schlagen, wenn sie beissen wollen.

Das Wiesel stellt auch den Maulwürfen nach, und bringt sie in ihren Wohnungen um, wie man daraus sehen kann, daß man bisweilen in den Fallen Wiesel statt der Maulwürfe fängt. Man erzählt, daß, wenn das Wiesel den Hasen verfolgt, dies schüchterne Thier so erschrecken, und sich ohne den geringsten Widerstand ergeben soll, zugleich aber soll es auch das kläglichste Geschrei ausstoßen.

Ein Adler soll einstmals ein Wiesel gefangen, und sich mit demselben in die Luft geschwungen haben; es habe aber nicht lange gedauert, so habe man bemerkt, daß er in die größte Verlegenheit gerathen sey. Sein kleiner Feind hatte

sich so weit von ihm los gemacht, daß er ihm in den Hals beissen konnte; daher flog der Adler sogleich wieder zur Erde, und ließ das Wiesel laufen.

Im Winter liebt es die Wärme, und gräbt sich sogar von außen unter einem schlechten Fundamente weg, um seine Wohnung unter den Dielen geheizter Zimmer aufzuschlagen.

Aldrovandi erzählt, daß, wenn es merkt, daß man ihm seine Jungen stehlen will, es dieselben in den Mund nimmt, und sie mehrmals des Tages von einem Orte zum andern trägt.

Büffon sagt, man habe in seiner Nachbarschaft ein Wiesel nebst drei Jungen in einem Wolfskörper gefunden, den man mit den Hinterbeinen an einem Baume aufgehangen hatte. Der Wolf war beinahe gänzlich in Fäulniß übergegangen, und das Wiesel hatte sich in der Brust dieses Thieres ein Nest von Blättern und Kräutern gemacht.

Unter andern Sonderbarkeiten, die man an diesem Thiere bemerkt, hat man gefunden, daß, wenn es schläft, seine Muskeln so schlaff sind, daß man es beim Kopfe in die Höhe heben und mehrmals wie ein Pendul vor- und rückwärts schwingen kann, ehe es aufwacht.

Das Otterngeschlecht.

Die Ottern unterscheiden sich von den Wieseln darin, daß sie sich beinahe stets im Wasser aufhalten, wo sie ihre Hauptnahrung finden, die in Fischen besteht. Sie haben einen sehr langen Körper, aber sehr kurze Beine. Sie gra-

ben und machen ihre Wohnungen an den Ufern der Seen und Flüsse.

Die Fischotter. Lutra vulgaris. Loutre. Buffon.

Dies Thier ist so groß wie ein Dachs, und hat eine so feste Haut, daß sie der Hund durchaus nicht zerbeissen kann, wenn er auch das darunter liegende Fleisch, ja die Knochen selbst schon zermalmt hat. Das Haar nimmt, so lange das Thier unbeschädigt und lebendig ist, kein Wasser an, und glänzt. Es besitzt einen noch weit stärkern Grad von Elektricität als das Katzenhaar; es ist so elektrisch, daß man es auch im Finstern in der Ferne glänzen sieht.

Die Fischottern halten sich an den Ufern der Flüsse auf, und ob sie sich schon bisweilen der kleinen vierfüssigen Thiere und des Geflügels bemächtigen, so machen doch Fische ihre Hauptnahrung aus. Sie fressen aber auch Frösche, Wassermäuse u. s. w. Sie schwimmen stromaufwärts, wenn sie fischen, und stecken von Zeit zu Zeit den Kopf in die Höhe. Auf der Oberfläche des Wassers können sie sich liegend erhalten; sobald sie aber einen Fisch erblicken, tauchen sie unter. Auch lauern sie ihrer Beute auf die Art auf, daß sie sich auf einen Pfahl oder Stein stellen, der aus dem Wasser hervorragt. Ihre Excremente lassen sie nicht leicht ins Wasser fallen; vielleicht rührt dies davon her, daß sie wissen, daß dadurch die Fische vertrieben werden. Unter den Fischen richten sie große Verheerungen an. Einen Karpfen- oder Forellenteich leeren sie in kurzer

Zeit

Zeit völlig aus. Kleine Fische verzehren sie sogleich im Wasser, größere fassen sie mit dem Gebiß bei der Brust, und tragen sie ans Land, um sie hier bequem zu verzehren. Sie fressen nur das Fleisch, den Kopf und die großen Grä-ten lassen sie liegen. Im Winter suchen sie die aufgehaue-nen oder offen gebliebenen Löcher auf Teichen und Flüssen auf, und fischen unter dem Eise. An unbewohnten Orten gehen sie Tag und Nacht auf den Fang aus; wo sich aber Menschen in der Nähe aufhalten, da thun sie dies blos des Nachts.

Die Fischotter hat ein sehr ausgebreitetes Vaterland. Sie bewohnt ganz Europa, das nördliche und nordöstliche Asien, und Nordamerika. Vorzüglich häufig findet man sie in Kanada. An unbewohnten Oertern machen sie einen künstlichen Bau, den sie, so wie ihren eigenen Körper sehr reinlich halten. Sie leben zum Theil auf und unter dem Wasser, können es aber nicht lange unter dem Wasser aus-halten, weil sie Athem holen müssen. Sie können sehr gut schwimmen und untertauchen; unter dem Wasser laufen sie auf dem Grunde fort. Auf dem Lande sind sie ebenfalls sehr schnell. Ihr Naturell verräth Bosheit und Zorn. Wird die Fischotter von Hunden oder andern Feinden ange-griffen, und kann sie nicht durch List entkommen, so setzt sie sich muthig zur Wehre, und vertheidigt sich bis aufs Aeus-serste. Ihre Bisse sind sehr heftig und gefährlich. Uebri-gens ist sie so scheu, daß, wenn sie durch ihren feinen Ge-ruch oder ihr scharfes Gesicht in der Entfernung von tau-send Schritten einen Menschen spürt, sie sich eilig in ihren Schlupfwinkel zurückzieht, von denen sie mehrere hat. Beim Baue ihrer Wohnung zeigt sie vielen Scharfsinn; den

Eingang in ihre Höhle macht sie jedesmal unter dem Wasser, und arbeitet oberwärts nach der Oberfläche der Erde zu; ehe sie aber ganz oben hinauf gelangt, legt sie mehrere Lagen an, in die sie ihre Zuflucht nimmt, im Falle das Wasser hoch steigt: denn kein Thier scheint mehr ein trocken Lager zu lieben als die Fischotter; dann macht sie eine kleine Oeffnung, damit die Luft hereinkommen kann. Auch hat man bemerkt, daß dies Thier, um seinen Zufluchtsort desto sicherer zu verbergen, sein kleines Luftloch mitten in einem dicken Gesträuche anlegt.

In einigen Theilen von Nordamerika sieht man sie im Winter in einiger Entfernung von einem bekannten offenen Wasser sowohl in den Wäldern als auf Ebenen; allein man weiß nicht, warum sie sich hier aufhalten. Verfolgt man sie zur Winterszeit in Wäldern, wo der Schnee hoch und leicht liegt, so graben sie sich augenblicklich in denselben ein, und legen große Strecken unter demselben zurück; man entdeckt sie aber leicht an der Bewegung, die oben auf dem Schnee sichtbar ist, und sie werden daher gefangen.

Die Fischottern sind große Liebhaber von Spielen. Einer ihrer vorzüglichsten Zeitvertreibe besteht darin, daß sie auf einen hohen Schneerücken steigen, ihre Vorderfüße hinterwärts strecken, und an den Seiten bisweilen vierzig Fuß weit herunter fahren.

So wild und unbändig auch die Fischotter ist, so läßt sie sich doch vollkommen zähmen, wenn sie jung gefangen und gehörig behandelt wird. Ihre Erziehung aber erfordert eben so viele Thätigkeit als Geduld; allein ihre Thätigkeit und ihr Nutzen belohnen die darauf gewandte Mühe reichlich. Es giebt wenige Thiere, die für ihre Herren

einträglicher sind als die Fischottern. Man richtet sie wie die Hunde zum Fangen ab; da sie aber nicht so gelehrig als die Letztern sind, so erfordert ihr Unterricht mehr Geschicklichkeit und Erfahrung. Man fängt gewöhnlich ihren Unterricht damit an, daß man sie ein Bündel, das in Gestalt eines Fisches mit Wolle ausgestopft und von Leder ist, in den Mund nehmen, und dasselbe aufs Commandowort fallen lassen lehrt; ferner lehrt man sie darnach laufen, wenn man dasselbe wegwirft, und es ihren Herren bringen. Hierauf geht man zu wirklichen Fischen über, die man todt ins Wasser wirft, und die man der Fischotter wieder herausholen läßt. Nachher nimmt man lebendige Fische, bis endlich das Thier in der Fischfangkunst vollkommen unterrichtet ist. Eine Fischotter, die man so weit gebracht hat, ist ein sehr schätzbares Thier; sie fängt so viele Fische, daß nicht allein eine ganze Familie, sondern sie selbst davon leben kann. „Ich habe eine Fischotter gesehen," erzählt der Dr. Goldsmith, „die auf den Befehl ihres Herrn in einen Teich gieng, die Fische in einen Winkel desselben trieb, den Größten darunter herauslas, ihn in den Mund nahm, und denselben ihrem Herrn brachte."

Ein gewisser Collins, der zu Kilmerston bei Wooler in Northumberland lebte, hatte eine zahme Fischotter, die ihm allenthalben hin nachfolgte. Oefters nahm er sie mit, um im Flusse Fische zu fangen; war sie satt, so kam sie allemal wieder zu ihrem Herrn zurück. Als Collins eines Tages nicht zu Hause war, nahm sie der Sohn auf den Fischfang mit; so sehr er sie aber auch rufen mochte, so kam sie doch nicht wieder, sondern blieb weg. Als der Vater zurück kam, versuchte er alles, um sie wie,

der zu bekommen. Er suchte sie mehrere Tage lang, als er sich aber einst an der Stelle befand, wo sie sein Sohn verlohren, und sie beim Namen rufte, kam sie zu seiner unaussprechlichen Freude wieder, kroch ihm zu Füßen, und verrieth ihre Freude und Zuneigung gegen ihn auf mannichfaltige Art.

Vor einigen Jahren hatte Jacob Campbell bei Iverneß eine junge Fischotter, die er auferzog und zahm machte. Sie folgte ihm allenthalben hin nach, wo er es wollte, und wenn er sie beim Namen rief, so gehorchte sie augenblicklich. Wenn sie sich vor den Hunden fürchtete, so suchte sie bei ihrem Herrn Schutz, und suchte ihm sogar ihrer größern Sicherheit wegen in die Arme zu fliehen. Er brauchte sie häufig zum Fischfange, und sie fieng bisweilen in einem Tage acht bis zehn Lachse. Wenn man sie nicht verhinderte, so suchte sie den Fisch hinter der Floßfeder zunächst dem Schwanze zu zerreißen; sobald man ihr aber denselben abgenommen hatte, so tauchte sie augenblicklich wieder unter, um Mehrere zu fangen. Sobald sie müde war, wollte sie nicht länger fischen; man gab ihr dann so viel zu fressen als sie fressen wollte. War sie mit dem Essen zufrieden, so kugelte sie sich zusammen und schlief ein; in diesem Zustande trug man sie allemal nach Hause. Diese Fischotter fischte sowohl im See- als im süßen Wasser, und fieng eine Menge großer Kabeljaus und anderer Fische.

Jemand Anderes, der auch eine zahme Fischotter hatte, nahm sie in Gesellschaft seiner Hunde mit sich. Sie leistete ihm beim Fischfange große Dienste, sie gieng ins Wasser und trieb Forellen und andere Fische nach dem Netze zu. Es war merkwürdig, daß die Hunde, ob sie schon an

an die Jagd gewöhnt waren, ihr im geringsten nichts zu Leide thaten; ja nicht einmal auf eine andere Fischotter Jagd machten, so lange sie bei ihnen war.

Vanieri schildert in seinem Praedium rusticum die Art, wie man mit einer zahmen Fischotter Fische fangen kann. Poissonnier hielt diese Nachricht für ein Mährchen; er verschaffte sich daher eine junge Fischotter, um einen Versuch damit zu machen, und zu seinem großen Erstaunen fand er, daß sie nach einem kurzen Unterrichte in einen kleinen Fluß lief, der etwa zweihundert Fuß von seinem Hause entfernt war, und sehr selten ohne einen lebendigen Fisch im Munde zurückkam. Auch machte er sie so zahm, daß sie allemal pünktlich in ihren Stall wieder zurück kehrte, sie mochte auch noch so weit weggelaufen seyn.

Hat eine Fischotter in ihrem wilden Zustande einen Fisch gefangen, so schleppt sie ihn sogleich ans Ufer und verzehrt den Kopf und den obern Theil; das Uebrige läßt sie liegen; in ihrer Gefangenschaft frißt sie blos frische Fische, und giebt dem Brode, der Milch u. s. w. den Vorzug. Wenn zwei Fischottern, wie es bisweilen der Fall ist, auf einen Lachs Jagd machen, so stellt sich eine oben, die Andere unten an die Stelle, wo der Fisch ist, beide lassen ihm nicht eher Ruhe, als bis er vor Mattigkeit sich selbst übergiebt. Wenn die Fischotter allein jagt, so fängt sie ihre Beute auf zweierlei Art: sie treibt den Fisch von dem Boden nach oben hin; dies thut sie vorzüglich bei größern Fischen, deren Augen eine solche Lage haben, daß sie nicht unterwärts sehen können; dann greift sie die Fischotter von unten her an, faßt sie beim Bauche und zieht sie fort.

Die andere Art, wie sie jagt, besteht darin, daß sie die

Fische in eine Ecke eines Teiches oder eines Sees treibt, und sich dann ihrer bemächtigt. Das Letztere ist jedoch blos in solchen Wassern, wo kein Strom ist, und bei kleinern Fischen möglich; große Fische kann sie nicht aus der Tiefe herausbringen.

Das Weibchen wirft jedesmal im Frühjahre vier bis fünf Junge. Wenn man sie mit Hunden jagt, so vertheidigen sich die Alten mit großer Hartnäckigkeit, sie beissen und lassen dasjenige nicht wieder fahren, wo sie sich einmal eingebissen haben. Eine alte Fischotter giebt nicht nach, so lange sie am Leben ist, und läßt nicht das geringste Klaggeschrei hören, wenn sie auch verwundet seyn sollte.

Das Fleisch der Fischotter schmeckt ranzig und fischigt; doch kommt dabei vieles auf die Jahreszeit und das Alter an, worin man sie fängt. Weit schätzbarer ist der Pelz dieses Thieres. Da er im Sommer und Winter hindurch seinen Glanz und seine völlige Schönheit behält, so kann man ihn auch zu jeder Jahreszeit benutzen; nur im Herbste härt sich die Fischotter etwas, und dann ist ihr Pelz nicht so gut.

Die Seeotter (Meerotter). Lutra marina. Shaw. Mustela lutris. Lin. Sea Otter. Pen.

Die Seeotter findet man an der Küste von Kamtschatka, und sie bewohnt auch die Beringsinsel, die Aleuten und die Fuchsinseln. Im Ganzen aber ist sie blos auf wenige Breitengrade eingeschränkt. Man kann sie eigentlich für kein Seethier halten; zwar geht sie ins Wasser, aber

sie hält es darin nicht lange aus, sondern muß Luft schöpfen. Ihre meiste Zeit bringt sie am Ufer zu. Sie ist nicht so boshaft als die Flußotter. Sie kann gut schwimmen, und läuft auf dem Lande ziemlich hurtig. Ihre Nahrung besteht in Fischen, Krebsen und allerlei Conchylien. Das Gewicht der größten Seeotter beträgt 70 bis 80 Pfund.

Der Naturforscher Steller sagt, daß man die Seeotter bisweilen in Netzen fängt; wenn sie aber hinein gerathen ist, überfällt sie eine solche Angst, daß sie sich die Vorderfüße abbeißt. Auf der Beringsinsel lagen sie in ganzen Schaaren überall am Ufer, und fürchteten sich nicht vor dem Menschen, vielmehr versammelten sie sich um ihn, und verließen den Ort nicht eher, bis viele von ihnen erschlagen worden waren, wodurch sie denn erst die Gefahr kennen lernten, und sich durch die Flucht zu retten suchten. Sie spielen wie die Affen, und übertreffen an Munterkeit, Spielen und Laufen alle andere Amphibien. Das Thier läuft sehr schnell und listig, indem es bei seinem Laufe viele Umwege macht. Sieht es aber, daß es vom Meere abgeschnitten ist, und es wird gezwungen, stille zu stehen, so macht es einen krummen Rücken, sprudelt wie eine wilde Katze, und thut, als ob es auf seinen Feind springen wolle. Oft fielen sie auf einen einzigen Schlag, und stellten sich, als ob sie todt wären; sobald sie aber sahen, daß wir, sagt Steller, mit Andern zu thun hatten, so liefen sie schnell davon, daher wir sie für sehr schlau hielten. Bisweilen trieben wir sie zusammen, ohne Absicht ihnen schaden zu wollen, und griffen nach unsern Keulen; dann waren sie sich schmeichelnd nieder, sahen sich nach allen Seiten

um, und krochen langsam zwischen uns hin, wie die Hunde; sobald sie sich aber auſſer Gefahr sahen, nahmen sie mit starken Sätzen den Weg nach dem Meere zu. Wenn sie der Keule des Jägers entronnen sind, machen sie allerlei lustige Geberden, sehen ihn steif an, und halten den einen Fuß über den Kopf, als ob die Sonnenstrahlen ihnen beschwerlich fielen.

Das Weibchen trägt seine Jungen, auf dem Lande sowohl als auf dem Meer, im Munde; wenn sie auf der See schlafen, so halten sie dieselben zwischen den Vorderbeinen, wie eine Mutter ihr Kind zu halten pflegt. Sie werfen sie auch ins Wasser, um sie schwimmen zu lehren; nehmen sie aber, wenn sie müde geworden sind, wieder auf, und küssen sie, wie Menschen. Wenn die Mutter am Lande schläft, so hält das Junge, das alsdann auf ihrer Brust, oder in ihren Armen liegt, während der Zeit Wache. Die Seeottern lieben ihre Jungen außerordentlich; man mag sie zu Lande oder zu Wasser verabfolgen, sie werden nie anders, als in der äußersten Noth, wenn sie selbst in Lebensgefahr sind, ihre Jungen, die sie im Munde tragen, fallen lassen. Daher aber werden sie auch oft erschlagen, ob sie schon hätten entkommen können. Oft habe ich, erzählt Steller weiter, mit Vorsatz die Jungen weggenommen, und die Mütter nicht todt geschlagen. Dann wehklagten sie vor Betrübniß, wie ein Mensch, und folgten mir lange Zeit nach, als ich einmal mit zwei Jungen weggieng. Sie riefen die Jungen mit einer Stimme zu sich, die dem Weinen kleiner Kinder glich. Ich setzte mich in den Schnee; sie kamen mir nun ganz nahe, und standen bereit, die Jungen zu nehmen, die auf dem Schnee

lagen. Acht Tage nachher kam ich wieder an den Ort, wo ich die Jungen genommen hatte, und fand daselbst ein Weibchen, das aus großer Betrübniß nicht den geringsten Versuch machte zu entfliehen, sondern sich willig tödten ließ. Wie ich ihm das Fell abzog, war es in diesen acht Tagen so mager worden, daß es nur sehr wenig Fleisch auf den Knochen hatte. Und dieser Fall ist mir öfter begegnet. Ein andermal sah ich von weitem eine Mutter mit ihrem Jungen schlafen, das etwa ein Jahr alt seyn mochte. Als mich die Mutter gewahr wurde, lief sie zu dem Jungen, weckte es, und gab ihm Zeichen, daß es die Flucht nehmen sollte; da es aber lieber schlafen als fliehen wollte, so nahm sie es zwischen die Vorderbeine, und wälzte es wie einen Stein ins Meer.

Da die Seeotter ein kostbares Fell hat, so stellt man ihr sehr nach. Je schwärzer die Farbe desselben ist, desto kostbarer ist es. In Teutschland bekommt man selten Seeotterfelle zu sehen. Die Russen und Engländer schicken sehr viele nach China, wo man sie sehr theuer bezahlt.

Der gemeine Bär. Vrsus Arctos. Lin. Ours. Buffon.

Der gemeine Landbär bewohnt vier Erdtheile, hält sich aber vorzüglich in den nördlichen Gegenden derselben auf. Doch findet man ihn auch in Ostindien und in der Barbarei. In vielen europäischen Ländern hat man ihn schon längst ausgerottet. Er liebt einsame dicke Waldungen, und hält sich gern in der Nähe von Sümpfen,

Steinklüften und Felsen auf. Nur junge Bären bereiten sich gegen den Winter ein Lager an einem sichern gegen die Kälte und Nässe geschützten Orte zu, das aus Reisern, Moos und Laub besteht. Alle Bären bleiben unter freiem Himmel.

Den ganzen Sommer über irrt der Bär einsam umher; sobald aber Schnee fällt, begiebt er sich zur Ruhe, die ununterbrochen bis zum Aufthauen des Schnees fortdauert. Ein eigentlicher Winterschlaf aber, noch weniger ein Erstarren ist diese Ruhe nicht, sondern eine bloße Unthätigkeit, ein Stilliegen, wobei das Thier weder Nahrung zu sich nimmt, noch seinen Leib ausleert. Während dieser Zeit soll der Bär oft an seinen Tatzen saugen. Er ist daher im Frühjahr ziemlich mager, so fett er auch im Herbste ist.

In der Jugend nährt sich der Bär mehr von Vegetabilien, z. B. von allerhand Wurzeln, Heidelbeeren u. s. w. Nach dem dritten Jahre liebt er mehr thierische Nahrungsmittel, und raubt dann Pferde, Rinder, Schaafe und andere Thiere. Das scharfe Gesicht, der äußerst feine Geruch und das gute Gehör, kommen dem Bären bei seinen Räubereien, die er des Nachts verübt, sehr gut zu statten. Stößt er auf ein Thier, so fällt er es von hinten an, springt ihm auf den Hals und schlägt seine Krallen tief in dessen Nacken ein. Kraftlos und bestürzt sinkt das unglückliche Schlachtopfer bald zur Erde. Stärkere Thiere, denen der Bär auf diese Art nicht beikommen kann, ermüdet er durch Jagen. Pferde und andere muthige Thiere vertheidigen sich aber auch bisweilen so tapfer, daß er mit Schande abziehen muß.

Der Bär ist ein großer Liebhaber des Honigs; um dergleichen zu suchen, klettert er auf die Bäume, um zu den Nestern der wilden Bienen zu gelangen: denn der Bär besitzt trotz seiner plumpen Gestalt eine große Geschicklichkeit im Klettern, und nimmt bisweilen seinen Aufenthalt in einem großen hohlen Baume; er frißt aber auch Fische, und besucht deshalb häufig die Ufer der Flüsse.

Der Bär ist nicht in allen Jahreszeiten gleich dreust; am Ende des Herbstes verräth das Männchen sogar Furchtsamkeit. Das Weibchen ist vorzüglich zu fürchten, wenn es Junge hat. Die Tatzen sind die Waffen, mit denen sich der Bär vertheidigt. Er besitzt darin eine unglaubliche Stärke, und schlägt links und rechts wie eine Katze um sich; auch umarmt er damit seinen Gegner so heftig, daß dieser erdrückt wird. Ungereizt und ohne Noth fällt er keinen Menschen an. Wenn er zornig ist, so knirscht er mit den Zähnen, schnaubt und brummt gewaltig. Zu andern Zeiten ist seine Stimme ein tumpfes Gebrumme. Er kann gut schwimmen, hält es aber nicht lange aus. Wie hoch sich sein Alter erstreckt, weiß man nicht.

In Pohlen und Rußland fangen und tödten die Landleute den Bär vermittelst eines Klotzes, den sie an einem Seile so an dem Aste eines Baumes aufzuhängen wissen, daß er dicht vor dem im Stamme befindlichen Bienenloche schwebt. Wenn nun der Bär, der nach Honig sehr begierig ist, den Baum besteigt, worauf sich diese Anstalt befindet, so schlägt er den Klotz zurück, um die Schnautze in die Oeffnung zu stecken; der Klotz kehrt in seine vorige Lage zurück, und wird von dem Bär mit verdoppelter Heftigkeit weggeschlagen; je heftiger aber dieser den Klotz zurück-

schlägt, desto stärker sind die Stöße, wenn er wieder zurück fällt. Am Ende stürzt der Bär gemeiniglich betäubt vom Baume herab, und spießt sich auf die unten eingesteckten spitzigen Pfähle. Auf Kamtschatka ist die Bärenjagd gefährlich, und mancher Mensch findet dabei seinen Tod, und doch bedürfen viele Menschen dieses gefährlichen Geschäfts zu ihrem Unterhalt. Großmuth ist indessen diesem Thiere nicht fremde, es verschont das Leben eines jeden Menschen, von dem es weiter nichts zu fürchten hat; so soll, zum Beispiel, kein Bär jemals ein Frauenzimmer angefallen haben. Die Kamtschadalen essen sein Fleisch als Leckerbissen, sowohl frisch als auch eingesalzen. Die Felle benutzt man zu Matratzen. Weiße Bären giebt es in Kamtschatka nicht häufig, bekanntlich aber werden diese am meisten gesucht. Die Jagd geschieht auf Kamtschatka auf folgende Art: man vereinigt sich dazu in Gesellschaften; sobald man den Bär ansichtig wird, tritt ein Jäger hervor, und fängt den Angriff damit an, daß er dem Bär seinen linken, mit dicken Stücken Holz von oben bis unten gesicherten, Arm hinhält. Natürlicher Weise faßt der Bär den Arm; sobald dies geschehen ist, stößt der Jäger ihm eine Lanze in die linke Schulter, und in dem Augenblick springt auch die übrige Gesellschaft herbei, und jeder stößt dem Bär seine Lanze in den Leib. Indessen ist es nicht selten der Fall, daß der Bär die gegen ihn gerichtete Lanze zertrümmert, und sobald der erste Stoß seine Wirkung verfehlt, wirft er seinen Gegner nieder, und erwürgt ihn, oder macht ihn wenigstens auf lange Zeit unbrauchbar. Doch hat man auch auf Kamtschatka noch andere Methoden, den Bär zu fangen. So legt man z. B.

unter einer schweren Falle, die auf einem ziemlich hohen Gerüste frei liegt, einen Köder, um den Bär herbeizulocken. Kaum wittert dieser die Lockspeise, so eilt er herbei, um sie sich zu holen. Bei dieser Arbeit stößt er nun gewöhnlich an die schwache Stütze der Falle, die sodann auf ihn fällt, und ihm den Kopf, oft auch den ganzen Leib zerquetscht. Indessen läßt sich der Bär nicht so leicht in dieser Falle fangen; oft geht ein Jahr und drüber hin, ehe einer anbeißt, daher bedienen sich nur sehr wenige dieser Methode. Gewöhnlicher, aber freilich auch gefahrvoller, ist der offne Angriff. Ein Kamtschadale, bewaffnet mit seiner kleinen Flinte, seiner Lanze, und seinem Messer, begiebt sich auf die Bärenjagd. Der ganze Vorrath, den er mit sich nimmt, besteht aus einem Bündel von etwa zwanzig gedörrten Fischen. So ausgerüstet dringt er in die dicken Wälder, und an alle solche Oerter vor, wo er etwa glaubt, daß das Thier sein Lager haben möchte. Gewöhnlich findet er dasselbe in Gesträuchen oder Binsen, an Seen und Flüssen. Hier erwartet er standhaft und unerschrocken die Ankunft des Bären, und oft bleibt er wochenlang in seinem Hinterhalte, bis der Feind sich zeigt. Sobald er ihn bemerkt, und ihn schußrecht hat, steckt er eine hölzerne Gabel, die an seinem Gewehr hängt, in die Erde, und mit Hülfe derselben kann er sicherer zielen und abschießen. Gewöhnlich trift er ihn auch mit sehr kleinen Kugeln, entweder am Kopfe, oder an dem empfindlichsten Theile, am Schulterblatt. Aber nun muß er auch außerordentlich schnell wieder laden; denn fällt der Bär nicht auf den ersten Schuß, so läuft er in der äußersten Wuth auf den Jäger los, und dieser behält nicht allemal so viel Zeit

übrig, noch einmal abzuschießen. Ist dies nicht möglich, so nimmt er seine Zuflucht zur Lanze, um sich gegen das wüthende Thier zu vertheidigen, das nun als angreifender Theil zu Werke geht. Der Jäger ist in Lebensgefahr, wenn er dem Bär nicht eine tödtliche Wunde beibringt; und natürlich neigt sich bei einem solchen Kampfe der Sieg nicht immer auf die Seite des Menschen. Besiegt der Bär seinen Gegner, so reißt er ihm die Haut vom Schädel ab, bedeckt ihm damit das Gesicht, und geht dann davon. Viele Menschen kommen bei dieser Jagd ums Leben; jedoch schreckt dies die Andern nicht ab, sich aufs neue tagtäglich in Kampf einzulassen, und sich fortdauernd dieser Gefahr auszusetzen. Man geht fast zu allen Jahreszeiten auf diese Jagd; und nun, wenn die Felder mit Schnee bedeckt sind, verfahren sie auf eine andere Art. Der Bär macht sich nämlich im Herbste ein Lager von Baumzweigen, worin er sich den Winter über aufhält. Dahin fahren nun die Kamtschadalen auf Schlitten, und greifen ihn mit ihren Hunden an. Diese nöthigen ihn, sich zu vertheidigen; er stürzt aus seinem Lager hervor, und wird so tapfer empfangen, daß sein Tod beinahe jederzeit unvermeidlich ist.

Vor einigen Jahren kehrte des Nachts ein Bärenführer mit seinem Bär auf einem Dorfe bei Frankfurt am Mayn ein; anfänglich wollte ihn der Wirth nicht aufnehmen, allein durch vieles Bitten ließ er sich endlich doch erweichen, und räumte dem Bäre einen Schweinestall ein, aus dem er ein fettes Schwein herauszog, das den andern Tag geschlachtet werden sollte. Des Nachts fanden sich Diebe ein, um das Letztere zu stehlen. Muthig giengen sie an ihr Werk; der Eine kroch in den Stall, wo der Bär

war, und ob dieser schon brummte, so glaubte der Dieb dennoch, es sey das Schwein. Er griff daher dasselbe an, um es heraus zu ziehen; allein statt des Schweines faßte er den Bär an, der über ihn herfiel, ihn zu Boden warf und tödtete. Sein Kamerad, der nicht wußte, was er von dem Kampfe im Schweinestalle denken sollte, lief davon. Des andern Tages fand man den Todten beim Bären, und konnte leicht die Absicht errathen, warum er hierher gekommen sey.

Besonders ist die List merkwürdig, mit welcher der Bär, nach dem Berichte der Kamtschadalen, die wilden Schaafe fängt, deren es, nach dem Zeugnisse des Herrn Pallas, eine große Menge in Kamtschatka giebt. Diese Schaafe halten sich in zahlreichen Haufen beisammen, weiden gemeiniglich in den niedern Gegenden, und ernähren sich von dem Grase, das am Fuße der Felsen und jähen Anhöhen wächst. Wenn sie der Bär erblickt, so wählt er sich einen Platz, der höher liegt, als der Ort, wo sie grasen, nähert sich ihnen mit Behutsamkeit, und verbirgt sich, je näher er kommt, um so sorgfältiger zwischen den Felsen. Wenn er nun grade über ihnen, und nahe genug ist, sein Vorhaben auszuführen, so fängt er an, mit seinen Tatzen Stücke vom Felsen los zu reissen, und sie auf die Schaafe hinab zu wälzen. Er verfolgt sie nicht gleich darauf, sondern wartet so lange, bis er Eines von der Heerde getroffen hat; dann fällt er über seine Beute her, und ist in seinem Angriffe glücklich oder nicht glücklich, je nachdem das Schaaf mehr oder weniger verwundet ist.

Die schwarzen Bäre sollen eine große Zuneigung gegen einander haben; nie wagen die Jäger, Feuer auf ein en jun-

gen Bär zu geben, wenn die Mutter dabei ist; denn wird das Junge getödtet, so wird diese so wüthend, daß, wenn sie den Beleidiger ansichtig wird, sie sich sicherlich entweder rächt oder bei dem Versuche zur Rache umkommt. Wird hingegen die Mutter erschossen, so bleiben die Jungen noch lange nach ihrem Tode an ihrer Seite stehen, und zeigen die tiefste Betrübniß. Vor einigen Jahren hätte in Ungarn jemand beinahe das Leben verloren, weil er in Gegenwart der Mutter, die sich hinter Gebüschen versteckt hielt, auf einen jungen Bär geschossen hatte: denn mit einem Schlage ihrer Tatze riß sie ihm ein großes Stück Haut von dem Kopfe. Selten bedient sich der Bär der Zähne zu seiner Vertheidigung, sondern fällt gemeiniglich über seinen Gegner mit den Vordertatzen her, und nimmt ihn wo möglich zwischen seine Klauen, und drückt ihn mit solcher Gewalt an die Brust, daß er ihn beinahe augenblicklich erdrückt.

Auf Kamtschatka sind die Bären so zahlreich, daß man sie auf den Ebenen in großen Heerden laufen sieht, und sie würden ohnstreitig schon längst alle Einwohner vertilgt haben, wenn diese Thiere daselbst nicht weit zahmer und artiger als in den übrigen Gegenden der Erde wären. Im Frühjahre kommen sie in Menge von den Bergen herab, wo sie überwintern, und verfügen sich nach den Mündungen der Flüsse, um Fische zu fangen, die in allen Strömen auf dieser Halbinsel sehr häufig sind. Finden sie da Futter genug, so fressen sie nichts als die Köpfe von den Fischen; machen sie aber irgendwo ein aufgestelltes Fischnetz ausfindig, so wissen sie es geschickt aus dem Wasser herauszuziehen, und die gefangenen Fische heraus zu nehmen.

Wird ein Kamtschadale einen Bär ansichtig, so bewirbt er sich in der Ferne um seine Gunst und Freundschaft, redet ihn freundlich an, und macht vielerlei Geberden. Sie sind so zuthunlich und artig, daß die Weiber und Mädchen, wenn sie Wurzeln und Kräuter oder Torf zur Feuerung mitten unter einer ganzen Heerde Bäre suchen, in ihrer Beschäftigung nie von ihnen gestört werden; kommt ja Eines von diesen Thieren zu ihnen heran, so geschiehet es blos in der Absicht, um ihnen aus den Händen zu fressen. Man kann sich keines Beispieles erinnern, daß ein Bär einen Menschen angegriffen hat, außer wenn er plötzlich aus dem Schlafe aufgestört wurde.

Wenn der Bär ein Thier gefangen hat, so saugt er das Blut aus, und schleppt den Rumpf nach seiner Höhle. Geht der Weg dahin einen Hügel hinauf oder durch Sträuche, so daß er seine Beute nicht gut fortschleppen kann, so hat man in Norwegen bemerkt, daß er den Rumpf in die Vorderpfoten nimmt, und blos auf den Hinterpfoten läuft. Auch hat man gesehen, daß er auf ebenem Boden aufrecht gegangen ist, und den ganzen Körper eines großen Thieres in den Pfoten gehabt hat.

Aus einer Heerde Kühe ließt der Bär diejenige heraus, die die Glocke um den Hals hat; und die durch ihr unruhiges Herumlaufen gemeiniglich die vorhandene Gefahr andeutet. Auf diese Glocke ist er gewaltig erbittert. Ist sie nicht gegossen, sondern mit dem Hammer verfertigt, so schlägt er sie mit seinen Pfoten breit, daß sie nie wieder einen Klang von sich giebt. Hat er einem Jäger sein Gewehr abgejagt, so soll er es sogar losschießen. Gehen ihm zwei bis drei Jäger auf einmal zu Leibe, so bedient er sich folgender

List: wenn ihn der erste Schuß nicht getödtet oder ihn blos leicht verwundet hat, so fällt er wüthend über den wehrlosen Mann her, und umarmt ihn mit seinen Pfoten. Hierauf geht er auf den Hinterbeinen rückwärts, so weit er kann; denn er weiß recht gut, daß die Andern nicht auf ihn schießen, so lange er ihren Kameraden in seinen Pfoten hält, weil sie fürchten, sie möchten den Letztern treffen. Kommt er an einen Abhang oder an einen Graben, so stürzt er sich hinab, und läßt alsdann den Menschen entweder todt oder lebendig liegen. Bisweilen verliert sowohl der Bär als der Mensch dabei das Leben. Ist er tödtlich verwundet, so soll er den Jäger um seine Haut, nach welcher dieser sehr begierig ist, zu betrügen suchen. Er hält sich an einen großen Stein an, und wenn nicht weit davon ein tiefes Wasser ist, so stürzt er sich hinab.

Wenn der Bär weit zu schwimmen hat, so sucht er gemeiniglich an ein Boot zu schwimmen, steigt hinein, und setzt sich ganz ruhig ins Hintertheil, um auszuruhen. In Norwegen jagt man die Bären mit großen und kleinen Hunden. Vor den kleinen Hunden fürchtet er sich am meisten. Die Größern packt er plötzlich an, und zerreißt sie in Stücken. Haben ihn aber die Kleinen durch ihr Herumspringen müde gemacht, so lehnt er sich mit dem Rücken an einen Felsen oder Baum, reißt Steine und Erde heraus, und wirft damit zu seiner Vertheidigung herum. Gelingt es dem Jäger nicht, den Bär zu tödten, so ist es um ihn geschehen. Der Bär zieht ihm die Haut ab, und zerrt die Haare und das Fleisch über den Kopf, die Ohren und das Gesicht.

Die Kamtschadalen benutzen den Bär nach seinem Tode auf vielerlei Weise. Aus seinem Felle machen sie sich Betten, Decken, Mützen und Handschuh, so wie auch Halsbänder für ihre Schlittenhunde. Diejenigen, die aufs Eis auf den Seethierfang gehen, verfertigen sich Schuhsohlen daraus, womit sie auf dem Eise nicht ausgleiten. Alle Einwohner von Kamtschatka halten das Bärenfett für eine sehr wohlschmeckende und gesunde Speise; wenn man es zergehen läßt, so vertritt es die Stelle des Oels. Das Fleisch hält man für einen großen Leckerbissen. Die Eingeweide, die man gehörig reinigt und zubereitet, tragen die Frauenzimmer als Masken, um ihr Gesicht gegen die Sonnenstrahlen zu schützen: denn da diese hier vom Schnee zurückprallen, so machen sie gemeiniglich die Haut schwarz. Die Russen auf Kamtschatka machen aus den Eingeweiden Fensterscheiben, die so hell und durchsichtig sind als das Glas, das man zu Moskau gießt.

Die Kamtschadalen sind dem Bäre große Verbindlichkeiten schuldig: denn die geringen Fortschritte, die sie in den Künsten und Wissenschaften gemacht, haben sie dem Bäre zu verdanken. Von dem Bäre lernten sie die Kräuter, die bei Verwundungen heilsam sind, und die Methode kennen, wie man sie gebraucht. Besonders erkennen sie den Bär als ihren Tanzmeister. Sie stellen seinen plumpen und dummen Gang vor, ferner seine mannichfaltigen Empfindungen und Lagen, z. B. die Jungen um ihre Mutter, die verliebten Spiele des Bären um die Bärin, und ihre Angst und Unruhe, wenn sie gestört werden.

Dr. Townson hat bemerkt, daß der ungarische Bär sich beinahe durch dieselben charakteristischen Züge auszeich-

net, als der Bär auf Kamtschatka. Die Kinder der Ungarn gehen in die Wälder, suchen Beeren, welche die Bäre gern fressen, ohne daß diese ihnen im geringsten etwas zu Leide thäten. Auch weiß man kein Beispiel, daß sie irgend jemand in diesem Lande angefallen hätten, sobald sie nicht zuerst angegriffen wurden.

Der Dr. Townson erfuhr von einem ungarischen Landmann (was er auch oft vorher gehört hatte), daß wenn die Bäre ihre Wälder verließen, und des Nachts die Getraidefelder besuchten, sie den stehenden Halm durch ihre Vorderpfoten zögen, die Körner abstreiften und sie fräßen.

Nach der Erzählung des Dr. Pennant sind die Bäre große Liebhaber von Erbsen; sie verzehren eine große Menge davon, und wenn sie selbige auf einem Steine oder auf einer harten Stelle aus der Hülse geschlagen haben, fressen sie den Kern, und nehmen das Stroh mit auf ihr Lager.

Man weiß, daß sich der Bär mit geringer Mühe zahm und gelehrig machen läßt. Er scheint alsdann gegen seinen Herrn sanft und ihm gehorsam zu seyn, allein man darf ihm nicht trauen, ohne die äußerste Vorsicht dabei zu beobachten. Man kann ihn aufrecht gehen, tanzen, eine Stange in seinen Tatzen halten, und eine Menge närrischer und lächerlicher Possen lehren, an denen der große Haufe vieles Vergnügen findet. Will man aber den Bär solche Dinge lehren, so muß er noch jung seyn, und man muß ihn frühzeitig an Einschränkung und Folgsamkeit gewöhnen. Ein alter Bär läßt sich keine Einschränkung gefallen, ohne in die größte Wuth zu gerathen; weder die Stimme noch die Drohungen seines Führers machen Eindruck auf ihn.

Das Bärenfleisch ist grob, und besonders von alten Bären übelschmeckend; auch sein Geruch ist widrig; gleichwohl essen es die Lappländer, die Russen, Pohlen, Siberier und Nordamerikaner. Die Tatzen hält man für einen Leckerbissen, und sie kommen auf die Tafeln großer Herren. Viele behaupten, daß junge Bäre, die sich von Kastanien, Weintrauben und andern Vegetabilien nähren, ein sehr wohlschmeckendes Fleisch haben.

Der amerikanische Bär. Vrsus americanus. Lin. black bear. Lin.

Der amerikanische Bär unterscheidet sich von der europäischen Art vorzüglich dadurch, daß er einen länglichen Kopf, eine spitzigere Nase und längere Ohren hat; sein Haar ist auch glätter und glänzender, schwärzer und weicher, und der Körper ist im Ganzen kleiner. Man findet ihn in allen nördlichen Theilen von Amerika; gelegentlich wandert er auch aus den nördlichern Gegenden nach den weiter gegen Süden gelegenen, um Futter zu suchen, das gänzlich in Pflanzengewächsen bestehen soll; doch soll er auch, wenn ihn der Hunger plagt, bisweilen Fische, besonders aber Heringe fressen.

In Louisiana treffen sie gegen das Ende des Herbstes ein, indem sie der Schnee aus den nördlichern Gegenden vertreibt. Um diese Zeit sind sie allemal sehr mager, weil sie den Norden nicht eher verlassen, als bis die Erde mit Schnee bedeckt ist, und sie folglich wenig Nahrung mehr finden.

In der Gegend um den Mississippi wagen sie sich selten weit von den Ufern dieses Flusses weg; man findet daher im Winter auf jeder Flußseite so gute Wege, daß diejenigen, die ihre Fußtapfen nicht kennen, sie für Fußtapfen von Menschen halten. Dûpratz erzählt, er sey einstmal, ob er schon beinahe zwei hundert Meilen von jeder menschlichen Wohnung entfernt gewesen, eine zeitlang von einem solchen Pfade irre geführt worden, indem er geglaubt, es müßten viele Menschen darauf gegangen seyn. Als er aber die Sache genauer untersuchte, fand er, daß die Fußtapfen nicht so lang als jene von Menschen waren, und daß er am Ende jeder Zähe den Eindruck von der Klaue bemerkte.

Gegen das Ende des December werden sie in Louisiana und in den benachbarten Gegenden, wo sie Futter im Ueberflusse haben, so fett und faul, daß sie kaum laufen können. Da sie um diese Zeit auch eine große Menge Oel liefern, so machen die Indianer Jagd auf sie. Bei dieser verfährt man kürzlich auf folgende Art: der Bär wählt gemeiniglich zu seinem Zufluchtsorte einen hohlen Stamm von einem alten Cypressenbaume, auf den er hinauf klettert, und alsdann von oben herab in die Höhle hinabsteigt. Der Jäger, der ihn hierbei belauscht, klettert vermittelst eines Hacken auf einen benachbarten Baum, wo er sich der Höhle gerade gegen über setzt. In der einen Hand hat er sein Gewehr, und in der andern eine Fackel, die er in die Höhle schleudert. Erschrocken und wüthend springt der Bär aus seiner Höhle heraus; kaum aber wird ihn der Jäger gewahr, so schießt er ihn in den Kopf oder in die Schulter.

Einige indianische Stämme begehen solche sonderbare Feierlichkeiten bei einer Bärenjagd, daß wir nicht umhin können, hier eine kurze Nachricht davon mitzutheilen.

Die Jagd dieser Thiere ist bei ihnen eine Sache von der höchsten Wichtigkeit, die sie nie ohne eine Menge von Ceremonien unternehmen. Ein vornehmer Krieger läßt zuerst eine allgemeine Einladung an alle Jäger ergehen; hierauf folgt ein achttägiges sehr strenges Fasten, wo man sich gänzlich aller Nahrung enthält; demohngeachtet aber bringen sie den ganzen Tag mit Singen zu. Dies thun sie deshalb, um die Geister der Wälder anzurufen, um ihnen die Stellen zu zeigen, wo sich die Bäre in Menge aufhalten. Ja sie zerschneiden sich sogar an verschiedenen Theilen ihres Körpers die Haut, um die Gunst der Geister desto eher zu erwerben. Auch wenden sie sich an die Manen der bei den vorhergehenden Jagden erschlagenen Thiere, daß sie ihnen im Traume den Aufenthalt der Thiere entdecken möchten. Ein Träumer allein kann die Stelle, wo gejagt werden soll, nicht bestimmen, Mehrere müssen dabei mit wirken; da sie aber einander ihre Träume sagen, so müssen sie nothwendig mit einander übereinstimmen.

Das Jagdoberhaupt giebt nunmehro ein großes Fest, wobei niemand zu erscheinen wagt, ohne sich vorher gebadet zu haben. Bei diesem Gastmale sind sie gegen ihre sonstige Gewohnheit sehr mäßig. Der Herr des Gastmals allein rührt nichts an, sondern erzählt seinen Gästen alte Wundergeschichten, die sich bei vormaligen Jagden ereignet haben. Das Ganze beschließt man mit neuen Anrufungen der Manen der verstorbenen Bäre.

Dann brechen sie unter den lauten Beifallsbezeugungen des Dorfes auf, und haben sich so gerüstet, als ob sie in den Krieg zögen, und haben sich schwarz gemahlt. Jeder geschickte Jäger hat einen gleichen Rang mit einem großen Krieger, allein er muß ein Dutzend große Thiere erlegt haben, ehe er diese Stufe des Ranges ersteigen kann. Hierauf bewirbt man sich um seine Verbindung eben so eifrig, als um jene des tapfersten Kriegers.

Nunmehro nehmen sie ihren Weg in einer geraden Linie; weder Flüsse, noch Sümpfe, noch andere Hindernisse halten sie in ihrer Bahn auf; alle wilde Thiere, die sie unterweges finden, treiben sie vor sich her. Wenn sie auf dem Jagdplatze anlangen, so umgeben sie eine so große Strecke, als ihre Gesellschaft faßt, ziehen dann ihren Zirkel, und suchen jeden hohlen Baum und jede Stelle auf, wo sich etwa ein Bär aufhält, und setzen dies so lange fort, bis die Jagdzeit vorbei ist.

Sobald ein Bär getödtet ist, steckt ihm ein Jäger eine angezündete Tabackspfeife in den Mund, bläßt in dieselbe, füllt den Schlund mit Rauch an, und beschwört den Geist des Thieres, sich weder wegen dessen, was sie mit seinem Körper vornehmen wollen, an ihnen zu rächen, noch ihre Bemühungen bei ihren künftigen Jagden zu vereiteln. Da das Thier keine Antwort ertheilt, so schneidet man ihm die Sehne der Zunge heraus, und wirft sie ins Feuer. Platzt und zerspringt sie, welches beinahe allemal der Fall ist, so sieht man dies als ein gutes Zeichen an; ist das Erste nicht der Fall, so glaubt man, der Geist sey nicht versöhnt, und die Jagd werde das künftige Jahr schlecht ausfallen.

Die Jäger zehren während der Jagd von den Lebensmitteln, die sie bei sich haben. Sehr stolz und selbstzufrieden kehren sie nach Hause zurück: denn die Tödtung eines Bären sieht man für eine Heldenthat an. Sie geben ein großes Gastmal, und machen es dabei zur Bedingung, nichts übrig zu lassen. Das Fest wird einem gewissen Genius zu Ehren gefeiert, vor dessen Zorn sie sich fürchten, wenn sie nicht alles aufzehren; ja sie essen sogar das geschmolzene Fett auf, in welchem das Fleisch angerichtet war. Bisweilen essen sie so lange, bis sie bersten, oder sich in eine gefährliche Krankheit stürzen. Das erste Gericht besteht in dem größten Bäre, den sie getödtet haben, und dem sie weder die Eingeweide ausnehmen noch das Fell abziehen; sie versengen blos das Haar, wie man es bei den Schweinen macht.

Bei den südlichern Indianern Amerikas ist es gewöhnlich, die jungen Bäre zu zähmen. Man fängt sie daher bisweilen so jung, daß sie noch nicht fressen können. In diesen Fällen zwingen die Indianer ihre Weiber, sie zu säugen. Hearne erzählt, daß ein Engländer, der in Diensten der amerikanischen Compagnie stand, und Isaak Batt hieß, Eine seiner Weiber, die vor kurzem ihr Kind verloren hatte, zwang, einen jungen Bär zu säugen.

Lawson, Catesby und Brickell erzählen insgesammt einen sehr sonderbaren Umstand von diesem Thiere; sie behaupten nämlich, nie habe weder ein Europäer noch ein Indianer jemals einen Bär mit Jungen getödtet. In einem einzigen Winter tödtete man einstmals in Virginien gegen fünfhundert Stück; unter diesen befanden sich blos zwei Weibchen, die außerdem nicht trächtig waren.

Der Grund liegt darin, daß das Männchen, wie mehrere Thiere, einen natürlichen Widerwillen gegen seine Jungen hat. Ehe daher die Weibchen ihre Jungen zur Welt bringen, nehmen sie ihre Zuflucht in tiefe Wälder und Felsen, um sich gegen das Nachsuchen ihrer wilden Männchen zu sichern.

Das Fleisch der amerikanischen Bäre soll wie Schweinefleisch schmecken. Dr. Brickell aß im Hause eines Pflanzers in Nordcarolina ein Stück von den Lenden, und hielt es für vortrefliches Schweinefleisch.

Der Eisbär oder Polarbär, oder weiße Bär. Vrsus maritimus. Lin. Ours blanc. Buffon. Polar Bear.

Der Eisbär hält sich blos in dem kältesten Theile der nördlichen Erde auf, und man hat diese Thiere so weit gegen Norden hin angetroffen, als man gegen den Nordpol vorgedrungen ist. Man findet den Eisbär an den Küsten der Hudsonsbay, von Grönland, Spitzbergen u. s. w., und nur in seinem rauhen Vaterlande befindet er sich wohl. Demjenigen, den man einstmals nach England brachte, behagte das dortige milde Klima nicht; man mußte ihn öfters mit Eimern kalten Wassers begießen, womit er sehr zufrieden war.

Die ungeheure Menge dieser Thiere in den Polargegenden erregt wirklich Erstaunen. Man trift sie nicht blos am Lande, sondern auch öfters auf Eisschollen mehrere Stunden weit in der See an. Auf diese Art kommen sie

nicht selten nach den Küsten von Island; kaum aber kommen sie hier ans Land, so ergreifen alle Einwohner die Waffen und fallen über sie her. Es ist nicht selten der Fall, daß, wenn ein Grönländer nebst seiner Frau auf die See fährt, und zu nahe an eine Eisscholle kommt, ein weißer Bär ganz unvermuthet in ihr Boot springt, und wenn er es nicht umstürzt, sich ruhig an der Stelle, wo er hineingesprungen ist, niederläßt, und sich wie ein Reisender mit fortrudern läßt.

Auf den Eisschollen gehen sie den todten Wallfischen und Seehunden nach; auch greifen sie das Wallroß, das ihnen aber mit seinen langen Zähnen einen tapfern Widerstand leistet, an. Sie schwimmen von einer Eisscholle auf die Andere, und wenn sie angegriffen werden, so wehren sie sich tapfer, und fallen über eine Schaluppe voll Menschen her, von denen sie Manchen ums Leben bringen. Werden sie aber verfolgt, so tauchen sie unter, und schwimmen unter dem Wasser fort.

Die meisten Reisenden schildern den Eisbär als höchst grausam und blutgierig. Zur Zeit des Winters, wo er öfters vom Hunger aufs Aeusserste getrieben wird, ist er für jedes lebendige Geschöpf höchst gefährlich; dann greift er nicht nur einzelne unbewaffnete Menschen, sondern ganze Gesellschaften an, steigt in ihre kleinen Fahrzeuge, und scheuet keine Waffen; im Herbste hingegen, wo es ihm nicht an Lebensmitteln gebricht, braucht man ihn nicht zu fürchten. Als sich Barenz auf Nova Zembl ja aufhielt, fielen sie über seine Leute her, nahmen sie in den Mund, trugen sie mit der größten Leichtigkeit und Schnels

ligkeit davon, und verzehrten sie im Angesichte ihrer Gefährden.

Vor nicht allzu langer Zeit schossen die Leute auf einem Boote, das zu einem Wallfischfänger gehörte, einen Bär in einer geringen Entfernung, und verwundeten ihn. Das Thier stieß sogleich das fürchterlichste Geschrei aus, und lief auf dem Eise nach dem Boote zu. Ehe es dieses erreichte, schoß man einen zweiten Schuß auf dasselbe ab, und traf es nochmals. Hierdurch wurde es nur noch wüthender, schwamm sogleich nach dem Boote hin, und als es hinein zu steigen suchte, setzte es Einen von seinen Vorderfüßen auf den Kanonenlauf; Einer von dem Schiffsvolke hatte eine Axt in der Hand, und hieb ihm den Fuß ab. Demohngeachtet schwamm ihnen das Thier noch immer nach, bis sie ans Schiff kamen; man that mehrere Schüsse auf dasselbe, welche es nicht verfehlten; als es aber ans Schiff kam, stieg es sogleich auf das Verdeck hinan; die Mannschaft ergriff die Flucht, das Thier aber folgte ihnen nach, bis endlich ein Schuß auf dem Verdeck es todt hinstreckte.

Die gewöhnliche Nahrung des Eisbären sind Fische, Seehunde und andere Seethiere, auch Seevögel und Rennthiere. Kann er diese Thiere nicht lebendig bekommen, so nimmt er auch mit Aaas vorlieb. Todte Wallfische und andere Aeser, welche das Meer auswirft, dienen ihm dann zur Stillung seines Hungers. Auch scharrt er menschliche Leichname aus, und verzehrt sie. Seinen Fraß nimmt er in großen Stücken zu sich. So lange er Futter auf dem Lande findet, geht er nicht ins Wasser; da er aber in den unfruchtbaren Gegenden, die er bewohnt, nur selten ein Stück Wildpret erhascht, so gewöhnt er sich ans Meer,

das reichlicher mit Bewohnern versehen ist: er hält sich daher an den Küsten desselben auf. Unter dem Wasser kann er es nur einige Augenblicke aushalten. Auf dem Wasser kann man ihn leicht jagen, weil er sich darin nicht gut zu helfen weiß, und sich vor dem Ersäufen fürchtet. Ist im Winter das Meer mit Eis bedeckt, so giebt es auch hier für ihn nicht viele Nahrung. Im Frühjahre setzt er sich auf Eisschollen, und läßt sich in Hoffnung einer Beute ruhig herumtreiben.

Die Weibchen der Eisbäre gehen im Winter nicht mit den Männchen aufs Meer, sondern verbergen sich in Gruben unter dem Schnee, oder unter aufgehäuften Eisschollen, die das Meer in jenen Gegenden zusammendrängt. Im Frühjahre suchen sie die Männchen auf, um sich mit ihnen zu begatten. Das Weibchen wirft zwei Junge.

Folgende Nachricht von der Scharfsicht, die der Eisbär beweißt, wenn er Beute sucht, findet man in Boyle's-Werken: „ein alter Schiffskapitain hat mir erzählt, daß die weißen Bäre auf und um Grönland trotz des kalten Himmelsstriches einen vortreflichen Geruch haben; und daß bisweilen, wenn die Fischer etwa einen todten Wallfisch drei bis vier Stunden weit vom Ufer in der See schwimmen lassen, wo man ihn von dort aus nicht sehen kann, die Eisbäre so nah als möglich ans Wasser treten, sich auf ihren Hinterfüßen in die Höhe richten, in der Luft laut herumschnuppern, und sie mit den beiden Vordertatzen wie mit Fächern wegtreiben, als ob sie ihnen zuwider wäre. Sobald sie aber genau wissen, wo der Geruch herkommt, stürzen sie sich ins Meer, und schwimmen geraden

Weges auf den Wallfisch los, ob sie ihn schon anfänglich nicht sehen können.

Die Zuneigung zwischen den Eltern und Jungen ist so groß, daß sie sich eher tödten lassen, als sie einander in der Noth verlassen. Wir wollen hiervon ein Beispiel anführen. „Als die Fregatte Carcase, die vor einigen Jahren auf Entdeckungen gegen den Nordpol hin auslief, in dem Eise stak, meldete eines Morgens der Mann an dem Vordermaste, daß drei Bäre sehr schnell über das gefrorne Meer liefen, und ihren Weg gerade nach dem Schiffe zu nähmen. Ohnstreitig hatte sie der Geruch von dem Thrane eines Seepferdes angelockt, das die Mannschaft vor etlichen Tagen getödtet hatte, das man aus Feuer gelegt, und gerade als sie sich näherten, auf dem Eise verbrannte. Man sah, daß es ein Weibchen nebst seinen beiden Jungen war; diese waren eben so groß als jenes. Sie liefen begierig auf das Feuer los, und zogen einen Theil von dem Fleische des Seepferdes, das noch unverzehrt war, aus den Flammen heraus, und fraßen ihn begierig. Die Leute warfen große Stücken Seepferdefleisch von dem Schiffe herab, das der alte Bär einzeln wegschleppte, so wie er es brachte, vor seine Jungen hinlegte, es theilte, jedem ein Stück gab, und nur wenig für sich behielt. Als die Mutter das letzte Stück fortschleppte, legte die Mannschaft ihre Gewehre auf die Jungen an, schoß sie beide todt, und verwundete auch das Weibchen, obschon nicht tödtlich, bei ihrem Zurückzuge. Man kann sich gar keine Vorstellung davon machen, wie kläglich die Mutter um ihre sterbenden Jungen that; ihr Anblick zerriß jedes gefühlvolle Herz, und ob sie schon selbst sehr stark verwundet war, und sich kaum nach der Stelle

hinschleppen konnte, wo ihre todten Jungen lagen, so nahm sie doch das Stück Fleisch, das sie geholt hatte, noch mit, wie sie es vorher gethan hatte; zerriß dasselbe in Stücken, und legte es vor sie hin; und als sie sah, daß sie nicht fressen wollten, legte sie ihre Tatzen zuerst auf das Eine, dann auf das Andere, und suchte sie aufzuheben. Die ganze Zeit über ließ sie ein trauriges Wehklagen hören. Als sie nun fand, daß sie dieselben nicht zum Gehen bewegen konte, gieng sie fort; als sie eine kleine Strecke weg war, sah sie sich um und wehklagte; sie konnte es aber nicht über das Herz bringen, ihre Jungen zu verlassen; sie kehrte daher wieder um, schnupperte um sie herum, und begann ihre Wunden zu lecken. Sie lief alsdann zum zweitenmale fort, und nachdem sie etliche Schritte weg war, sah sie sich nochmals um, blieb eine zeitlang stehen und wehklagte. Da aber ihre Jungen immer noch nicht aufstanden und ihr folgten, so kehrte sie zum drittenmale um, gieng mit Zeichen der unaussprechlichsten Zärtlichkeit um beide herum, betastete sie und wehklagte. Als sie endlich fand, daß sie kalt und lebenlos waren, richtete sie ihren Kopf nach dem Schiffe hin in die Höhe, und machte ein schreckliches Brummen, das die Mannschaft mit einer neuen Ladung von Flintenkugeln erwiederte. Sie stürzte zwischen ihren Jungen nieder, leckte ihre Wunden und starb.

Zu gewissen Jahreszeiten lieben die Männchen, nach Hearne's Erzählung, die Weibchen so sehr, daß man oft ein Männchen, wenn ein Weibchen getödtet worden ist, kommen und seine beiden Vordertatzen auf dasselbe legen sieht; in dieser Stellung läßt es sich eher erschießen, als es sein Weibchen verläßt.

Die Grönländer verzehren das Fleisch des Eisbären, und machen daher Jagd auf dieses Thier. Sie hetzen es mit Hunden und erlegen es mit Harpunen. Im Herbste ist das Fleisch sehr fett, und enthält eine Menge Thran, den man ausschmilzt. Das Fell giebt ein treffliches Pelzwerk, das sowohl von den Eingebornen der Polargegenden, als von andern Personen sehr häufig gebraucht wird.

Der Vielfraß. Vrsus gulo. Lin. Glouton. Buffon. Glutton. Pennant.

Der Vielfraß hält sich in allen an den nördlichen Ozean stoßenden Ländern auf; man findet ihn ebenfalls in Canada und um die Hudsonsbay. Er ist, wie die meisten Raubthiere, ein sehr starker Fresser; denn derjenige, den man zu Dresden eine zeitlang unterhielt, fraß täglich dreizehn Pfund Fleisch, und hätte sicherlich noch mehr verzehrt, wenn man ihm mehr gegeben hätte. In der Wildniß besteht seine Nahrung in großen und kleinen Thieren, in Haasen, Vögeln u. s. w. Außer Fleisch frißt er auch Brod, Butter, Käse, Eier, und stiehlt diese Dinge bisweilen aus den Hütten der Nordländer. Rothwild ist seine vorzüglichste Nahrung, und an der Lena in Siberien tödtet er auch Pferde. Sowohl im Winter als im Sommer streift er umher, und schläft nicht wie der gemeine Bär und der Dachs.

Vorzüglich merkwürdig ist die Art, wie er seine Beute fängt, die gemeiniglich aus Rothwildpret besteht. Der Vielfraß soll auf einen Baum springen, welches er

mit

mit großer Leichtigkeit thut, und eine gewisse Quantität Moos mit dahin nehmen, das das Rothwildpret sehr gern frißt. Kommt nun Eines von diesen Thieren dem Baume nahe, so wirft der Vielfraß das Moos herab. Bleibt das Thier stehen, um dasselbe zu fressen, so springt ihm der Vielfraß sogleich auf den Rücken, klammert sich zwischen den Hörnern fest, kratzt ihm die Augen aus, und quält das arme Geschöpf so sehr, daß es, um entweder seinen Quaalen ein Ende zu machen oder seinen Feind los zu werden, mit dem Kopfe gegen die Bäume rennt, bis es todt niederstürzt. Das Fleisch theilt der Vielfraß in verschiedene Portionen, und verbirgt es in der Erde, um ein andermal davon zu fressen. Hat sich dies gefräßige Thier einmal mit seinen Klauen und Zähnen fest gebissen, so kann man es unmöglich wieder los bringen; vergeblich sucht das unglückliche Geschöpf sein Heil in der Flucht, und wenn es sich nicht, wie schon oben erwähnt worden, selbst umbringt, so bringt es sein Feind bald dahin, daß es zu Boden stürzt, wo er alsdann das Blut aussaugt und das Fleisch nach und nach verzehrt.

Ein glaubwürdiger Mann hat Pontoppidan (s. d. natürliche Geschichte von Norwegen 2 B. S. 46.) versichert, daß, wenn der Vielfraß lebendig gefangen wird, welches jedoch selten der Fall ist, und an eine Mauer gebunden wird, er weder Kalk noch Steine verschonet, sondern ein gutes Stück aus der Mauer frißt.

Daß der Vielfraß, wenn er zu viel gefressen hat, zwischen zwei dicht neben einander stehenden Bäume durchdränge, um sich Luft zu machen, erklärt Leems (von den Lappen in den Finnmarken S. 106.) für ein Mährchen.

Der Vielfraß wird als sehr wild, stark und grausam geschildert, und er soll es sogar mit den Bären und Wölfen aufnehmen. So viel ist gewiß, daß ihn kaum drei starke Hunde überwältigen können. Ein Vielfraß, den man ins Wasser that, nahm es mit zwei Hunden auf, die man auf ihn loshetzte; es dauerte aber nicht lange, so setzte er seine Klauen dem Einen auf den Kopf, tauchte ihn unter, und hielt ihn so lange unter dem Wasser, bis er erstickt war.

Wird er angegriffen, so wehrt er sich bis aufs Aeußerste; er zerreißt das Tuch in Stücken, in welchem man ihn gefangen hat, und kann er seinen Feind nicht los werden, so spritzt er seinen dünnen stinkenden Unrath auf ihn.

Trotz seiner Wildheit aber läßt er sich dennoch zähmen, und lernt vielerlei närrische Dinge. In der Wildniß läßt er die Menschen ganz nahe an sich heran kommen, ohne das geringste Zeichen von Furcht zu verrathen, und ohne daß er fliehen zu wollen scheint. Dies aber rührt unstreitig davon her, weil er in öden Gegenden lebt, wo er gewöhnlich keine Menschen zu sehen bekommt, und folglich sich auch nicht vor ihrem Anblicke fürchtet. In seinen Kämpfen mit Thieren ist er gemeiniglich Sieger.

Bisweilen sucht er die Schlingen auf, die man für andere Thiere gelegt hat, allein er besitzt jederzeit so viel Klugheit, daß er sich nicht selbst fängt. In Ländern, wo er sich sehr häufig aufhält, führen die Jäger bittere Klagen über seine Gefräßigkeit und über die List, mit der er ihnen ihre Beute aus den Schlingen frißt.

Im Mai wirft das Weibchen zwei bis drei Junge. In der Gefangenschaft schläft dies Thier, wie in der Freiheit mehr bei Tage als in der Nacht; es rollt sich beinahe wie

eine Kugel zusammen, streckt die Beine von sich, und bedeckt den Kopf mit dem Schwanze. Bei bevorstehender rauher und regnerischer Witterung wird er mürrisch, und mit zunehmendem Alter wieder so wild, daß man ihn an Ketten legen muß; besonders beträgt er sich dann sehr unbändig, wenn man ihn hungern läßt. Wird er gereitzt, so knurrt er wie ein grimmiger Kettenhund, und faßt seinen Beleidiger mit den Zähnen und Klauen zu gleicher Zeit.

Man macht wegen seines Felles, das sehr gesucht wird, Jagd auf ihn. Die Kamtschadalen können ihren Weibern kein kostbareres Geschenk machen, als wenn sie ihnen ein Fell von einem Vielfraße schenken. Die Klauen tragen ihre Weiber zum Schmucke in den Haaren.

Die Wolverene oder der Wolfsbär. Ursus luscus. Lin. Wolverine. Pen.

Der Wolfsbär hat die Größe eines Vielfraßes, und hält sich im nördlichen Amerika auf. Er ist sehr gefräßig, kann aber nicht sonderlich laufen, und muß daher seine Beute durch List zu erhaschen suchen. Für seinen langsamen Gang hält ihn seine wunderbare Scharfsicht, Stärke und sein scharfer Geruch reichlich schadlos. Er gräbt sich in die Erde, und soll sehr wild seyn, und zwar in einem solchen Grade, daß er selbst ein Schrecken der Bäre und Wölfe ist. Auch soll er vielen Muth und viele Entschlossenheit besitzen. Ein Wolfsbär hatte sich einstmals eines Stück Rothwildes bemächtigt, das ein Indianer getödtet hatte, und ob sich ihm dieser gleich bis auf zwanzig

Schritte näherte, so ließ er doch seine Beute nicht fahren, sondern ließ sich auf derselben todt schießen. Auch hat man oft bemerkt, daß er dem Wolfe ein Thier abnahm, ehe derselbe noch Zeit hatte, seine Mahlzeit anzufangen. Der Wolfsbär wehrt sich gegen alle Thiere tapfer.

Er besitzt eine erstaunliche Stärke. Vor einigen Jahren hatte man einen Wolfsbär zu Churchill an der Hudsonsbay, der den größten Theil eines Holzstoßes über den Haufen riß, der gegen siebenzig Ellen in der Runde hatte, und der das ganze Winterholz enthielt, um sich einige Lebensmittel zu verschaffen, die die Compagniebedienten darunter versteckt hatten, als sie sich nach der Faktorei begaben, um die Weihnachtsfeiertage daselbst zu feiern. Mehrere Wochen lang hatte dies Thier in der Nähe ihres Zeltes gelauert, und viele Räubereien sowohl an dem Wildprete, das man in Schlingen gefangen hatte, begangen, als viele von den Füchsen gefressen, die man mit der Fallflinte getödtet hatte; es war aber zu schlau, als daß es die Schlinge oder die Flinte hätte wegnehmen sollen. Die Leute glaubten, das beste Mittel zur Sicherung ihrer Lebensmittel zu ergreifen, wenn sie dieselben in Bündel einwickelten, und oben auf den Holzstoß thäten. Sie glaubten nicht, daß sie der Wolfsbär auch da ausfindig machen würde, noch weniger, daß er ihrer, wenn er sie auch entdeckte, habhaft werden könne. Als sie aber nach Hause zurück kamen, fanden sie zu ihrem großen Erstaunen den Holzstoß umgestoßen, ob schon Bäume darunter waren, die kaum zwei Menschen tragen konnten. Das Holz lag allenthalben umher zerstreuet; man glaubte, daß dies daher komme, daß, als er seine Beute fortzutragen versucht,

etliche Stückchen von den Lebensmitteln in den Holzhaufen gefallen wären; um nun nichts davon zu verlieren, habe er den Holzhaufen aus einander gerissen. Die Säcke mit Mehl, Habergrütze und Erbsen, die ihm nichts nutzten, hatte er in Stücken zerrissen, und dasjenige, was darinn war, auf dem Schnee umher zerstreuet; allein jeden Bissen thierischer Nahrung, z. B. Rind- Schweinefleisch, eingesalzene Gänse, die in großer Menge vorhanden waren, hatte er weggeschleppt.

Diese Thiere sind große Feinde der Biber, die sie bisweilen erhaschen, wenn sie aus ihren Wohnungen herauskommen; allein die Lebensart der Letztern macht es ihnen schwerer, an sie so leicht als an viele andere Thiere zu kommen. Unter den jungen Füchsen richten sie im Sommer große Verheerungen an; vermöge ihres feinen Geruches spüren sie ihre Höhlen auf, und ist der Eingang dieser nicht weit genug, so machen sie denselben größer, worauf sie hineindringen, und alt und jung umbringen; kurz, sie sind in den Ländern, wo sie sich aufhalten, die Thiere, die den meisten Schaden anrichten.

Der Waschbär, Schupp oder Rakun. Vrsus lotor. Lin. Raccoon. Pen. Le Raton. Buffon.

Das Vaterland des Waschbären sind die wärmern Gegenden von Nordamerika und Einige von den westindischen Inseln. Ob er gleich ein plumpes Ansehen hat, so ist er doch in seinen Bewegungen schnell. Vermittelst seiner spi-

tzigen Klauen wird es ihm sehr leicht, auf Bäume zu steigen, und ihre Gipfel zu erklettern. Einen eigentlichen Gang hat er nicht, sondern er hüpft und springt blos. Er besitzt einen außerordentlich scharfen Geruch; sein Gehör ist aber schwach und sein Gesicht mittelmäßig. Nach den Bemerkungen des Dr. Gall hängt die Schärfe und Stärke eines Sinnes von der Größe des Nerven ab, der für diesen Sinn bestimmt ist; je größer und stärker ein Nerv ist, desto vorzüglicher ist auch der Sinn, zu dem er führt. Als ein Bewohner des wärmern Erdstriches liebt er zwar die Wärme, doch kann er auch ziemliche Kälte ertragen. Man kann ihn daher auch in Europa unterhalten.

Seine Nahrung, die er auf dem Hintern sitzend und mit den Vorderpfoten haltend, wie das Eichhörnchen verzehrt, besteht hauptsächlich in Mais, Zuckerrohr und verschiedenen Arten von Früchten. Auch frißt er Brod, Fleisch und Eier. Die Vögel beschleicht und fängt er eben so listig als der Fuchs weg. In seichten Gewässern oder zur Zeit der Ebbe sucht er Austern auf, und reißt das Thier aus seinem Gehäuse heraus, sobald es dieses öffnet; hierbei verunglückt er bisweilen; denn manchmal schließt die Auster ihre Schaale zu, und klemmt ihm die Pfoten ein. In diesem Falle muß er bis auf die Wiederkehr der Fluth warten, wo er ersäuft. Er ist ein großer Liebhaber von starken Getränken, in denen er sich sogar berauscht; süße Sachen sind ein Leckerbissen für ihn. Jeden Bissen, den er verzehren will, taucht er erst ins Wasser, und reibt ihn dann mit den Pfoten, als ob er ihn waschen wolle. Daher hat er den Namen Waschbär erhalten. Kann er kein Wasser erhalten, so wird er böse und brummt. Außer Fi-

schen und frischem noch blutendem Fleische weicht er alles, ja selbst Zucker, ein.

Brickell erzählt, daß sich der Waschbär an den Rand einer Lache stellt, und seinen Schwanz darüber hin ins Wasser hängen läßt; die Krabben halten dies für eine Speise und halten sich daran; sobald nun der Waschbär das Kneipen fühlt, zieht er sie schnell heraus. Hierauf trägt er sie eine kleine Strecke vom Wasser weg, verzehrt sie, indem er sie jedesmal der Quere in den Mund nimmt, daß sie ihm nichts mit ihren Zangen oder Scheeren zu Leide thun. Eine Art von Landkrabbe, die man in den Sandlöchern in Nordamerika findet, dient dem Waschbär häufig zur Nahrung; er steckt eine Vordertatze in die Erde, und holt sie heraus. Er frißt vorzüglich des Nachts, da er, außer bei trüber Witterung, den größten Theil des Tages über schläft.

Der Waschbär ist ein lebhaftes und thätiges Thier. Er läßt sich leicht zähmen, und dann ist er gutmüthig und fröhlich; aber er ist beinahe stets in Bewegung, und eben so neugierig und schadenfroh als ein Affe. Er untersucht alles mit seinen Tatzen, deren er sich statt der Hände bedient, um das aufzuheben, was man ihm giebt, und es nach dem Munde zu führen. Beim Fressen sitzt er aufrecht. Das Gesicht wäscht er mit seinen Füssen wie eine Katze.

Blanquart des Salines hatte einen Waschbär, von dem er folgende Nachricht mittheilt: ehe er in seinen Besitz kam, war er beständig gefesselt gewesen. In seiner Gefangenschaft war er sehr artig, zeigte aber wenig Lust zum Liebkosen. Seine Kette zerriß bisweilen, und die Freiheit machte ihn verwegen und anmaßend. Er nahm

von einem Zimmer Besitz, und wollte niemand hinein lassen. Nur mit Mühe konnte man ihn wieder an seine Fesseln gewöhnen. Ließ man ihn aus seinem Gefängnisse heraus, so drückte er seine Dankbarkeit durch tausenderlei närrische Sprünge aus. Dies that er aber nicht, wenn er sich selbst seine Freiheit verschaffte. Er strich dann drei bis vier Tage hinter einander auf den Dächern der benachbarten Häuser herum, stieg des Nachts in den Hof herab, gieng in den Hühnerstall, brachte alles Geflügel um, und fraß die Köpfe. Seine Fesseln machten ihn zwar vorsichtiger, aber doch nicht sanfter und milder. Wenn er angekettet war, bediente er sich jeder List, um die Hühner kirre zu machen und anzulocken, er ließ sie mit sich fressen; hatte er sie aber sicher gemacht, dann fiel er über sie her, packte Eine und zerriß sie in Stücke. Einige junge Katzen hatten das nämliche Schicksal.

Austern öffnete er mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit. Sein Gefühl war außerordentlich fein: denn bei allem, was er vornahm, nahm er selten seine Zuflucht zum Geruche oder zum Gesichte. Er nahm eine Auster unter die Hinterpfoten, dann that er einen Blick auf sie, suchte mit seinen Vorderpfoten die schwächste Stelle auf, hier drang er mit seinen Klauen hinein, öffnete die Muschel, und ließ kein Stückchen vom Fische übrig.

Gegen eine harte Behandlung war er äußerst empfindlich. Ein Bedienter gab ihm einstmals mehrere Peitschenhiebe, und niemals söhnte er sich wieder mit ihm aus, so viele Mühe der Mensch sich auch gab. Weder Eier noch Fische, die er doch außerordentlich gern fraß, konnten seinen Unwillen besänftigen. Sobald sich ihm der Bediente

näherte, gerieth er allemal in Wuth; seine Augen funkelten, er suchte auf ihn zu springen, stieß das kläglichste Geschrei aus, und warf alles, was man ihm gab, auf die Erde, bis der verhaßte Gegenstand weg war.

Nie duldete er Heu oder Stroh in seinem Aufenthaltsorte, sondern lag lieber auf dem Holze. Machte man ihm eine Streu hinein, so warf er sie sogleich wieder heraus. Alles, was er fraß, ließ er im Wasser weich werden oder vielmehr zergehen, wie es die ganze Art macht; er tauchte es nämlich in das Gefäß mit Wasser, das man ihm vorgesetzt hatte. Der Mangel an Speichel oder die geringe Quantität desselben ist höchst wahrscheinlich die Ursache, warum er dies thut.

Vor Kindern hatte er einen Abscheu; ihr Geschrei brachte ihn auf, und er bot alle seine Kräfte auf, um auf sie loszuspringen. Eine kleine Hündin, die er sehr liebte, züchtigte er derb ab, wenn sie zu stark bell.

Nach Linne's Bemerkung hat der Waschbär eine große Antipathie gegen Schweinsborsten, und der Anblick einer Bürste setzt ihn in gewaltige Unruhe.

In der Freiheit bringt das Weibchen gegen den Monat Mai hin zwei bis drei Junge, und zwar in der Höhle eines Baumstammes zur Welt. Hat man Männchen und Weibchen beisammen, so erhält man auch im zahmen Zustande Junge von ihnen. In Amerika ist dies öfters der Fall, weil man sie dort häufig in den Häusern unterhält.

Man stellt den Waschbären wie dem Wilde nach, schießt sie, jagt sie mit Hunden, fängt sie lebendig. In Amerika ißt man ihr Fleisch, und die Felle, die man zu

Müffen, Mützen, besonders für Husaren braucht, machen einen besondern Handelsartikel aus.

Der Dachs. Vrsus taxus. Common badger. Pen. Blaireu. Buffon.

Der Dachs hält sich in den meisten Ländern von Europa und Asien auf, die nördlichsten Theile ausgenommen. Er ist ein träges, einsames und boshaftes Thier, das den Menschen scheuet und vieles Mißtrauen gegen ihn hegt. Seine Stimme gleicht dem hellen Quiken der Schweine. Er giebt einen häßlichen Geruch von sich, den selbst die Hunde nicht leiden können. Seine Aufenthaltsorte sind Wälder, vorzüglich hält er sich in den vordern Theilen der Wälder auf, in deren Nähe Felder liegen. Seine Geschicklichkeit und sein Muth, mit dem er sich selbst gegen fleischfressende Thiere vertheidigt, geben öfters Veranlassung, daß man mit Hunden Jagd auf ihn macht. Bisweilen aber versetzt er seinen Gegnern sehr tiefe Wunden. Seine Haut ist so dick und locker, daß sie nicht allein nicht durchbissen werden kann, sondern sich auch hin und her schieben läßt, weshalb er sowohl den Angriffen der Hunde als Menschen so lange widersteht, bis er von der Menge überwältigt und durch Wunden entkräftet unterliegt.

Er gräbt sich in Wäldern, wie der Fuchs, in eine Höhle ein, und giebt dieser wenigstens zwei Eingänge, die oft dreißig Schritte von einander entfernt liegen, und so viel als möglich sich gegen die Mittagsseite hin öffnen, um den

Sonnenstrahlen Eingang zu verschaffen, die er sehr liebt, weil er sehr frostig ist. Die Höhle selbst oder der Kessel ist nach Beschaffenheit des Bodens vier bis fünf Fuß tief unter der Erde, ist sehr geräumig und mit langen Grashalmen, Moos und andern weichen Dingen ausgefüttert. Legen gleich bisweilen mehrere Dachse ihre Höhlen in einem Bezirke an, so sind ihre Kessel doch jederzeit abgesondert.

Seine Nahrung besteht in thierischen und vegetabilischen Produkten. Er frißt Mäuse, Schlangen, Roß- Mai- und andere Käfer, Regenwürmer, und wenn er es haben kann, junge Hasen, Vögel, Eier und dergleichen. Auch sucht er Wurzeln auf, und nur im äußersten Nothfalle frißt er Gras. In der Gefangenschaft kann man ihn mit Brod, Zugemüse, Rüben und Früchten erhalten.

So lange der Dachs jung ist, läßt er sich zähmen. Die Alten werden nie zahm, und man muß sich vor ihren Bissen sehr in acht nehmen. Die Jungen hingegen werden so kirr, daß sie mit Hunden und Katzen spielen, zu ihren Pflegern eine gewisse Zuneigung bekommen, und nichts von Wildheit spüren lassen.

Der Dachs schläft in seiner unterirdischen Wohnung, und lebt in der Monogamie. Sie begatten sich zu Ende des Novembers und mit dem Anfange des Decembers, wo sie am fettesten sind. Außer dieser Zeit trift man das Männchen selten bei dem Weibchen an. Nach etwa zehn Wochen bringt das Letztere drei bis fünf blinde Junge zur Welt. Anfänglich ernährt die Mutter ihre Jungen blos mit ihrer Milch, beim herannahenden Frühling aber bringt sie ihnen allerhand Insekten, Gewürme, Wurzeln und Vogeleier, bis sie sich selbst ernähren können. Nach drei Wo-

chen gehen die Jungen schon in Gesellschaft der Mutter aus dem Baue heraus, und spielen am Eingange desselben. Bis zum Herbste bleiben sie bei der Mutter, alsdann aber müssen sie sich selbst eine Höhle graben.

Der Dachs ist ein träges schläfriges Thier, das den Tag über ruhig in seinem Kessel liegt, und erst gegen Abend herauskommt. Er verschläft die meiste Zeit seines Lebens. Sobald es zuwintert, kommt er nicht mehr zum Vorscheine, sondern fällt in eine Art von Schlaf, wobei nicht nur seine Lage, sondern auch die Art seiner Ernährung Bewunderung verdient. Er steckt den Kopf bis unter die Augen zwischen die Hinterbeine, so daß die Schnautze in den Afterbeutel trift. Hier zehrt er den Winter über von dem Fette, das sich in dem Beutel absondert, und womit er im Herbste ganz umgeben ist. Nur wenn warmes Thauwetter einfällt, ermuntert er sich, und geht aus seiner Höhle hervor, um zu trinken oder auch um Futter zu suchen.

Einen eigentlichen Winterschlaf, wie das Murmelthier und andere Thiere, hat der Dachs nicht. Daß gewisse Thiere im Winter schlafen und ihr Leben doch fortdauert, erklärt der Dr. Gall daraus, daß, wenn auch die Funktionen des animalischen Lebens aufhören, dennoch die organischen fortwirken. Er theilt alles Leben ins organische und animalische Leben ein. Die Werkzeuge des organischen Lebens ermüden nie, sondern setzen sie ihre Verrichtungen in der Regel bis zum Tode Tag und Nacht ununterbrochen fort. Die Werkzeuge des animalischen Lebens hingegen ermüden, werden endlich erschöpft und bedürfen der Ruhe, um Kräfte zu neuer Thätigkeit zu sammeln. Tritt dieser Ruhestand der Verrichtungen der Or-

gane des animalischen Lebens ein, so fängt man zu schlafen an: ist man aber im Stande diese Organe des animalischen Lebens thätig zu erhalten, und besitzt man eine Art von Willkühr über dieselben, so wacht man. Ueber die Verrichtungen des organischen Lebens hat man keine Herrschaft; sie wirken ohne unsere Willkühr fort, und da bei den Thieren, die in Winterschlaf fallen, die Organe des organischen Lebens ununterbrochen fortwirken, so dauert ihr Leben auch fort. Die Lungen z. B. gehören theils zum organischen, theils zum animalischen Leben, und bei den Winterschläfern gehen alle organische Lebensfunktionen gehörig vor sich.

Da der Dachs Geflügel erwürgt und frißt, so verfolgen ihn die Jäger sehr eifrig. Bei seiner Vertheidigung aber zeigt er bei weitem nicht so viele Geschicklichkeit als der Fuchs. Außerhalb seines Baues bleibt ihm fast gar kein Vertheidigungsmittel übrig: er ist scheu und furchtsam, und kann eben nicht schnell laufen. Seine natürlichen Feinde sind die Hunde, die ihm wüthend nachsetzen. Zur Dachsjagd nimmt man sogenannte Dachshunde, die man in seine Höhle schickt, um ihn heraus zu treiben. Vor dem Eingange bringt man eine Schlinge von Eisendraht oder einen festen Garnsack an. Auch gräbt man den Dachs aus, und faßt ihn mit einer Zange oder stellt Schlagbäume und Tellereisen auf u. s. w. In Frankreich und in der Schweitz ißt man sein Fleisch, und das Fell braucht man zu Jägertaschen und zu Tornistern.

Das Opossumgeschlecht.

Dieses Thiergeschlecht zeichnet sich durch einen Beutel aus, den man bei dem Weibchen unten am Bauche findet, in welchem es seine Eiter hat, und worin es seine Jungen verbirgt. Bei Einigen bemerkt man zwei, bei andern drei verschiedene Höhlen, die es nach Willkühr öffnen und verschließen kann. Die Jungen bleiben so lange darin, bis sie groß genug sind, um herumlaufen zu können.

Das virginische Opossum. Didelphis Virginiana. Shaw. Virginian Opossum. Shaw.

Dieses Thier hält sich in Amerika in Virginien, Louisiana u. s. w. auf, und ist ungefähr so groß als eine kleine Katze. Wenn es sich auf der Erde befindet, so scheint es ein sehr hülfloses Geschöpf zu seyn; wegen der Bildung seiner Hände kann es weder laufen noch sehr schnell gehen, allein dafür kann es mit außerordentlicher Schnelligkeit und Leichtigkeit auf Bäume steigen. Vermittelst seines Wickelschwanzes richtet es hier mehr als die meisten vierfüßigen Thiere aus. Es sucht begierig Vögel und ihre Nester auf, und richtet große Verheerungen unter dem Geflügel an; diesem saugt es das Blut aus, ohne das Fleisch zu verzehren. Auch frißt es Wurzeln und wildes Obst.

Verfolgt man es und holt es ein, so stellt es sich todt, bis die Gefahr vorbei ist, und wenn man der Nachricht des Du Pratz glauben darf, so giebt es, wenn man es in

dieser Lage aufhebt, und sogar auf glühendes Eisen legt, kein Zeichen von Leben von sich, und hat das Weibchen Junge in seinem Beutel, so läßt es sich nebst den Jungen lieber lebendig braten, als daß es dieselben herausließe. Sie bewegen sich nicht eher, als bis ihr Feind eine Strecke weg ist oder sich versteckt hat, worauf sie so eilig als möglich in eine Höhle oder in einen Busch zu kommen suchen.

Das Opossum hat ein außerordentlich zähes Leben, und läßt sich nicht ohne große Mühe tödten. Der Doktor Brickell führt mehrere Beispiele an, aus denen man sieht, daß, ob man diesen Thieren schon den Schädel zerschlagen hatte, und sie ganz lebenlos schienen, sie doch nach etlichen Stunden einigermaßen wieder zu sich gekommen sind, und man sie hat fortkriechen sehen. In Nordkarolina ist ein Sprichwort: „wenn eine Katze neun Leben hat, so hat ein Opossum neunzehn.“

Unter einem Baume fanden wir ein Opossum, erzählt Anburey (s. d. Reisen im innern Amerika S. 311.), das sich mit dem Schwanze an das äußerste Ende eines Zweiges gehängt hatte, wie es diese Thiere gewöhnlich machen, sobald sie verfolgt werden. Wir ließen einen Bedienten den Baum hinaufsteigen; er schüttelte es ab, und es fiel unter die Hunde, die wir bei uns hatten, machte aber nicht den geringsten Versuch zu entwischen, sondern schien todt zu seyn. Wir nahmen es auf, und trugen es nach Hause. Die ganze Zeit über gab es außer einem leisen Athemholen kein Zeichen des Lebens von sich. Man legte es in den Hof, aus dem es nicht entwischen konnte; wir beobachteten es beinahe eine halbe Stunde lang, es bewegte sich aber nicht und blieb wie todt liegen. Endlich richtete es leise den

Kopf in die Höhe, sah sich rund umher um, und lief, als es keine Gefahr mehr merkte, augenblicklich davon. Wir machten die Thür auf und ließen die Hunde hinaus; sie setzten ihm nach, und als sie es bald eingeholt hatten, legte es sich wie zuvor hin, ohne ein Lebenszeichen blicken zu lassen. Auch wollten sich die Hunde nicht mit ihm abgeben, und liefen zurück. Wir giengen hinzu, und hetzten die Hunde darauf; allein ob es schon zwei muthige Pudel zaußten und zerrten, ja ihm sogar die Knochen zerbissen, wie wir deutlich vernahmen, so gab es doch kein Zeichen von Leben von sich. Nachdem es die Hunde genug gezerrt und ihm beinahe alle Knochen am ganzen Leibe zerbrochen hatten, warf man ihm einen schweren Stein auf den Kopf, um seiner Quaal ein Ende zu machen, allein selbst in dem Augenblicke, wo es vom Leben schied, machte es kaum eine Verzuckung. Diese Art sich todt zu stellen, schützt es vor dem Luchse und andern fleischfressenden Thieren.

Wenn das Weibchen gebähren will, so sucht es eine Stelle in dicken Gebüschen am Fuße eines Baumes auf. Mit Hülfe des Männchens ließt es eine Quantität schönen dürren Grases zusammen; dies ladet man ihm auf den Bauch und das Männchen zieht es und ihre Last beim Schwanze nach dem Neste hin. Es bringt vier bis sechs Junge auf einmal zur Welt. Sobald diese auf die Welt kommen, verbergen sie sich in den Beutel; sie sind blind und nackt, und hängen sich so fest an die Zitzen an, als ob sie daran gewachsen wären. Hier bleiben sie wie lebenlos hängen, bis sie einigermaßen vollkommen werden, und Gesicht, Stärke und Haare erhalten; worauf eine zweite Geburt erfolgt. Von der Zeit an sehen sie den Beutel blos als einen Zufluchts-

fluchtsort an, wenn ihnen Gefahr drohet. Die Mutter trägt sie in diesem Beutel überall mit sich herum. Bei heiterm Wetter aber läßt sie dieselben heraus, um sie zu sonnen, nimmt sie aber bei der geringsten Gefahr wieder ein, und verschließt den Beutel so fest, daß man ihn nicht öffnen kann. Nur gezähmte Opossums sollen sich den Beutel öffnen lassen. Wenn man dies Thier gezähmt hat, so kann man es als Hausthier halten; nur verbreitet es einen unangenehmen Geruch.

Seine Stimme ist ein Grunzen, das man aber nicht weit hört. Seine gewöhnliche Nahrung besteht in Insekten, Würmern, Zuckerrohr, Mais und Baumblättern.

Sein Fleisch hält man in Amerika für einen Leckerbissen, und sein Haar verarbeiten die Weiber der Wilden wie Wolle.

Das große Känguruh. Macropus major. Shaw. Didelphis gigantea.

Die Känguruhs, von denen man bis jetzt blos zwei Arten kennt, und zwar beide in Neuholland, sind, wie die Opossums, unten am Bauche mit einem Beutel versehen. Cook entdeckte dies Thier im Jahre 1770, das ungefähr so groß als ein Schaaf, und wenn es aufgerichtet steht, wohl mannshoch ist. Es wiegt 80 bis 150 Pfund, und kann die Vorderzähne, wie die Eichhörnchen, bewegen. Die sehr kurzen Vorderbeine reichen kaum bis an die Nase, und sollen gar nicht zum Gehen dienen, allein Labillardiere (s. Reise nach d. Südmeere I. B. S. 130.) sagt:

„als wir durch ein dickes Gehölze giengen, verließ ein gro-ßes Känguruh sein Lager. Es lief anfänglich über dreißig Schritte weit auf einem schmalen Wege hin, den sich diese Thiere im Gebüsche bahnen; die Oeffnung war so enge, daß es sich aller seiner vier Füße bedienen mußte. Sobald es aber das Ende des Weges erreicht hatte, machte es mit einer solchen Geschwindigkeit Prallsprünge durchs Gebüsche, daß wir es bald aus den Augen verloren.“

Die Hinterbeine sind beinahe so lang als der Leib; es bedient sich derselben zum Springen, worin seine Fertig-keit unglaublich ist. Es springt über sieben bis acht Fuß hohe Gebüsche, und von einem Felsen zum andern; den über zwei Fuß langen Schwanz hält das Thier beim Sprin-gen rechtwinklicht mit dem Körper. Es ist schneller als ein Windhund, und wird es in die Enge getrieben, so schlägt es mit dem Schwanze um sich, und hält damit den stärk-sten Hund ab. Aber nicht blos mit dem Schwanze, son-nern auch mit den Zähnen fällt es den Hund an. Sobald es der Hund faßt, dreht es sich um, packt ihn mit den Krallen seiner Vorderklauen, schlägt ihn mit den Klauen der Hinterfüße, die außerordentlich stark sind, und richtet ihn so fürchterlich zu, daß ihn die Jäger wegen der vielen Wunden, die er erhalten hat, nach Hause schaffen müssen.

Die einheimischen Hunde machen auf das Känguruh Jagd, und tödten es, sie besitzen aber mehr Muth und Stärke als unsere Jagdhunde. — Beim Trinken leckt es.

Das Weibchen hat unten in dem Beutel am Bauche zwei Brüste, wovon jede zwei Zitzen hat. So viel man aber bis jetzt weiß, bringt es jedesmal blos ein Junges zur Welt. Dieses ist bei seinem Hervortritte aus der Ge-

bärmutter so außerordentlich klein, daß es kaum einen Zoll lang ist, und nur ein und zwanzig Gran wiegt. Um diese Zeit besteht sein Mund in einer runden Oeffnung, die nicht größer ist, als daß man die Brustwarze hineinstecken kann, allein diese Oeffnung wird mit der Zeit größer, bis die ganze Brustwarze in den Mund geht, wo sie in einer Fuge liegt, die sich in der Mitte der Zunge befindet, und die vortreflich zu diesem Zwecke taugt. Wahrscheinlich hängt es in den ersten Zeiten an der Zitze vermittelst einer zähen klebrigen Substanz fest, die man jedesmal in der Gebärmutter findet. So schwach und kraftlos es auch um diese Zeit seyn mag, so sind die Vorderpfoten doch verhältnißmäßig groß und stark, die Klauen sieht man sehr deutlich, um diesem Thierchen während seines Aufenthaltes in dem großen Beutel das Leben zu erleichtern; da hingegen sind die Hinterbeine, die nachmals sehr lang und stark werden, kürzer und kleiner als die Vorderbeine. Das Junge bleibt so lange im Beutel, bis es seine völlige Reife erlangt hat; gelegentlich kommt es aber doch heraus, um sich zu üben oder zu vergnügen; ja selbst wenn es diesen mütterlichen Zufluchtsort schon verlassen hat, flieht es noch dahin, sobald es nur die geringste Gefahr bemerkt.

Die Känguruhs leben gänzlich von Vegetabilien, besonders von Gras. In ihrem Vaterlande soll man sie in Heerden von dreißig bis vierzig weiden sehen. Eines steht gemeiniglich in einiger Entfernung von den Uebrigen, als ob es Schildwache stände. Nach Labillardiere scheinen sie nächtliche Thiere zu seyn. Das Auge ist mit blinzenden Membranen versehen, die im innern Winkel liegen,

und die es nach Belieben ganz über den Augapfel ziehen kann. Sie leben in Gruben, die sie in die Erde machen.

Eine der merkwürdigsten Eigenheiten dieses Thieres besteht darin, daß es nach Belieben die beiden langen Vorderzehen an der untern Klaue eine beträchtliche Strecke von einander absondern kann. Dieses findet man jedoch nicht blos beim Känguruh, sondern auch bei der Seemaus.

Das Fleisch der alten Känguruhs ist mager, hat einen schlechten Geschmack, und wird in Neuholland blos zur Zeit des Mangels gegessen.

Das Känguruh kann man in England nunmehro gewissermaßen als einheimisch ansehen. Seit mehrern Jahren hält man auf dem königl. Gute zu Richmond Känguruhs, die während ihres dasigen Aufenthaltes Junge zur Welt gebracht haben, und es scheint, als ob sie in England gänzlich einheimisch gemacht werden können, ob schon nicht zu läugnen ist, daß sie durch die Einsperrung uud veränderte Nahrung mancherlei Veränderungen erleiden, und etwas von der großen Lebhaftigkeit verlieren werden, wodurch sich dies schöne Thier in seinem Vaterland in der Freiheit auszeichnet. Dasjenige, das man im Frühjahre 1793 zu London hatte, war sanft und still.

Der europäische Maulwurf. Talpa europaea. Lin. Taupe. Buffon.

Der gemeine Maulwurf hält sich nicht blos in Europa, sondern auch in den gemäßigten Gegenden von Asien und in der Barbarei auf. Er ist aber nicht überall von einerlei

Größe. Seine Augen sind sehr klein, und liegen ganz im Felle versteckt, jedoch sind sie für seine Lebensart sehr zweckmäßig eingerichtet. Seinen Aufenthalt wählt er gern in einem leichten lockern Boden, der hoch liegt und trocken ist. Hier wühlt er mit großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit unter der Oberfläche hinstreichende Gänge, und legt sich da seinen Bau an. Beim Wühlen dringt er zuerst mit dem Rüssel in die Erde ein, und wirft dann den Schutt über sich in die Höhe; mit seinen Vorderfüßen, deren scharfe Klauen sich ganz vorzüglich zum Graben eignen, schaft er das Erdreich auf die Seite. Am Ende des Ganges wirft er einen Erdhaufen von der angesammelten Erde auf. Sein eigentlicher Bau ist ein rundliches Gewölbe mit Heu, Moos und Genist ausgefüttert, und gegen anderthalb Fuß im Durchmesser weit. Kann er es möglich machen, so legt er sein Gewölbe unter einem Hügel an, damit ihm zur Regenzeit das Wasser nicht beschwerlich fällt. Zu diesem Baue, in welchem blos ein Männchen und ein Weibchen lebt, führen von allen Seiten mehrere Gänge. Außerdem durchstreift der Maulwurf noch in mehrern Gängen einen nicht unbeträchtlichen Theil des Feldes oder Gartens, den er bewohnt. Man hat bemerkt, daß der Maulwurf blos zu gewissen Tageszeiten wühlt, die übrige Zeit aber meistentheils still liegt. Des Morgens zwischen 7 und 9 Uhr, des Mittags und des Nachmittags nach 5 Uhr, auch bisweilen später, pflegt er gemeiniglich in seinen unterirdischen Gängen umher zu wandern. Man kann dies daraus sehen, wenn man die Gänge, die er besucht, öfters mit den Füßen fest tritt; kommen nun die angeführten Zeitpunkte, so werden sie gewöhnlich wieder aufgeworfen.

Obgleich dem Maulwurfe die äußern Gehörwerkzeuge fehlen, so ist doch der innere Bau derselben so vollkommen, daß das Thier das geringste Geräusch vernimmt, und sogleich die Flucht ergreift. Außerdem besitzt er auch einen sehr scharfen Geruch, der ihn in Stand setzt, seine Nahrung unter der Erde aufzusuchen.

Unter der Erde weiß sich der Maulwurf schnell zu retten, auf ihrer Oberfläche aber, wo sich freilich dies Thier nur selten blicken läßt, kann er sich nicht gut finden, ob er schon ziemlich schnell läuft; er ist nicht in seinem Elemente und man kann ihn leicht fangen. Läßt man ihn aber nur einige Augenblicke Zeit, ein Loch zu wühlen, so scharrt er sich sogleich ein und verschwindet. In der Noth und zur Zeit der Begattung läßt der Maulwurf einen quikenden Laut hören, sonst hört man von ihm keine Töne.

Kälte und Nässe sind dem Maulwurfe zuwider; daher ziehen sie sich im Winter mehrere Fuß tief in die Erde, und verbergen sich auch in der Nähe menschlicher Wohnungen, unter Scheunen und Ställen. Einem Winterschlafe aber sind sie nicht unterworfen, denn sie wühlen, wie man jährlich sehen kann, mitten im December und Januar, sobald gelinde Tage eintreten, und stoßen viele Haufen auf.

Bei Ueberschwemmungen, wo das Wasser durch die Erde in ihre Wohnungen dringt, müssen sie ersaufen, ob sie gleich eine Zeit lang schwimmen können. Von ihrer Geschicklichkeit zu schwimmen, erzählt Arthur Bruce, Esq. in den Verhandlungen der linneischen Gesellschaft folgendes merkwürdige Beispiel:

„Als ich den See von Clunie besuchte," sagt er, „bemerkte ich darauf eine kleine Insel, die von dem näch-

sten Lande hundert und achtzig Schritte entfernt ist. Auf dieser hat der Besitzer, der Lord Airly, ein Schloß und einige kleine Gesträuche. Ich sah daselbst oft frische Maulwurfshügel, und glaubte anfänglich, sie rührten etwa von Wassermäusen her. Eines Tages aber fragte ich den Gärtner, ob dies wirklich der Fall sey. Er antwortete mir, nein! und sagte, es wären wirklich Maulwurfshügel; er hätte erst vor kurzem einen oder zwei Maulwürfe gefangen. Vor fünf bis sechs Jahren aber hätte er in Fallen zwei gefangen, und zwei Jahre lang hätte er weiter keinen Maulwurf bemerkt. Allein vor ungefähr vier Jahren, als er mit einer andern glaubwürdigen Person an einem Sommerabende im Dunkeln ans Ufer gekommen sey, habe er in einer geringen Entfernung auf dem ruhigen Wasser ein Thier schwimmen sehen. Beide seyen bald an die kleinen Wanderer gekommen, und hätten zu ihrem Erstaunen gefunden, daß es unser gemeiner Maulwurf sey, den ein wunderbarer Instinkt von der nächsten Landspitze nach dieser unfruchtbaren Insel trieb, um von derselben Besitz zu nehmen. Zwei Jahre lang war alsdann die Insel wieder frei von solchen unterirdischen Bewohnern, allein seit länger als einem Jahre war der Maulwurf wieder daselbst erschienen, und ihm gehörten die frischen Hügel, die ich bemerkte."

Die Tiefe dieses Wassers in diesem See beträgt sowohl im Sommer als im Winter an den seichtesten Stellen selten weniger als sechs Fuß, und an den tiefsten Orten dreißig bis vierzig Fuß.

Wenn aber die Maulwürfe im Wasser häufig umkommen, so ist es beinahe unbegreiflich, woher auf niedrigen Wiesen, die im Frühjahre überschwemmt werden, bald nachher die

vielen Maulwürfe kommen, deren Hügel man bemerkt. Einige haben geglaubt, daß diese Thiere einstweilen auf die Bäume kletterten, allein wenn man die Füße des Maulwurfs genau untersucht, so wird man finden, daß ihm das Klettern unmöglich ist. Ueberdieß giebt es auch nicht allenthalben Bäume, wo man dergleichen Hügel nach einer Ueberschwemmung bemerkt. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Maulwürfe bei herannahender Wassersgefahr die Flucht ergreifen, sich nach den höher liegenden Gegenden ziehen, und nachher wieder nach ihren alten Wohnplätzen zurückkehren. Doch kommen bei Ueberschwemmungen auch viele um, weil man mehrere Jahre darauf entweder gar keine oder doch nur wenige zu sehen bekommt.

Die liebste Nahrung des Maulwurfes sind Regenwürmer, deren größter Feind er ist. Auch fürchten sich diese so sehr vor ihm, daß sie sogleich auf die Oberfläche gehen, sobald sie sein Wühlen spüren. Will der Maulwurf einen Regenwurm verzehren, so faßt er ihn zwischen die beiden Vorderfüße, und zieht ihn durch das Maul, um den im Darmkanale des Wurmes befindlichen Unrath auszudrücken. Außerdem frißt der Maulwurf auch Erdschnecken, Insekten u. s. w. Wurzeln von Bäumen und andern Gewächsen dienen ihm blos im Nothfalle zur Nahrung.

Der Maulwurf soll ein sehr wüthendes Thier seyn; so lange sie unter der Erde beisammen sind, sollen sie einander nichts zu Leide thun, aber auf der Oberfläche derselben sollen sie bisweilen einander zerreißen und fressen. In einem Glaskasten, in den man einen Maulwurf, eine Kröte und eine Viper eingesperrt hatte, sah man den Maulwurf die

beiden Andern aus dem Wege räumen, und einen großen Theil von ihnen verzehren.

Die Fortpflanzung erfolgt im Frühjahre. Unter den Männchen, die bisweilen um ein Weibchen werben, fallen nicht selten Streitigkeiten und heftige Verfolgungen vor, wobei die Schwächern oft ihre Rettung außerhalb der Erde suchen müssen. Die Zeit des Gebärens fällt in den Mai. Das Weibchen bringt drei bis fünf blinde nackte Junge zur Welt, die es mit großer Mutterliebe säugt und pflegt. Gräbt man von ungefähr das Nest auf, so sucht die ängstliche Mutter ihre Kinder mit der äußersten Anstrengung, ja selbst mit Lebensgefahr an einen andern Ort in Sicherheit zu bringen.

Bei allen Thieren, die ihre Jungen sehr zärtlich lieben, findet der Dr. Gall das Organ der Kindesliebe stark entwickelt. Dasselbe hat seinen Sitz an dem Theile des Hinterhauptbeines, der von den beiden lambdaförmigen Rändern und der *Protuberantia* occipitalis externa desselben eingeschlossen wird. Es erscheint am Schädel einfach, und findet sich vorzüglich auffallend bei Weibern und weiblichen Thieren entwickelt, bei Männern und männlichen Thieren hingegen beinahe gar nicht. Jedoch ist es bei solchen Thiermännchen sehr stark entwickelt, die sich ihrer Jungen vorzüglich annehmen.

Haben die Jungen das gehörige Alter erreicht, so geben ihnen die Eltern Anweisung im Graben, zeigen ihnen die Mittel, sich zu ernähren, und sorgen sonst auf allerlei Art für sie, bis sie ihrer Hülfe gar nicht mehr bedürfen. Mit Recht vermuthet man, daß die Maulwürfe jährlich zweimal hecken, weil man noch im August Junge findet.

Wie alt der Maulwurf wird, weiß man nicht.

So lange der Maulwurf lebt, hat er wenige Feinde und auch wenn er todt ist, dient er keinem Thiere zur Nahrung; gewöhnlich thun auch die Maulwürfe einander selbst nichts zu Leide; sobald man sie aber zusammen einsperrt, fressen sie einander auf. Von zwölf Maulwürfen, die Cadet de Vaux (siehe dessen Schrift de la taupe, de ses moeurs, de ses habitudes et des moyens de la détruire, à Paris 1803. S. 55. u. f. f.) einsperrte, waren den darauf folgenden Tag eilf nicht mehr vorhanden; man sah blos noch die Haare und die Knochen. Stirbt der Maulwurf in seiner unterirdischen Höhle, so trift man daselbst seinen Körper niemals in Fäulniß an; selten erblickt man noch Ueberreste von seiner Vernichtung, und wenn sein Leichnam auf die Oberfläche geworfen wird, so verschwindet er ebenfalls, ohne daß ihn ein Vogel, oder ein vierfüßiges Thier u. s. w. verzehrt. Was wird also nach dem Tode aus dem Maulwurfe? Er hat die Ehre, daß er begraben wird. Unter mehrern Insekten, die sich seiner bemächtigen, ist vorzüglich Eines, das mit seinem Grabe und mit seinem Begräbnisse beauftragt ist. Dies ist ein Käfer, den man den Aaskäfer, Todtengräber (Sylpha) nennt, von dem schon im IV. St. des I. B. des Museums d. W. Nr. 11. S. 282. diese Eigenschaft erwähnt ist. Diese Käfer begraben die todten Maulwürfe, und ob sie gleich nicht groß sind, so kommen sie doch mit dieser Arbeit gar bald zu Stande. Zwei Paar Käfer begraben manchmal in einem oder zwei Tagen einen Maulwurf drei bis vier Zoll tief.

Gleditsch versichert sogar, daß ein einziger Käfer dies in 24 Stunden verrichte. Mit dem Kopfe, dem Brustschilde und den Füßen machen die Käfer einen Graben, und scharren die Erde unter dem todten Körper heraus; das Grab legen sie gerade so groß an, als dieser es erfordert. So wie sie nun das Erdreich unten aushöhlen, so senkt sich der Körper hinein, die umher ausgescharrte Erde fällt nach und bedeckt denselben. Es bleibt oben zwar eine kleine Erhöhung, so daß man sieht, wo der Körper begraben ist, allein sie verschwindet bald, und man bemerkt äußerlich nichts mehr von dem Grabe. Nach der Versenkung machen, wie Gleditsch behauptet, die Käfer den Körper leer, und legen ihre Eier hinein. Nimmt man ihn daher nach einigen Tagen wieder heraus, so wimmelt es von den Würmern dieser Käfer darin. Gleditsch hat gesehen, daß vier Käfer in 50 Tagen zwei Maulwürfe, vier Frösche, drei kleine Vögel, zwei Graspferde, die Eingeweide eines Fisches und zwei Stücken Rindsleber völlig eingescharrt hatten. Blumenbach behauptet, daß sechs solche Käfer wohl im Stande seyen, einen solchen Maulwurf binnen vier Stunden einen Fuß tief in fettem Boden einzuscharren.

Cadet de Vaux hat in dem oben angeführten Buche mehrere Versuche mit diesen Käfern angestellt, und wir wollen hier daraus dasjenige mittheilen, was er hierbei bemerkt hat. Eine Abbildung findet man in dieser Schrift.

No. 1. ist ein todter Maulwurf in einer Gartenallee, der mit mehrern schwarzen Käfern bedeckt ist, welche ihm das Haar abscheeren.

2. Ein Maulwurf, den die Todtengräber oder Aasgräber begraben haben.

3. Der schwarze Käfer.

4. Der Todtengräber (necrophore fossoyeur, necrophorus, silpha vespillo, Fabricius).

5. Der deutsche Todtengräber (necrophore allemand).

Da ich nur verworrene Vorstellungen, sagt Cadet de Baur, von dem Begräbnisse des Maulwurfes hatte, und mich selbst durch Erfahrung hierüber belehren wollte, so nahm ich von Gleditschens Aufsatze keine Kenntniß. Ich that zwei Maulwürfe, die man neulich in Schlingen gefangen hatte, ins Freie; den Einen auf ein schmales Blumenbeet, das zum Bestecken bereit gehalten war, den Andern auf eine betretene Gartenallee; es war zehn Uhr Vormittags.

Einen Fuß weit von den ersten Maulwürfen, und zwar in der nämlichen Richtung, that ich zwei andere Maulwürfe, die ich aber mit zwei großen Dampfgefäßen (Glaskübeln) bedeckte. Diese vier Maulwürfe lagen platt auf dem Bauche. Die Gefäße hinderten die Todtengräber nicht an ihrer Arbeit, nur hielten sie dieselben länger dabei auf.

Die Maulwürfe, die ich ins Freie gethan, hatten ungefähr vier Stunden gelegen, als man um ihre Leichname einen Kreis von frisch gearbeiteter Erde bemerkte; wenn man etwas acht gab, so sah man, daß die Erde sich nur in kleinen Erhöhungen erhob, daß auf allen Punkten des Kreises Blasen entstanden waren, und daß davon seine Erhöhung herrührte; diese Arbeit dauerte so lange fort, bis der

Leichnam des Maulwurfes hinlänglich Raum fand, worauf ihn die Todtengräber mit einer Schicht Erde bedeckten. Die Oberfläche solcher Aushöhlungen verrieth ein durchwühltes Erdreich, das aber eben und glatt war. Man sah das Haar des Maulwurfes darauf.

Man hob die Maulwürfe einen Augenblick in die Höhe; unter dem Einen fand man drei Todtengräber, und unter dem Andern fünf. Die Arbeit wurde dadurch nicht unterbrochen; unsere kleinen Insekten fuhren sogar noch mit mehr Thätigkeit darin fort. Diese Insekten sind höchstens fünf Linien lang. Bald nachher bemerkte man den Körper des Maulwurfs in schwankender Bewegung. Er erhält eine wagerechte Lage, wenn kein Hinderniß, z B. ein Stein oder eine Wurzel, im Wege ist; ist aber dies der Fall, so begraben den Maulwurf, der einmal mit Erde bedeckt ist, die Todtengräber so, daß sie ihm eine senkrechte oder gebogene Stellung geben, wo sie ihn entweder beim Kopfe oder beim Schwanze hinziehen.

Abends gegen acht Uhr war der Maulwurf begraben, aber oberflächlich; er war blos mit zwei bis drei Linien Erde bedeckt; die Arbeit schien abgebrochen zu seyn. Allein den andern Morgen sehr frühzeitig war der Maulwurf schon einen halben Fuß tief vergraben; man grub ihn aus, welches den Todtengräbern sehr unangenehm war, wenn man nach dem starken durchdringenden Geräusch urtheilen soll, das man für ein Schreien oder Pfeifen nehmen kann. Dies Geräusch kommt von dem Schlagen an den Brustharnisch an dem hintern Theile des Kopfes her, der die Gestalt eines Halses hat.

Zwei Tage darauf war der Maulwurf über einen Fuß tief eingegraben. Man grub ihn nochmals aus; seine Haut war unberührt, aber alle Haare waren weg. Man öfnete ihn, um die Larven des Todtengräbers zu sehen, allein man wurde nichts davon gewahr. Diese Untersuchung war freilich etwas oberflächlich angestellt, es ließen sich daher keine Folgerungen daraus ziehen.

Nach sieben Tagen endlich scharrte man den Maulwurf nochmals aus, und man fand, daß er immer noch so tief lag; sein Körper war nicht mehr so groß; man sah auch keine Todtengräber mehr; alle waren verschwunden, und der Zweck der Natur war erreicht; dies ist die Wiedererzeugung derselben.

Allein was findet man denn bei dem Körper des Maulwurfs? — den deutschen Aaskäfer (silpha germanica), der sich ganz allein da aufhält, in Trauer gekleidet ist, und um den Leichnam des in Fäulniß übergegangenen Maulwurfs Wohlgerüche ausdünstet. Der deutsche Aaskäfer hat nicht die lebhaften Orangefarben, die man an dem unsrigen (Französischen) antrift, den man deshalb den Namen des ungarischen Gespinnstes gegeben hat. Der deutsche Aaskäfer sieht schwarz aus, verbreitet einen starken durchdringenden Moschusgeruch um sich, und verwandelt auf diese Art das Stickstoffgas und die stinkende Feuchtigkeit, die die faulen Körper entwickeln, in welche er seine Eier legt und die die Wiege seiner Jungen werden, in etwas Wohlriechendes.

Was ist nun aus unsern Todtengräbern (coleopteres fossoyeurs) geworden? — Haben sie ihre Eier in den Maulwurfsleichnam gelegt? Dies ist ohne Zweifel der

Fall: denn dies ist der Zweck ihrer beschwerlichen Arbeiten. Wenn sie aber diese Absicht der Natur erfüllt haben, sterben sie alsdann eines natürlichen Todes? Man trift nichts von ihnen mehr bei dem Leichname des Maulwurfes an. Sind sie etwa eine Beute des deutschen Todtengräbers worden? Dieser ist viel stärker und ist funfzehn Linien lang, und befindet sich allein auf diesem Posten. Legt er etwa seine Eier auch in den Leichnam des Maulwurfs? Dies ist nicht wahrscheinlich, denn seine Jungen würden jene des Unsrigen auffressen. Kommt er etwa, blos um zu fressen? Warum läßt er aber die Haut des Maulwurfes unberührt? Man sieht, wie viele Fragen noch zu beantworten sind, ehe man Gewißheit erlangt. Uebrigens ist der deutsche Aaskäfer in Frankreich selten.

Ein andermal hatte ich wieder einen Maulwurf in einer Schlinge gefangen, und sein Körper war noch warm. Ich legte ihn auf ein Gartenbeet, und nach einer Viertelstunde war er schon von kleinen schwarzen dunkelgrünen Käfern (hister aeneus) umringt. Man kann sich gar keine Vorstellung von der Thätigkeit dieser Insekten machen; sie gehen, kommen, fliegen und laufen schnell davon. Der Maulwurf wird beerdigt, der hister aeneus bemächtigt sich seiner, uud schiert ihn oder vielmehr rasirt ihn. In großen Schaaren dringen sie zwischen dem Maulwurfe und der Erde ein, und legen eine ungeheure Menge Würmer dahin; der Bauch des Maulwurfs ist ganz damit bedeckt: nicht lange darauf berauben sie ihn aller seiner Haare, und die Todtengräber stellen sich ein, und so wie diese ankommen, verschwindet der hister aeneus, und der Maulwurf wird nunmehro unverzüglich begraben. Den andern Mor-

gen früh sah ich nichts mehr von demselben; er war gänzlich unter der Erde.

Niemals findet man mehr als fünf Todtengräber beisammen, die einen Maulwurf begraben. Manchmal beläuft sich ihre Anzahl nur blos auf drei bis vier. Man legte einmal zehn Maulwürfe hin, und bei jedem fand man diese bestimmte Anzahl von Todtengräbern. Ohnstreitig lehrt sie der Instinkt, daß der Leichnam der Entwickelung der Larven von drei, vier bis fünf Todtengräbern günstig sey. Allein welchen Zweck hat denn die Natur bei dem Begräbnisse des Maulwurfes? So viel kann man als gewiß annehmen, daß sie dabei nicht den Todtengräber zur Absicht hat; denn diesem dient jener Körper eines todten Thieres zur Ausbrütung seiner Jungen, und man trift Todtengräber an, wo es keine Maulwürfe giebt. Hingegen, wo man Maulwürfe findet, lassen sich auch Todtengräber sehen, es müßte denn der Boden für sie gar zu ungünstig seyn. Ohne Zweifel hatte die Natur bei dem Begraben des Maulwurfes die Erhaltung seiner Art zur Absicht: denn wenn er in seinem unterirdischen Gange verfaulen müßte, so würde die Verpestung der Luft den andern Maulwürfen nachtheilig seyn, da hingegen, wenn der Maulwurf begraben wird, für die Erhaltung seiner Art gesorgt ist.

Der

Der gemeine Igel. Erinaceus europaeus. Lin. common Hedgehog. Pen. Heriſſon. Buffon.

Der Igel iſt das einzige Stachelthier, das man in Europa antrift. Außer Europa findet man ihn noch in mehrern Gegenden Aſiens, und auf Madagaskar. Er beſitzt ſehr geringe Verſtandeskräfte, und iſt ſehr furchtſam. Liſt bemerkt man gar nicht in ſeinem Betragen. Sein ſchärfſter Sinn iſt der Geruch. Er ſchnuppert mit der Naſe wie ein Hund, und beriecht alles, was ihm in den Weg kommt. Sein einziges Vertheidigungsmittel beſteht darin, daß er ſich in ſeine Stacheln hüllt. Sobald er Gefahr vermuthet, rollt er ſich kugelförmig zuſammen, ſo daß die Stacheln des Hintertheiles ſich dicht an denen vor der Stirn anſchließen. Auf dieſe Art iſt der ganze Unterleib nebſt der Schnautze und den Beinen gedeckt, und kein Feind kann ihm etwas anhaben. Da der Igel ſo furchtſam iſt, ſo geht er ſelten bei Tage ſeinen Geſchäften nach, es müßte denn alles ſtill ſeyn. Den Sommer über bleiben beide Gatten gern beiſammen, gegen den Winter hin aber gräbt ſich jedes eine eigene, etwa einen Fuß tiefe Höhle in die Erde unter Baumwurzeln und an andern bequemen Plätzen, und liegt hier auf zuſammengetragenem Laube, Mooſe und Geniſte im Winterſchlafe ohne alle Nahrung bis zur Widerkehr der warmen Jahreszeit.

Der Igel lebt von abgefallenem Obſte, von Würzeln und Inſekten; auch iſt er ein großer Liebhaber von Fleiſch, ſowohl rohem als gebratenem. Er gehört zu den unſchädlichſten Geſchöpfen, und wird durch Vertilgung manchen

lästigen Ungeziefers nützlich. Manche Landleute halten ihn wie eine Katze zum Wegfangen der Mäuse in den Wohngebäuden und Scheunen, allein seine Excremente verbreiten einen zu unangenehmen Geruch, als daß er die Stelle der reinlichen Katze vertreten könnte.

Herr White sagt, daß die Art, wie die Igel die Wurzeln der Pflanzen fressen, besonders merkwürdig ist; mit ihrem obern Kinnbacken, der viel länger als der Untere ist, bohren sie unter die Pflanze hinein, und nagen die Wurzel nach oben hin ab; die Blätter lassen sie unangerührt. Sie sind in dieser Hinsicht nützlich, weil sie das schädliche Unkraut vertilgen; sie verderben aber auch einigermaßen die Wege, da sie auf denselben kleine runde Höhlen graben.

Den Igel kann man äußerst leicht fangen: man darf ihn nur aufheben, wo man ihn findet, er bleibt still liegen. Die Hunde zeigen gegen ihn eine besondere Feindschaft. Sie riechen ihn von ferne, und geben ihren Fund durch ein heftiges Gebell zu erkennen. Es gewährt einen sonderbaren Anblick, wenn sie ihn in der Wuth bald mit den Zähnen zu zerreissen, bald mit den Pfoten zu fassen suchen, aber immer mit blutenden Wunden abgewiesen werden. Gemeiniglich pflegen sie ihn im Verdruß Fuß tief in die Erde einzuscharren.

Den Igel kann man ziemlich gut zahm machen, und man hält ihn öfters in den Häusern, um die lästigen Schaben zu vertreiben, die er begierig verfolgt und sehr gern frißt. Die Kalmücken haben Igel statt der Katzen in ihren Hütten.

Im Jahre 1799 hatte ein gewisser Herr Sample, von Angel = inn zu Felton in Northumberland einen Igel, der eben so gut als ein Hund das Amt eines Bratenwenders verrichtete, im Hause, wie jedes andere zahme Thier, herumlief, und eine Gewandheit zeigte, die man bisher an dieser Thierart nicht gekannt hatte.

Der Fuchs soll den zusammengerollten und in dieser Lage unangreifbaren Igel durch List zwingen, sich auszustrecken, indem er ihn mit seinem heftig stinkenden Urin bespritzt.

Im April und Mai fängt die Begattung an. Im Juli oder im Anfange des Augusts bringt das Weibchen auf einem weichen Lager unter Gebüschen oder im Getraide oder sonst an einem verborgenen Orte vier bis fünf Junge zur Welt. Vier Wochen lang säugt die Mutter ihre Jungen; hierauf giebt sie ihnen Gewürme, Obst und andere eßbare Produkte des Pflanzenreiches.

Wenn sich der Igel im Herbste mit mancherlei wohlschmeckenden Früchten gemästet hat, dann soll sein Fleisch einen sehr guten Geschmack haben. Für den Fuchs soll es ein Leckerbissen seyn. Das Fett brauchen die Landleute als ein erweichendes Mittel, und die Haut mit den Stacheln giebt eine scharfe Bürste.

Das gemeine Stachelschwein. Hystrix cristata Lin. Crested Procupine. Pennant. Porc-epic. Buffon.

Das gemeine Stachelschein hat der äußern Gestalt nach viel Aehnliches mit dem Igel, und seine Ohren sind denen des Menschen sehr ähnlich. Sein Vaterland sind alle Theile von Afrika, Ostindien, die Gegenden auf der südwestlichen Seite des kaspischen Sees, Persien u. s. w. Auch findet man es bisweilen in Italien, Spanien und auf Sicilien, allein es ist nicht ursprünglich daselbst zu Hause, sondern erst dahin verpflanzt worden. Es wohnt in unterirdischen Höhlen, die verschiedene Abtheilungen haben sollen, mit zwei Oeffnungen, die Eine für den Aus- die Andere für den Eingang, um im Falle der Noth die Flucht ergreifen zu können.

Von Natur ist dies Thier sanft und friedlich; doch kann es sehr zornig werden, wenn man es reizt. Dann stampft es mit den Hinterfüßen, richtet die Stacheln in die Höhe, und rasselt damit; auch läuft es, wo es möglich ist, in eine Ecke von einem Gebäude oder sonst in einen Winkel, steckt den Kopf dahin, und bietet seinem Feinde den Rücken mit den emporgesträubten Stacheln dar. Daß es im Zorne die Stacheln nach seinem Feinde abschieße, und ihn damit wie mit Pfeilen verwunde, ist ein Mährchen, das seinen Grund darin zu haben scheint, daß dem Thiere beim Rasseln und Emporsträuben wirklich bisweilen Stacheln, die wie Haare zu bestimmten Zeiten durch Neue ersetzt werden, abgefallen sind.

Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ziehen, wie Barrow erzählt (s. d. Reisen ins Innere von Südafrika I. Th. S. 90.), verschiedene Pächter das Stachelschwein auf, allein es ist ein falsches Thier, und Fremde können sich demselben nicht mit Sicherheit nahen.

Wird es von räuberischen Thieren, z. B. von Hunden, angegriffen, so rollt es sich, wie der gemeine Igel, zusammen, und bietet so dem Feinde einen rundlichen Klumpen mit starrenden Stacheln dar, der auch den Angriff des Löwen und Tigers abhält.

Das Stachelschwein wühlt sich in die Erde, macht darin sich Höhlen mit unterirdischen Gängen, und liegt darin am Tage still. Des Nachts kommt es hervor, geht seinen Geschäften nach, und sucht sich Nahrung, die blos auf das Gewächsreich, z. B. auf Kohl, Obst, Wurzeln eingeschränkt ist. Ob es schon lange Zeit, und zwar, wie es scheint, ohne Nachtheil, Hunger ertragen kann, so frißt es doch jederzeit sehr begierig. In der Nähe der Capstadt richtet es in den Gärten großen Schaden an. Hat es sich einmal durch eine Hecke oder Einzäunung einen Weg gemacht, so nimmt es denselben allemal, so lange er offen bleibt. Dies verschaft den Einwohnern Gelegenheit, dasselbe zu tödten. Haben sie eine solche Oeffnung entdeckt, so legen sie ein geladenes Gewehr, und zwar auf eine solche Art dahin, daß seine Mündung an die Brust des Thieres zu liegen kommt, so bald es eine Möhre oder sonst etwas frißt.

Als sich Bosman auf der Küste von Guinea aufhielt, that er ein Stachelschwein in ein starkes Faß, um es desto sicherer zu verwahren, allein es fraß sich in einer Nacht durch die Dauben durch und entkam.

Verfolgt man es, so klettert es auf den ersten besten Baum, den es antrift; hier bleibt es so lange, bis die Geduld seines Gegners erschöpft ist. Der verstorbene Sir Ashton Lever hatte ein lebendiges Stachelschwein, das öfters hinaus ins Gras hinter seinem Hause lief, um mit einem zahmen Leoparden und mit einem großen Neufoundländer zu spielen. Sobald sie los gelassen wurden, setzten ihm der Leopard und der Hund nach, wo es anfänglich durch die Flucht zu entkommen suchte; wenn es aber fand, das dies unmöglich war, so steckte es seine Nase in einen Winkel, machte ein schnaubendes Getös, und hob seine Stacheln in die Höhe, mit denen es seine Verfolger in die Nasen stach, bis sie unter sich uneins wurden, und sie ihm auf diese Art Gelegenheit gaben, zu entkommen.

Trift das Stachelschwein Schlangen an, mit denen es einen immerwährenden Krieg führet, so ballt es sich, wie eine Kugel, zusammen, verbirgt seinen Kopf und seine Beine, rollt sich dann darauf, und tödtet sie mit seinen Stacheln, ohne etwa Gefahr zu laufen, daß es selbst verwundet würde.

Wenn sich, wie Levaillant (siehe dessen Reise in das Innere von Afrika, I. B. 154, übersetzt von J. R. Forster) erzählt, dem Stachelschweine ein Hund nähert, so fährt es von der Seite auf ihn zu, und er kommt, sobald er einmal berührt ist, gewiß nicht wieder. Er behält nämlich jedesmal einige Stacheln im Leibe, durch welche er sogleich den Muth verliert. Einer von Levaillant's Hottentotten, der durch einen solchen Stachel am Beine verwundet worden war, hatte über sechs Monate lang Schmerzen davon. Ein Herr Mallard, Officier

von dem Regimente Pondichery, wurde am Vorgebirge der guten Hoffnung von einem solchen Thiere, als er es neckte, verwundet, und verlor dadurch beinahe das Bein. Trotz aller guten Behandlung mußte er doch einen Monat im Bette zubringen, und noch drei Andere nachher große Schmerzen ausstehen. Uebrigens ist das Stachelschwein ein vortreffliches Gericht, und man sieht es, gut geräuchert, am Cap auf den ersten Tafeln.

Das Weibchen wirft im Frühjahr zwei bis vier Junge, die man aufziehen kann. Auf mehrern ostindischen Inseln trift man in den Eingeweiden des Stachelschweines Bezoar an, der im Oriente noch immer theuer bezahlt wird.

Das Meerschweinchen. Cavia Cobaya. Lin. Gmel. Mus porcellus. Lin. Cochon d'Inde. Buffon. Guinea pig. Shaw.

Das Meerschweinchen ist in Brasilien zu Hause, allein von seinem Sitten und seiner Lebensart in seinem wilden Zustande weiß man nichts. Man kennt es blos in seinem zahmen Zustande. Es lebt da von Kernern, Früchten, Obst und andern vegetabilischen Substanzen, die Petersilie aber zieht es allen andern Gewächsen vor.

Dies kleine Geschöpf läßt sich leicht zähmen, und in diesem Zustande hält es sich sehr reinlich, und ist sehr harmlos. Es ist von Natur sanft, zeigt überhaupt wenig Empfindlichkeit und Reizbarkeit, und bringt die meiste Zeit mit Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse, mit Fressen, Saufen und Schlafen zu. Sein Schlaf wird häufig unterbrochen.

Hält man ein Paar zusammen, so wacht das Eine, während das Andere schläft. In ihrem Betragen haben die Meerschweine viel Aehnliches mit den Kaninchen. Mit den Vorderpfoten putzen sie sich das Gesicht, kratzen sich hinter den Ohren, sie setzen sich auf den Hintern, richten sich in die Höhe und sehen sich neugierig um. Sie laufen schnell, und versuchen oft die Wände hinanzukommen. Hält man Eines in einem Zimmer, so läuft es selten über die Stube, sondern läuft gewöhnlich an den Wänden herum. Das Männchen nöthigt gewöhnlich das Weibchen vorauszugehen, und folgt genau seinen Fußtapfen. Sie lieben das Finstere und verwickelte Gänge, und kommen selten heraus, sobald sich eine Gefahr nähert. Wollen sie ihren Schlupfwinkel verlassen, so springen sie an den Eingang desselben, stehen still, horchen und sehen sich allenthalben um: ist der Weg rein, und glauben sie keine Gefahr zu befürchten zu haben, so springen sie heraus und suchen Futter.

Sie halten sich außerordentlich reinlich; wird ein Junges durch Zufall beschmutzt, so zeigt die Mutter einen solchen Widerwillen gegen dasselbe, daß es ihr nie wieder zu nahe kommen darf. Man hat oft bemerkt, daß sie sich den Pelz reinigen. Die Hauptbeschäftigung des Männchens und Weibchens scheint darin zu bestehen, daß sie einander das Haar glätten; ist dies geschehen, so wenden sie ihre Aufmerksamkeit auf die Jungen, deren Haare sie besonders reinlich und glatt halten. Sie beissen dieselben, wenn sie sich nur im geringsten widerspenstig bezeigen.

Sie legen sich gerade auf den Bauch, drehen sich aber, wie die Hunde, mehrmals herum, ehe sie sich niederlegen. Sie schlafen mit halb offenen Augen, und sind sehr wachsam.

Ihre Stimme ist ein Gemurmel; sind sie hungrig, so grunzen sie, und empfinden sie Schmerzen, so schreien sie laut. So sanft sie übrigens sind, so gerathen sie doch beim Fressen und zur Zeit der Begattung leicht in Streit. Man hört sie alsdann mit den Zähnen knirschen, mit den Füßen stampfen; ja sie machen sogar Anfälle auf einander.

Gegen die Winterkälte unsers Himmelsstriches sind sie so empfindlich, daß sie bald aussterben würden, wenn man sie nicht in geheizten Zimmern hielte. Sie nehmen ihren Aufenthalt unter den Oefen und Betten, und kriechen, wenn es nur einigermaßen kühl ist, gleich auf einen Haufen zusammen, um sich zu erwärmen. Der Ort, wo sie sich wohl befinden sollen, muß nicht feucht, unrein und zu eng seyn. Frisches Heu zu ihrem Lager darf ihnen nie fehlen. Im Sommer kann man sie in verschlossenen Gärten herumlaufen lassen.

Die Meerschweinchen sind Vielfresser, und verlangen Abwechselung in ihren Nahrungsmitteln. Sie nehmen dieselben auf den Hinterbeinen sitzend zu sich. Ihr Getränk besteht in reinem Wasser oder in Milch, die sie, wie die Hunde, mit der Zunge auflecken.

Ihr Geschlechtstrieb ist heftig, und es fallen zur Zeit der Begattung öftere Streitigkeiten unter ihnen vor. Das Weibchen bringt vier bis acht Junge auf einmal zur Welt, trägt etwa vier Wochen, und begattet sich gleich wieder nach der Geburt. Man kann hieraus sehen, daß sie sich außerordentlich vermehren. Die Jungen sind muntere, anmuthige Thierchen, die zwölf Stunden nach der Geburt schon zu laufen anfangen.

Die Brasilianer essen das Fleisch dieser Thiere, allein es schmeckt schlecht; auch ist das Fell nicht nutzbar.

Die Art, wie die Meerschweinchen mit einander kämpfen, ist sehr sonderbar und äußerst lächerlich. Das Eine faßt seinen Gegner mit den Zähnen am Nacken, und sucht ihm die Haare auszureißen. Unterdessen dreht das Andere seinem Feinde den Hintern zu, schlägt, wie ein Pferd, hinten aus, und zerkratzt zur Wiedervergeltung seinem Gegner die Seiten auf eine solche Art, daß beide oft mit Blut bedeckt sind.

Der gemeine Biber. Castor fiber. Lin. Castor Beaver. Pennant. Castor. Buffon.

Der Biber hält sich in den meisten Theilen des nördlichen Europas und Asiens auf; am häufigsten aber ist er in Nordamerika. Er hat im Großen fast die Gestalt und das Ansehen der Wasserratte, und kommt an Umfange einem mittelmäßigen Hunde gleich.

Der Biber ist von Natur sanft und ruhig. Er läßt sich sowohl jung als alt einfangen, ziemlich leicht zähmen, und hört auf die Stimme des Menschen. Er hat einen schleppenden und langsamen Gang. Im Wasser hingegen ist er nicht nur im Schwimmen, sondern auch im Untertauchen sehr schnell. Er hat einen sehr feinen Geruch; auch die übrigen Sinne sind sehr scharf. Beide Geschlechter haben das mit einander gemein, daß sie nach Art der Vögel ihren Harn und die übrigen Excremente durch eine Oeff-

nung von sich geben. Es kostet daher auch Mühe, das Männchen von dem Weibchen zu unterscheiden.

Der Biber ist ein Amphibion; doch ist das Land sein eigentlicher Aufenthalt, wenigstens kann er im Nothfalle des Wassers gänzlich als Aufenthaltsortes entbehren, hingegen hält er es ohne Luft nicht lange aus, und muß, wenn er im Wasser ist, oft Athem schöpfen.

In Europa, so wie in Teutschland, wo es noch in einigen Gegenden Biber giebt, bewohnen die Biber die Ufer der Flüsse und Seen, und halten sich in Gruben auf. Die geselligen Biber aber halten sich nicht blos an süßen, fließenden und stehenden, Gewässern auf, sondern bauen auch gemeinschaftlich Baue. Wegen des Baues, den die Biber anlegen, sind sie besonders berühmt worden. Einige Reisende in Nordamerika, wo der Biber gesellig lebt, können die Kunst und Ordnung gar nicht genug rühmen, die man an solchen Bauen bemerkt. Allein wenn man auch in diesen Nachrichten vieles als übertrieben und unrichtig ansieht, so muß man doch gestehen, daß der Biber eben so viele Kunstgeschicklichkeit als Verstand zeigt, und obschon nicht zu läugnen ist, daß kein Thier eigentlichen Verstand besitzt, sondern blos ein Analogon desselben hat, weil wir dasselbe Dinge verrichten sehen, die wir uns nicht glauben anders erklären zu können, als wenn wir ihm so etwas als Verstand beilegen, so kann man doch nicht umhin, ihm besondere Fähigkeiten beizulegen, welche etwas Aehnliches mit den menschlichen haben.

Am Biber findet der Dr. Gall das Organ des Kunstsinnes vorzüglich ausgebildet, das seine Stelle am Stirnbeine unmittelbar hinter der Apophysis jugalis des-

selben, und über seiner Zusammenfügung mit dem großen Flügel des Keilbeines hat. Vermöge dieses Organes ist der Biber nicht allein im Stande, solche künstliche Baue anzulegen, als er wirklich anlegt, sondern es treibt ihn auch eine Neigung, eine Lust, dazu.

Da man viel Irriges über die Geschicklichkeit des Bibers verbreitet hat, so wollen wir die Nachrichten einiger Reisenden, die Gelegenheit hatten, sie zu beobachten, von seinem Baue mittheilen.

Die Lage des Baues der Biber, sagt Hearne (s. dessen Reisen t. Uebers. S. 203.), ist sehr verschieden. Wo die Biber zahlreich sind, bewohnen sie Seen, Teiche, Flüsse, und auch die kleinen Ströme, welche die in Nordamerika so zahlreichen Seen mit einander verbinden. Die beiden letzten Lagen wählen sie aber gemeiniglich, wenn das Wasser tief genug ist, und der Strom ihnen den Vortheil verschaft, daß sie Holz und andere Erfordernisse zu ihrem Baue leichter herbeischaffen können.

Bei ihrem Baue geben sie keinem besondern Platze den Vorzug, sondern legen ihn bald auf Landspitzen, bald auch in einer Bucht, und oft bei einer kleinen Insel an; immer aber wählen sie eine Stelle, wo das Wasser so tief ist, daß es im Winter nicht bis auf den Grund zufriert. Wenn sie aber ihren Bau in kleinen Flüssen oder Strömen anlegen, denen der Frost leicht den Zufluß nehmen kann, so lehrt sie ihr wunderbarer Instinkt, diesem Uebel entgegen zu arbeiten, und zwar durch einen Damm, den sie, in einer angemessenen Entfernung von ihrem Baue, quer über den Fluß ziehen. Einen solchen Damm hält Hearne für die merkwürdigste Arbeit der Biber, nicht sowohl deswegen,

weil er so nett, als weil er so stark und wirklich nützlich ist. Er verräth einen Grad von Klugheit und Vorhersicht künftiger Uebel, der nahe an den Verstand des Menschen gränzt, und sicherlich dieser Art von Thieren ganz eigenthümlich ist.

Die Biberdämme sind, nach der Beschaffenheit des Ortes, wo sie angelegt werden, in ihrer Gestalt verschieden. Hat das Wasser in dem Flusse nur wenig Strömung, so wird der Damm beinahe gerade angelegt; ist aber die Strömung stärker, so bekommt er eine beträchtliche Krümmung, und ist mit der convexen Seite stromaufwärts gerichtet. Die Materialien, deren sich die Biber dazu bedienen, sind Treibholz, grüne Weiden, Birken und Pappeln, wenn sie dergleichen bekommen können; ferner Schlamm und Steine, die so unter einander gemischt sind, daß sie augenscheinlich die Festigkeit des Dammes befördern. Uebrigens wird an diesen Dämmen keine andre Ordnung oder Methode beobachtet, als daß sie in einem regelmäßigen Bogen angelegt werden, und daß alle Theile gleich sind.

An Stellen, wo man die Biber lange ungestört läßt, werden die Dämme, durch öfteres Ausbessern, zuletzt ganz feste Wälle, die der Gewalt des Wassers und des Eises Trotz bieten; und da auch die Weiden, Birken und Pappeln gemeiniglich Wurzel fassen und ausschlagen, so entsteht nach und nach eine Arzt von regelmäßig gepflanzter Hecke, die Hearne an manchen Stellen so hoch gefunden hat, daß Vögel ihre Nester darin baueten.

Zwar haben die Biber auch in Seen und Teichen Wohnungen, und brauchen da nicht erst einen Damm zu bauen;

aber es macht ihnen dort weit mehr Mühe, Holz und andere Materialien zu ihrem Bau zu bekommen. In Flüssen und Strömen haben sie es dagegen mit leichter Mühe; sie fällen es nämlich immer oberhalb des ausgewählten Platzes, so daß die Strömung es ihnen zuführen muß. Die Wohnungen der Biber sind aus eben den Materialien gebauet, wie ihre Dämme, und ihre Größe richtet sich jedesmal nach der Anzahl der Bewohner. Gewöhnlich sind dies nicht mehr als vier Alte und sechs bis acht Junge; doch findet man bisweilen mehr als noch einmal so viel darin. Diese Wohnungen sind zwar der Bewunderung nicht gänzlich unwerth; doch bleiben sie weit hinter den Beschreibungen zurück, die man gewöhnlich von ihnen macht; denn sie sind gar nicht regelmäßig und weit roher, als die Dämme.

Manche haben in ihren Beschreibungen von den Bauen der Biber gesagt, sie hätten in dem Innern mehrere, zu verschiedenem Gebrauche, z. B. zum Fressen, zum Schlafen, zu Vorrathskammern, und zum Verrichten der natürlichen Bedürfnisse, bestimmte Abtheilungen. Diese Leute waren aber entweder mit dem Gegenstande, den sie beschrieben, wenig bekannt, oder — was noch schlimmer ist — sie suchten Leichtgläubige durch Erdichtung der größten Unwahrheiten zu hintergehen. Hearne hat sich viele Jahre hinter einander unter den Indianern von Nordamerika aufgehalten, und dabei Gelegenheit gehabt, einige hundert Biberbaue zu sehen; er versichert daher, daß dergleichen Beschreibungen gänzlich falsch sind. Bei aller ihrer Klugheit wünschen diese Thiere, wie man offenbar sieht, an ihrem Bau weiter nichts zu haben, als einen Platz,

wo sie trocken liegen, und ihre Speise, die sie sich aus dem Wasser hervor holen, verzehren können.

Wirklich findet man auch oft, daß einige von den grö-ßeren Bauen eine oder mehrere Abtheilungen haben; aber diese sind weiter nichts als ein Theil des Hauptgebäudes, welchen der Biber zur Unterstützung des Daches hat stehen lassen. Doch in solchen Fällen haben die verschiedenen Zimmer, wie es Einigen, sie zu nennen, beliebt hat, — keine andre Verbindung mit einander, als durch das Wasser; und sie sind eher ein doppeltes oder dreifaches Haus, als verschiedene Abtheilungen eines und eben desselben Hauses. Hearne hat einen großen Biberbau auf einer kleinen Insel gesehen, der gegen ein Dutzend Abtheilungen unter einem Dache hatte; und alle diese — zwei oder drei ausgenommen — standen in gar keiner Verbindung mit einander. Da sich in diesem Baue viele Biber aufhielten, so ist es wahrscheinlich, daß jede Familie ihre eigne Abtheilung kannte, und zu ihrer besondern Thür aus- und eingieng, ohne daß sie eine weitere Verbindung mit ihren Nachbarn hatte, diejenige ausgenommen, welche zum gemeinschaftlichen Bau ihrer Wohnung und ihres Dammes erforderlich gewesen war. — Hearne sah die Indianer 12 Alte und 25 Junge aus diesem Baue erlegen; außerdem waren ihnen noch Einige entkommen.

Einige Reisende, welche der Wohnung der Biber zwei Eingänge, einen auf der Land- und den andern auf der Wasserseite, zuschreiben, scheinen mit diesen Thieren noch weniger bekannt zu seyn, als jene, welche darin eine Reihe von Gemächern erdichten. Dieser doppelte Eingang würde sich gar nicht mit ihrer Art zu leben vertragen, und ihren

grösten Feinden, den Wolfsbären, Gelegenheit geben, zu ihnen zu kommen, und sie alle zu tödten.

Es wäre ungereimt, wenn man dem Biber eine sehr große instinktmäßige Klugheit absprechen wollte; allein man muß darin auch nicht zu weit gehen. Wie ist es z. B. möglich, daß der Biber, der, wenn er aufrecht steht, nicht über drittehalb bis drei Fuß hoch ist, und dessen Vorderfüße nicht viel größer sind als ein halber Kronenthaler — wie ist es möglich, daß der Biber Pfähle, so dick wie ein Mannsschenkel, drei bis vier Fuß in die Erde schlagen können soll? Eben so ungereimt ist die Erdichtung, „daß sie diese Pfähle mit Zweigen durchflechten, die innere Seite ihrer Wohnungen mit einer Mischung von Schlamm und Stroh übertünchten, und mit Schlamm und Steinen auf ihrem Schwanze schwämmen.“ So klug auch der Biber ist, so hindert ihn doch seine Gestalt und seine Größe, solche Kunststücke vorzunehmen. Unmöglich kann der Biber auch seinen Schwanz als Mauerkelle brauchen, ausgenommen auf dem Boden, wo er geht. Er ist nicht im Stande, dieses Glied, da es demselben an Gelenken fehlt, über den Rücken zu erheben; es neigt sich vielmehr in seiner natürlichen Lage nieder, und der Biber kann nur mit großer Anstrengung verhindern, daß er es nicht auf der Erde nachschleppt. Daher kann der Biber auch nicht in seiner gewöhnlichen Stellung (aufrecht, wie das Eichhörnchen) sitzen, ohne den Schwanz zwischen den Beinen vor sich zu haben, wo er, wenn das Thier frißt, gewissermaßen zum Teller dient.

Es ist nichts weniger als wahr, daß die Biber zum Bau ihrer Häuser Pfähle in den Grund schlagen; sie legen

viel-

vielmehr das meiste Holz kreutzweise, und beinahe horizontal, wobei sie auch weiter gar keine Ordnung beobachten, als daß sie eine Oeffnung oder Höhlung in der Mitte frei lassen. Wenn ein Zweig einwärts allzu weit hervor steht, so schneiden sie ihn mit den Zähnen ab, und stoßen ihn zwischen die andern, um zu verhüten, daß der Schlamm nicht von der Decke herunterfällt. Es ist auch ganz irrig, wenn man glaubt, die Biber setzten erst das Holzwerk völlig in Stand, und übertünchten es dann; ihre Häuser und auch ihre Dämme sind vielmehr von untem auf eine Masse von Holz und Schlamm, mit Steinen vermischt, wenn sie dergleichen erhalten können. Den Schlamm nehmen sie immer vom Ufer, oder von dem Boden des Flusses oder Teiches, dicht bei dem Eingange ihrer Wohnung. Schlamm und Steine tragen sie in ihren kleinen Vorderpfoten, die sie dicht unter dem Halse zusammen halten; das Holz aber schleppen sie allemal zwischen den Zähnen fort.

Alle ihre Arbeiten verrichten sie bei Nacht; sie sind dabei äußerst thätig. Hearne hat bisweilen nach einer einzigen Nacht vor ihren Häusern so vielen Schlamm angehäuft gefunden, daß sie mehrere Tausend ihrer kleinen Lasten zusammen gebracht haben mußten. Sah man Gras oder Stroh darunter, so war dies bloßer Zufall, und rührte von der Beschaffenheit des Bodens her, von welchem der Schlamm genommen war. Daß sie dergleichen Vermischungen absichtlich machen sollten, ist eine grundlose Erdichtung.

Es verräth große Klugheit an diesen Thieren, daß sie die äußere Seite ihrer Wohnungen jährlich mit frischem Schlamm überziehen, und zwar so spät im Herbste als

möglich, selbst wenn die Kälte schon ziemlich strenge ist; denn nun friert der Schlamm wirklich so fest, wie ein Stein, und hindert ihren Feind, den Wolfsbär, sie im Winter zu beunruhigen. Alsdann gehen sie öfters auf ihren Wohnungen umher, und schlagen zuweilen mit ihrem Schwanze darauf, besonders ehe sie sich ins Wasser tauchen. Dies hat vermuthlich die Sage veranlaßt, daß sie ihren Schwanz bei dem Bewerfen der Häuser als Mauerkelle brauchten. Das Schlagen mit dem Schwanze ist aber eine bloße Gewohnheit, die sie immer, selbst in ihrem zahmen Zustande, beibehalten, und die man besonders dann an ihnen bemerkt, wenn sie in Schrecken gerathen.

Ihre gewöhnliche Nahrung ist eine große Wurzel, die einige Aehnlichkeit mit einem Kohlstengel hat, und auf dem Grunde der Seen und Flüsse wächst. Doch fressen sie auch die Rinde von den Bäumen, besonders von Pappeln, Birken und Weiden; im Winter aber, wenn das Eis sie verhindert, ans Land zu gehen, müssen sie sich, nächst der erwähnten Wurzel, blos von der Rinde der Zweige ernähren, die sie im Sommer abgeschnitten und vor den Eingängen ihrer Wohnungen in das Wasser geworfen haben. Im Sommer wechseln sie übrigens mit mancherlei Kräutern und Beeren ab, die in der Nähe ihres Aufenthalts wachsen.

Sobald im Frühling das Eis aufgeht, verlassen die Biber ihre Wohnungen, und schweifen den ganzen Sommer umher; dies thun sie wahrscheinlich deshalb, um eine bequemere Lage zu suchen; wenn ihnen dies aber nicht gelingt, so kehren sie, kurz vorher, ehe das Laub abfällt,

wieder in ihre alten Wohnungen zurück, und sammeln ihren Wintervorrath ein.

Wenn sie ihre Wohnungen verändern, oder wenn die Vermehrung ihrer Anzahl es nöthig macht, ihr Haus zu erweitern, oder ein neues zu bauen, so fällen sie das dazu nöthige Holz schon frühzeitig im Sommer, fangen aber selten vor der Mitte oder gegen das Ende des Augusts mit dem Baue an, und vollenden ihn nicht eher, als bis die Kälte eingetreten ist.

Man hat vieles davon erzählt, daß diese Thiere sich in große Gesellschaften vereinigten, und beträchtliche Städte oder Gemeinheiten — wie man sich bisweilen ausgedrückt hat — bildeten. Allein mehrere Umstände beweisen, daß selbst da, wo die größte Anzahl von ihnen beisammen wohnt, kein gemeinschaftliches Interesse unter ihnen statt findet, ausgenommen etwa bei denen, die unter einem und eben demselben Dache wohnen; doch selbst bei diesen erstreckt sich das gegenseitige Interesse nicht weiter, als daß sie ihren Damm gemeinschaftlich bauen.

Des Capitains G. Cartwrights Nachrichten, der sich über vierzehn Jahre lang auf der Küste von Labrador aufgehalten, und sehr schätzbare Nachrichten von den Sitten und der Lebensart mehrerer Thiere gesammelt hat *), weichen hier und da etwas von den hier mitgetheil-

*) Journal of Transactions and Events, during a residence of nearly sixteen Years on the Coast of Labrador. By Capit. Cartwright, 3 Voll. in 4. Lond. 1792. Es wäre zu wünschen, daß ein Auszug in deutscher Sprache aus diesem für die Naturgeschichte sehr wichtigen Werke gemacht würde.

ten Nachrichten Hearnes ab. Cartwright hatte sehr viele Gelegenheit, die Lebensart der Biber zu beobachten, und wir wollen aus seinen Beobachtungen Einiges mittheilen. Dies soll auch der Fall mit den Bemerkungen des Herrn Dupratz seyn, der in Louisiana einst Augenzeuge von ihrem Bauen war.

Die Vorderzähne, sagt der Capitain Cartwright, sind sehr stark und vortreflich zum Benagen des Holzes eingerichtet. Sie leben von Blättern und Baumrinden, und wenn sie freffen, sitzen sie aufrecht, und führen das Futter, wie die Eichhörnchen, nach dem Munde. Sie leben in Gesellschaften von zwei bis drei hundert zusammen, und halten sich in Wohnungen auf, die sie sechs bis acht Fuß hoch über der Oberfläche des Wassers errichten. Sie wählen hierzu wo möglich einen großen Teich, und errichten ihre Häuser auf Pfeilern, die sie entweder zirkelförmig oder oval gestalten, mit Bogenspitzen, weshalb ihre Baue an der Außenseite das Ansehen von einem Dome haben; inwendig hingegen haben sie etwas Aehnliches mit einem Ofen. Die Anzahl der Häuser beläuft sich im Ganzen von zehn bis dreißig. Finden sie keinen Teich, wie sie ihn wünschen, so lassen sie sich auf einem flachen Erdstriche nieder, durch welchen aber ein Strom hinlaufen muß. Bei der Zubereitung desselben zu einem schicklichen Platze für ihre Wohnungen, zeigen sie einen Grad von Scharfsinn und Verstand, Einsicht und Gedächtniß, der beinahe jenem bei einigen Menschen gleich kommt.

Das Erste, was die Biber anlegen, ist ein Damm. Hierzu ist es nothwendig, daß sie den Strom eindämmen; sie müssen daher wissen, in welcher Richtung er läuft.

Hierbei verrathen sie außerordentlich viel Verstand und Einsicht: denn sie legen ihren Damm allemal an der dazu schicklichsten Stelle an, und irren sich dabei niemals. Sie schlagen fünf bis sechs Fuß lange Pfähle in verschiedenen Reihen in den Boden, weben Baumzweige dazwischen, und füllen sie mit Lehm, Steinen und Sand aus. Dies alles machen sie so fest, daß, obgleich die Dämme öfters hundert Fuß lang sind, der Capitain Cartwright doch mit der größten Sicherheit darüber hinweggieng. An der Basis sind diese Dämme zehn bis zwölf Fuß dick, nach oben hin aber werden sie immer dünner; denn oben an der Spitze sind sie über zwei bis drei Fuß breit. Sie haben von einem Ende zum Andern eine gleiche Höhe, nach dem Strome hin sind sie senkrecht, äußerlich aber schief; hier wächst nun bald Gras darauf, das die Erde immer fester macht.

Die Wohnungen werden mit der größten Einsicht von Erde, Steinen und Stäben erbauet; alles dies hängt mit einander genau zusammen, und ist inwendig mit der größten Nettigkeit übertüncht. Die Mauren sind gegen zwei Fuß dick, und die Fußboden sind um so viel höher als die Wasserfläche, damit sie nicht überschwemmt werden. Einige Wohnungen haben blos einen Fußboden, Andere aber drei. Dupratz sagt, daß er in einer Wohnung, die er untersuchte, nicht weniger als funfzehn verschiedene Zellen fand.

Die Anzahl der Biber beläuft sich in jeder Wohnung von zwei bis dreißig. Sie schlafen auf dem Boden, der mit Blättern und Moos bestreuet ist; jeder Biber soll seine besondere Stelle haben. Legen sie eine neue Niederlassung an, so fangen sie ihre Wohnungen im Sommer zu bauen

an; sie bringen eine ganze Jahreszeit zu, ehe sie mit ihrer Arbeit fertig werden, und ihre Wohnungen mit Wintervorrath versehen, der vorzüglich in Rinde und zarten Baumzweigen besteht, die sie zerschneiden, wobei sie eine gewisse Länge beobachten, und unter dem Wasser auf Haufen legen. Die Indianer geben genau auf die Höhe dieser Haufen acht, weil sie daraus auf die größere oder geringere Kälte des kommenden Winters schließen.

Nach Cartwright hat jede Biberwohnung nur eine Oeffnung, die sich unter dem Wasser befindet, und allemal tiefer ist, als das Wasser im Winter gefriert. Auf diese Art haben sie nichts von dem Froste zu besorgen.

Selten verlassen die Biber den Ort, wo sie sich angesiedelt haben, außer wenn sie gestört werden, oder wenn es ihnen an Lebensmitteln gebricht. Haben sie sich drei bis vier Jahre lang an einem Orte aufgehalten, so erbauen sie oft jedes Jahr eine neue Wohnung, oder bessern auch bisweilen eine Alte aus, und leben darin. Nicht selten legen sie eine neue Wohnung so dicht an einer Alten an, daß sie beide durch Anlegung eines Weges mit einander verbinden; hiervon mag wohl der Glaube herrühren, als ob die Biberwohnungen mehrere Abtheilungen hätten. Sind ihre Wohnungen völlig fertig, so legen sie demohngeachtet immer noch neue Werke an, und sie hören nicht eher damit auf, als bis der Teich zugefroren ist, ja sie setzen sogar ihre Arbeit einige Nächte hinter einander, wenn die Kälte nicht etwa gar zu heftig ist, durch ein Loch im Eise fort, das sie in dieser Absicht immer offen erhalten.

Im Sommer verlassen sie ihre Wohnungen, laufen von einem Orte zum andern, und schlafen unter dem

Schutze von Gebüschen, in der Nähe von Gewässern. Beim geringsten Geräusch fliehen sie ins Wasser, um daselbst einen Zufluchtsort zu suchen. Sie stellen Schildwachen aus, die durch ein besonderes Geschrei Nachricht von jeder Gefahr geben. Im Winter gehen sie niemals weiter, als nach ihren Vorrathshäusern unterm Wasser: während dieser Jahreszeit werden sie außerordentlich fett.

Dupratz theilt Nachrichten von einer Colonie von Bibern mit, von deren Arbeiten er größtentheils Augenzeuge war: da dieselben aber in etlichen Punkten gewissermaßen mit Cartwrights Nachrichten im Widerspruche zu stehen scheinen, so wollen wir hier einen Auszug aus denselben einrücken.

An der Spitze Eines der Flüsse von Louisiana fand Dupratz an einer sehr einsamen Stelle einen Biberdamm. Nicht weit davon, aber doch so, daß ihn die Biber nicht sahen, errichtete er mit seinen Gefährden eine Hütte, um ihre Arbeiten genau und ungestört zu beobachten. Sie warteten, bis der Mond sehr helle schien, alsdann nahmen sie Zweige in die Hände, um sich dahinter zu verbergen, und begaben sich mit großer Vorsicht und in der größten Stille nach dem Damme. Hierauf befahl Dupratz Einem von seinen Leuten, so still als möglich ein ungefähr einen Fuß weites Loch in denselben zu hauen, und sogleich darauf nach dem versteckten Orte zu laufen.

„Sobald das Wasser durch das Loch ein Getös zu machen anfieng," sagt dieser Schriftsteller, „hörten wir einen Biber aus Einer der Hütten kommen und ins Wasser springen. Alsdann sahen wir ihn ans Ufer steigen, und bemerkten deutlich, daß er es untersuchte. Hierauf schlug

er mit dem Schwanze mit aller Kraft viermal deutlich auf den Boden, sogleich stürzte die ganze Colonie ins Wasser, und kam auf den Damm. Als alle beisammen waren, schien Einer durch Murmeln eine Art Befehl zu ertheilen: denn sie verließen augenblicklich insgesammt die Stelle, und k.men in verschiedenen Richtungen an die Teichufer. Diejenigen, die uns zunächst waren, befanden sich zwischen unserm Standorte und dem Damme; daher konnten wir alle ihre Operationen sehr deutlich sehen. Einige machten eine Art von Mörtel, Andere nahmen diesen auf ihre Schwänze, die ihnen hierzu statt der Schlitten dienten. Ich sah, daß sich zwei und zwei zusammen hielten, und daß Einer den Andern belud. Sie schleppten den Mörtel, der ziemlich unbiegsam war, bis nach dem Damme hin, wo Andere standen, um denselben in Empfang zu nehmen; diese thaten ihn in das Loch, und machten ihn mit ihren Schwänzen fest."

„Der Lärm auf dem Wasser hörte bald auf, und die Oeffnung war völlig ausgebessert. Ein Biber schlug alsdann mit seinem Schwanze zweimal auf den Boden, und sogleich eilten alle Biber ohne Geräusch nach dem Wasser, und verschwanden.

Dupratz begab sich hierauf nebst seinen Gefährden in seine Hütte, um auszuruhen, und störte die Biber bis den andern Tag nicht weiter. Den folgenden Morgen giengen sie zusammen nach dem Damme, um seine Bauart zu besehen; sie mußten daher ein Stück davon herunter hauen. Der Lärm aber, den dies verursachte, machte die Biber wieder aufmerksam. Sie schienen durch diese Operationen sehr unruhig zu werden; besonders sah man Einen ganz

nahe an sie heran kommen, als ob er sehen wollte, was vorgienge. Da er besorgte, die Biber möchten sich in die Wälder flüchten, wenn sie dieselben weiter störten, so rieth er seinen Gefährden, sich nochmals zu verbergen.

„Einer von den Bibern wagte sich dann hervor," fährt Dupratz fort, „und gieng an die Oeffnung, nachdem er sich mehrmals genähert hatte und wie ein Spion zurückgekehrt war. Er sah sich auf dem Platze um, dann gab er wie den vorhergehenden Abend mit seinem Schwanze vier Schläge. Einer von denen, die auf die Arbeit ausgiengen, schlich sich an mir vorbei, und da ich Einen zu meinen Untersuchungen zu haben wünschte, so schoß ich ihn. Beim Flintenknalle rissen alle weit schneller aus, als es bei hundert Schlägen ihrer Wache der Fall gewesen seyn würde."

Da Dupratz noch mehrmals auf sie feuerte, so flohen sie alle äußerst schnell in die Wälder. Hierauf untersuchte er ihre Wohnungen u. s. w.

Unterhalb einer Wohnung fand er funfzehn Stück Holz nebst der Rinde, die zum Theil abgenagt und offenbar zur Nahrung bestimmt war. Um die Mitte dieser Wohnung, die für sie einen Aus- und Eingang machte, fand er nicht weniger als funfzehn verschiedene Zellen. Diese Wohnungen bestanden aus Pfählen, die auswärts bis zu einem gewissen Punkte krumm standen, und in der Mitte war der Fußboden, der fest auf Einschnitten an den Pfählen ruhte.

Die Biber zeigen eine große Anhänglichkeit an einander. Zwei Junge, die man lebendig gefangen nach einer nahen Faktorei an der Hudsonsbay gebracht hatte, und da

eine zeitlang fütterte, wurden sehr fett, bis Eines durch einen Zufall getödtet wurde. Das Ueberlebende fühlte sogleich den Verlust, und fraß nichts mehr, bis es starb.

Man weiß, daß Biber vollkommen zahm worden sind. Der Major Roderfort, von Newyork, erzählte dem Prof. Kalm, daß er einen zahmen Biber über ein halbes Jahr lang in seinem Hause gehabt hätte, wo er, wie ein Hund, frei herumlief. Der Major gab ihm Brod, bisweilen aber auch Fische zu fressen, die er sehr gern fraß. (Dies stimmt nicht mit des Capitains Cartwrights Behauptung überein, der sagt, daß die Biber blos von Vegetabilien leben). In einen Napf that man so viel Wasser, als der Biber haben wollte. Alle Lumpen und weiche Sachen, die er antraf, schleppte er in einen Winkel, wo er gewöhnlich schlief, und machte ein Bette daraus. Die Katze im Hause hatte Junge, und nahm von diesem Bette Besitz; er machte keinen Versuch, sie davon zu verjagen. Wenn die Katze ausgieng, nahm der Biber oft die junge Katze, die man am Leben gelassen hatte, zwischen seine Vorderpfoten, hielt sie an seine Brust, um sie zu wärmen, und schien in dieselbe vernarrt zu seyn. Sobald die Katze zurück kam, gab er ihr die Junge wieder. Bisweilen murrte er, that aber niemand etwas zu Leide, auch versuchte er nicht, jemand zu beissen.

Im Anfange des Frühlings bringt das Biberweibchen drei bis vier Junge zur Welt. Jetzt gehen die Männchen schon aus, um frische Nahrung zu suchen, kehren aber öfters nach ihren Wohnungen zurück, bis endlich die Weibchen nach einigen Monaten ebenfalls mit ihren Jungen die Hütten verlassen, und sich in der Gegend zerstreuen.

Das Biberfleisch wird nicht nur von den Amerikanern und von den amerikanischen Wilden, sondern auch von Europäern in Nordamerika gegessen. Viele finden es unschmackhaft und fischigt; der Schwanz hingegen soll sehr lecker schmecken.

Am schätzbarsten ist der Biber wegen seines Felles, das man sowohl als Pelzwerk, als auch auf andere Arten benutzt. Die Felle der europäischen, zerstreuet und in Höhlen lebenden Biber tauchen wenig; sie sind schmutzig und das Haar ist abgestoßen. Die nordamerikanischen, besonders aber die canadischen Biber liefern dagegen sehr schöne Felle, und zwar in solcher Menge, daß man an der Hudsonsbay in kurzer Zeit oft schon 50,000 und drüber erhalten hat. Die nordamerikanischen Biberfelle machen einen beträchtlichen Handelszweig aus.

Die Bisamratte. Mus Zibethicus. Lin. Musk rat. Buffon.

Das Vaterland der Bisamratte ist Amerika, von der Hudsonsbay bis Carolina gegen Süden hin. In der alten Welt findet man sie nirgends. Sie lebt familienweise an Flüssen und Seen wie der Biber, legt auch in Gesellschaft von ihres Gleichen gegen den Herbst hin einen Bau an, der ihnen zum Winteraufenthalte dient. Dieser Bau besteht in einer einem Bienenkorbe ähnlichen Hütte, und hat gewöhnlich zwei bis drei Fuß im Durchschnitte, außer wenn nur wenige Thiere an seinem Baue Antheil nehmen. Die Wände sind einige Zoll stark, und bestehen aus Lehm und Binsen. Der Eingang ist oberhalb des Wassers; in-

wendig sieht man einige Röhren zur Flucht bei Verfolgungen und zur Herausschaffung des Unrathes. In den mildern Gegenden von Nordamerika aber bauen sie keine Wohnung, sondern bringen den Winter in Erd- und Uferhöhlen zu. Wunderbar ist es, daß diese Thiere selbst in den rauhen Gegenden keinen Vorrath für den Winter sammeln, ob sie gleich wach bleiben; sie untergraben aber ihre Baue und die Gegend um dieselben mit vielen Kanälen und Gängen, durch welche sie in der strengsten Kälte unter der Erde und unter dem Schnee wegstreichen, und sich Wasser und Wurzeln verschaffen.

Im Frühlinge verlassen die Bisamratten ihre Wohnungen, thun sich paarweise zusammen und begatten sich. Man weiß aber nicht genau, ob die Weibchen blos einmal oder zweimal des Jahres gebären. Sie bringen 5 bis 6 Junge auf einmal zur Welt, die man zähmen und zur Belustigung im Hause halten kann.

Ihre Nahrung besteht in allerlei Pflanzenwurzeln und Kräutern; sehr gern fressen sie das Mark von Binsen. Auch sollen sie Muschelthiere verzehren, und die in Einigen derselben enthaltenen Perlen ausspucken, die man alsdann aufsucht.

Die bisamähnlich riechende Feuchtigkeit findet sich nicht, wie beim Biber, in eigenen drüsigten Säcken oder in zwei Glandeln oder Drüsen, die völlig denen der übrigen Mäuse gleichen, und bei beiden Geschlechtern nahe an den Zeugungstheilen liegen.

Im Winter liefern die Felle der Bisamratten ein kostbares Pelzwerk, dessen Haar man zu Hüten brauchen kann. Auch das Fleisch ißt man bisweilen.

Die Bisamratten scheinen wie die Biber ihre Faullenzer zu haben, die sich nicht um den gemeinschaftlichen Dienst des Häuserbaues bekümmern.

Die Hausratte. Mus rattus.

Dies Thier gehört unter diejenigen, die auf der Erde am weitesten verbreitet sind. Die Ratten findet man in ganz Europa, Asien und ganz Afrika, nur die kalte Zone ausgenommen. In Amerika haben sie sich so ungeheuer vermehrt, daß man z. B. auf Jamaika auf einer einzigen Zuckerpflanzung binnen 5 bis 6 Monat 39,000 Stück gefangen hat. Sie ziehen dem Menschen, wie die Sperlinge, nach, schwimmen in den Hafen nach den Schiffen, die bisweilen von diesen Thieren wimmeln, und lassen sich auf diese Art nach den entferntesten Gegenden schaffen.

Die Ratte ist von Natur zornig. Große setzen sich gegen kleine Hunde und muthlose Katzen zur Wehre, und fallen, wenn sie ins Gedränge kommen, sogar den Menschen an, springen ihm nach dem Gesichte, den Händen, und suchen ihm mit ihrem scharfen Gebiß Wunden beizubringen, die nicht wenig Schmerz verursachen. Sobald sie an einem Orte sehr zahlreich werden, sind sie eine große Plage für den Menschen. Vermöge ihrer ungeheuern Gefräßigkeit richten sie in Scheunen, Ställen, Speisekammern und auf Getraideböden großen Schaden an. Sie fressen wie die Hausmäuse alles, was im Thier- und Pflanzenreiche genießbar ist. Getraide und andere Nahrungsmittel schleppen sie in ihre Schlupfwinkel, fallen junges Federvieh,

junge Kaninchen und die Tauben auf den Schlägen an. Haben sie nichts zu fressen, so fallen sie einander selbst an, und fressen einander auf. Man weiß, daß sie sogar schlafende Kinder benagen. Auf Otaheite fallen sie die Menschen im Schlafe an. Bei Tage halten sie sich in ihren Schlupfwinkeln auf, und gehen blos des Nachts in der Dunkelheit ihren Geschäften nach.

In Irrland haben die Ratten beinahe alle Frösche vertilgt, welche die Einwohner sorgfältig pflegten, um ihre Felder gegen Insekten zu schützen, und ihre Gewässer gesunder zu machen. Auf der Insel Procida, die zum Königreiche Neapel gehört, findet man eine große Menge Fasanen und Rebhühner, die da zum Vergnügen des Königs gehalten werden. Zur Erhaltung dieses Wildpretes erließ der vorige König den Befehl, keine Katzen zu halten. Dies Verbot hatte die Folge, daß die Ratten in kurzer Zeit so überhand nahmen, daß die ganze Insel trotz ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit in die größte Hungersnoth gerieth. Die Ratten fraßen alles auf, was ihnen in den Weg kam; die Kinder in den Wiegen, die Leichen, die man noch nicht begraben hatte, die Getraidevorräthe, die Speisen, kurz alles, was sie antrafen, fielen sie an, und zehrten es auf.

Auf der Insel Frankreich findet man die Ratten in einer solchen ungeheuern Menge, daß sie die Holländer blos deshalb verlassen haben sollen. In einigen Häusern sind sie so zahlreich, daß man in denselben in einem Jahre 30,000 Stück getödtet hat. Unter der Erde legen sie große Vorrathskammern von Getraide und Früchten an, und klettern auf die Bäume, um die jungen Vö-

gel zu fressen. Sie durchbohren die dicksten Queerbalken. Bei Sonnenuntergang sieht man sie an allen Orten herumlaufen, und in einer einzigen Nacht richten sie eine ganze Getraideerndte zu Grunde. St. Pierre erzählt, daß er selbst ein türkisches Kornfeld gesehen habe, auf dem sie nicht eine einzige Aehre gelassen hatten.

Bei der Zurückkunft des Kriegesschiffes Valiant von der Havannah im J. 1766, hatten sich die Ratten auf demselben so sehr vermehrt, daß sie in einem einzigen Tage hundert Pfund Zwieback vernichteten. Endlich räucherte man das Schiff zwischen den Verdecken aus, um sie zu ersticken. Diese Operation hatte den gewünschten Erfolg, und man füllte eine zeitlang jeden Tag sechs große Körbe mit den Ratten an, die auf diese Art ihr Leben eingebüßt hatten.

So bösartig die Ratten auch sind, so findet man doch Beispiele, daß sie gegen andere Thiere eine große Zuneigung gezeigt haben. Bei einem gewissen James Greenfield in Maryland, bemerkte man zwischen einer Katze und Ratte eine besondere Freundschaft, und vermuthete, daß sie auf folgende Art entstanden sey. Die Katze hatte Junge, und brachte ihnen oft Mäuse und andere erbeutete Thiere; unter den Letzteren befand sich auch einmal eine junge Ratte. Die jungen Katzen, die eben nicht hungrig waren, spielten mit ihr, und wenn die Katze kam, um ihre Jungen zu säugen, so sog die kleine Ratte ebenfalls mit. Dies sahen einige Bediente, und meldeten es Herrn Greenfield. Er trug sowohl die jungen Katzen als die Ratte die Treppe herunter, und setzte sie auf die Diele; man sah alsdann, daß die Katze die Ratte eben so zärtlich wegtrug als ihre eigenen Jungen. Diesen Versuch wieder-

holte man so oft, als sich Gesellschaft im Hause einfand. Viele waren daher Augenzeugen von der Freundschaft zwischen zwei Thieren, die sonst so feindselig gegen einander gesinnt sind.

Joseph Purdew, ein eben so wahrheitsliebender als genauer und scharfsinniger Beobachter, erzählt in Einem seiner Briefe ein Beispiel von einer großen Zuneigung zwischen alten und jungen Ratten. Einstmals, sagt er, beschäftigte ich mich im Bette mit Lesen, und hörte auf einmal ein solches Geräusch, dergleichen die Ratten zwischen einer Doppelwand, die sie durchnagen wollen, zu machen pflegen. Das Geräusch ließ einige Minuten nach, fieng aber bald darauf wieder an; ich befand mich nur zwei Fuß weit von dem hölzernen Verschlage, und gab auf alles genau acht; es dauerte nicht lange, so kam eine Ratte aus einem Loche hervor, und sah sich in aller Stille um. Bald darauf verschwand sie wieder, und brachte in kurzer Zeit eine größere und älter scheinende Ratte heraus, die sie bei dem Ohre führte. Nachdem sie dieselbe am Loche zurückgelassen hatte, lief sie mit einer andern noch jüngern Ratte, die sich zu ihr gesellt hatte, auf dem Fußboden umher, sammelte die von der letzten Mahlzeit herabgefallenen Brocken auf, und brachte sie der an dem Loche zurück gebliebenen Ratte. Diesen Auftritt, der mich in Erstaunen setzte, beobachtete ich immer aufmerksamer, und wurde gewahr, daß die Ratte, der die beiden Andern die Speise zutrugen, blind war, und das ihr Zugebrachte blos durchs Fühlen fand. Ich zweifelte nunmehro nicht weiter, daß sie die Mutter derselben sey. Als ich die Ratten noch in ihrem Geschäfte beobachtete, trat

jemand

jemand ins Zimmer; die beiden jungen Ratten fiengen zu schreien an, um die Aeltere vor der nahen Gefahr zu warnen, und so sehr sie auch in Angst waren, wollten sie sich doch nicht eher retten, als bis die Aeltere in Sicherheit wäre. Sie begleiteten daher die Alte, und suchten sie gleichsam zu decken.

Vor einigen dreißig Jahren reiste jemand durch Mecklenburg, und kehrte zu Stargard im Posthause ein, wo er von folgendem sonderbaren Umstande Augenzeuge war: nach der Mahlzeit setzte der Hausherr eine große Schüssel Suppe auf die Dielen, und machte ein lautes Pfeifen. Sogleich trat ein Bullenbeisser, eine schöne angorische Katze, ein alter Rabe und eine sehr große Ratte mit einer Schelle um den Hals in die Stube. Diese vier Thiere giengen zur Schüssel und fraßen, ohne einander zu stören, sämmtlich daraus; hierauf legten sich der Hund, die Katze und die Ratte an den Ofen, während der Rabe in der Stube herumhüpfte. Der Wirth sagte, daß die Ratte das nützlichste Thier unter diesen vieren sey, indem sie das Haus durch das Geklingel, das sie mache, gänzlich von den Mäusen und Ratten gereinigt habe, die vorher sehr häufig darin waren.

Nach Pontoppidans Erzählung sollen alle Ratten und Mäuse kurz vor einer Feuersbrunst das Haus verlassen, das wegbrennt, welches ohnstreitig eben so ein Mährchen ist, wie der Rattenkönig.

Die Japanesen zähmen die Ratten, und lehren sie eine Menge lächerlicher und närrischer Streiche machen. Haben sie darin eine große Geschicklichkeit erlangt, so ziehen sie mit denselben herum, und lassen sie vor dem gemeinen Volke sehen.

So eckelhaft uns die Ratte vorkommt, so essen doch die Jakuten, Kalmücken und andere asiatische und afrikanische Völker ihr Fleisch mit großem Appetite.

Die Ratten paaren sich wenigstens jährlich zweimal, bisweilen auch dreimal. Sie sind außerordentlich fruchtbar, indem sie jedesmal 4 bis 7 nackte blinde Junge zur Welt bringen.

Die Maulwurfsratte. Mus Myosphala.

Die Maulwurfs-Ratte, ein Mittelding zwischen der Maus und dem Maulwurf, deren eigentlicher Wohnort unter der Erde ist, wird gewöhnlich von den Reisenden in Siberien für eine große Plage gehalten. Selbst Professor Laxmann, der dies Thier beschrieben hat, gesteht, daß er, ehe er die Nützlichkeit desselben kennen lernte, oft darauf erbittert gewesen sey. Die Maulwurfsratze wirft eben solche Erdhügel auf, als der Maulwurf, und zwar in so großer Menge, daß die ganze Oberfläche der Erde im westlichen Siberien untergraben, und mit solchen Erdhaufen bedeckt ist. Sie fallen vorzüglich den zu Pferde Reisenden beschwerlich, weil das Pferd unfehlbar stürzen muß, wenn es mit seinen Füßen in eins von den Löchern tritt, die die Maulwurfsratte gemacht hat. Aber die Unbequemlichkeiten, die dies Thier in dieser Hinsicht verursacht, sind gegen den großen Nutzen, den es durch sein Daseyn und seine Wirksamkeit schaft, fast von gar keiner Bedeutung.

Es giebt ganze Felder im südlichen Siberien, wo man beinahe keine einzige Moosart antrift, und die dagegen mit

kleinem Gebüsche bedeckt sind, dessen dicke Wurzeln sich wie Zweige in der Erde ausbreiten, und sie dichte und torfähnlich machen; so wie der Stengel und die Zweige desselben die ganze Oberfläche einnehmen. Diejenigen Sommergewächse, die jedes Jahr einer weichen und lockern Erdart bedürfen, wenn sie aus dem Samen hervor keimen sollen, würden auf keine Weise in einem unbebauten und flachen Lande gedeihen und wachsen können, wenn nicht der Herr der Natur die Maulwurfsratte dazu bestimmt hätte, die Felder Siberiens auf eben die Art zu pflügen, als der gemeine Maulwurf es in Pohlen, und die Ziesel-maus (Mus Citellus) im südlichen Rußland thut. Ferner finden sich im Sommer sehr viele kleine Vögel auf den siberischen Feldern ein, da es aber daselbst um die Zeit eine unglaublich große Menge Raubvögel von verschiedenen Gattungen giebt, so würden jene nie in Sicherheit ihre Jungen ausbrüten können, wenn die Maulwurfsratte und andre Thiere dieser Art ihnen nicht unter der Erde sichre Zufluchtsörter verschaften, wo sie ihre Eier hinlegen, und den Verfolgungen der Raubvögel entgehen könnten. Professor Laxmann gründet diese Bemerkungen auf eigene Erfahrung; denn er sah, wie er sagt, in Siberien nirgends ein Sommergewächs, als nur auf den Erdhaufen, die die Maulwurfsratte aufgeworfen hatte; oder auch an solchen Stellen, wo Menschenfleiß oder Naturwirkungen die Oberfläche der Erde entblößt und verändert hatten. Auch fand er nie ein Vogelnest auf dem flachen Felde, sondern immer in den erwähnten Höhlen der Maulwurfsratten.

Die Wanderratte. Mus decumanus. Surmulot. Buffon. Norway rat. Pennant.

Dies schädliche Thier, das jetzt beinahe über alle Theile von Europa verbreitet ist, kannte vor 40 bis 50 Jahren niemand in Teutschland: denn erst nach dieser Zeit hat es sich hier ausgebreitet.

Diese Ratten sind von verschiedener Größe; gewöhnlich sind sie 9 bis 10 Zoll lang. Was ihren Charakter anbetrift, so gleichen sie in Ansehung desselben in den meisten Stücken der Hausratte; doch bemerkt man auch Züge an ihnen, von denen man an der Letztern keine Spur sieht. Sie sind eben so zornig und wüthend, wenn sie in die Enge getrieben und gereitzt werden; eben so schlau und vorsichtig, indem sie sehr geschickt den Nachstellungen der Menschen zu entgehen wissen; eben so gefräßig und räuberisch, ja in mancher Hinsicht noch schädlicher.

Die Wanderratte wühlt sich unter der Erde in den Gebäuden ein, sucht die Gänge der Maulwürfe auf, die sich im Winter auf den Dörfern nach den Gebäuden ziehen, und dringt durch diese auch da ein, wo der gemauerte Grund ziemlich tief ist. In lockerm Boden ist man kaum im Stande, ihrem Graben Einhalt zu thun. In einer einzigen Nacht unterwühlen sie darin Schwellen, Steinpflaster, Dielen des Fußbodens u. s. w., und fressen sich durch morsches Holz in die Küchen, Speisekammern und Wohnstuben hinein, und haben sie darin einmal festen Fuß gefaßt, so ist es schwer, sie zu vertreiben, da Hunde und Katzen ihnen in ihre Schlupfwinkel nicht nachfolgen können. Wenn sie merken, daß man ihnen nachstellt, so sind sie außeror-

dentlich auf ihrer Hut, und überrascht man sie, so wissen sie sich sehr listig zu verstecken, wenn sie auch ihre eigentlichen Höhlen nicht erreichen können.

Von der Hausratte unterscheidet sich die Wanderratte darin, daß sie nicht in die obern Stockwerke der Gebäude und auf die Böden geht; ohnstreitig hat dies darin seinen Grund, weil sie da nicht graben können. Werden sie so in die Enge getrieben, daß sie nicht entkommen können, so setzen sie sich gegen den Menschen zur Wehre, springen ihm nach der Hand, ins Gesicht u. s. w., und beissen ihn, wenn er nicht ausweicht, so sehr, daß er von ihrer Verfolgung abläßt. Büßen sie ihre Freiheit ein, so gerathen sie in Wuth, und sperrt man sie in einen eisernen Käfig ein, so beissen sie mit einem solchen Grimme in die starken Drahtstäbe, daß man kleine Kettenhunde zu sehen glaubt.

Der Aufenthalt dieser Ratten ist sehr verschieden. Im Sommer trift man sie in Gängen und Höhlen auf den Feldern und an hohen Flußufern, besonders aber auch hinter den breternen Umgebungen und Einfassungen der Bäche und Flüsse in Städten an; im Winter ziehen sie sich nach den Gebäuden, und nehmen daselbst ihr Quartier in den Mühlen, bei Stärkenmachern, Branntweinbrennern u. s. w.

Man bekommt sie nicht alle Jahre zu sehen, sondern sie erscheinen blos nach einer unbestimmten Zeit, wo sie aus einer Gegend in die Andre streifen. In Teutschland bemerkt man ihre Wanderungen nicht so deutlich wie in Asien. Im Jahr 1727 erschien in der Gegend von Astrachan eine solche Menge, daß sie das ganze Bette des Wolgastroms anfüllten, und als sie in die Stadt einfielen, wur-

den sie in den Häusern so zahlreich, daß nichts mehr vor ihnen gesichert werden konnte. Auf ihren Wanderungen ziehen sie durch Flüsse und Teiche, da sie sehr gut schwimmen können; nur können sie nicht unter dem Wasser leben, und sie müssen ersaufen, wenn sie während des Schwimmens allzu müde werden, oder wenn sie nicht landen können.

Was sich nur einigermaßen genießen läßt, das verzehren sie; doch sind sie nach Fleischspeisen begieriger als nach vegetabilischer Nahrung. Sie tödten und fressen Stubenvögel, wenn sie dazu gelangen können, junge Hühner und Tauben, von den Teichen holen sie die jungen Enten und Gänse weg, beissen sie todt, und schleppen sie aus dem Wasser in ihre Höhlen. Selbst junge Kaninchen sind vor ihnen nicht sicher.

In der Art ihrer Vermehrung kommen sie den Hausratten gleich. Ihr Fleisch verzehrt man in Afrika und Asien.

Die große Feld- oder Waldmaus. Mus sylvaticus. Lin. Wood Mouse. Shaw. Mulot. Buffon.

Die Feldmaus ist über ganz Europa verbreitet, und in Teutschland in manchen Jahren so häufig, daß sie zur Landplage wird. Zu ihrem Aufenthalte wählt sie einen lockern Boden, um desto bequemer graben zu können. Man findet sie aber nicht blos auf den Feldern, sondern auch in Gärten, in Wäldern und auf Wiesen. Sie ist ein muntres flinkes Thierchen, das geschickt schwimmen und sehr

gut klettern kann. Nie hört man einen Laut von ihr. Ihre Nahrung besteht in Kernern und Samen; auch verzehrt sie allerlei Beeren. Von allen Nahrungsmitteln, die sie gewöhnlich genießt, trägt sie einen Vorrath auf den Winter ein.

Zur Zeit der Erndte hat die Feldmaus ihren reichlichen Fraß in der Nähe. Sie verkriecht sich dann unter die Getraidegarben, und frißt die Aehren aus. Ihre Vermehrung ist außerordentlich stark. Sobald im Frühjahre der Schnee weggeschmolzen ist, erwacht bei ihnen auch der Begattungstrieb. Die Ursache des Erwachens dieses Triebes findet der Dr. Gall in der Entwickelung des kleinen Gehirns, in welchem das Organ des Geschlechtstriebes seinen Sitz hat. Sobald sich dies Organ im Frühjahre oder zu einer andern Zeit bei den Thieren, durch irgend einen äußern oder innern Umstand veranlaßt, entwickelt, fängt das Thier sich auch zu begatten an. Ist dies geschehen, so erfolgt bei allen Thieren eine Art von Hinwelken und Schwächung des kleinen Gehirnes, ein Zustand, den man bei den Vögeln die Mauße nennt. Tritt hingegen die neue Begattungsperiode wieder ein, so schwillt der Hals des Thieres an, die Stimme verändert sich u. s. w. Bei den Thieren entwickelt sich das Organ des Begattungstriebes periodisch, und sinkt alsdann wieder zurück; daher begatten sie sich nicht das ganze Jahr hindurch, sondern blos zu gewissen Perioden. Da die Mäuse sich so häufig begatten, so muß das Organ des Geschlechtstriebes oder des Begattungstriebes sehr stark entwickelt seyn. Haben sie sich gepaaret, so bringt das Weibchen nach 23 bis 24 Tagen 4 bis 10 blinde Junge zur Welt, die es blos 12 Tage säuget, worauf es

sich wieder von neuem begattet. Wenn man nun bedenkt, daß das Weibchen bis in den späten Herbst allemal nach 5 Wochen Junge zur Welt bringt, so kann man es sich leicht erklären, woher die Schaaren dieser Thiere kommen, die in manchen Jahren auf einen besondern Antrieb im Herbste nach andern Gegenden auswandern. Solche Züge von Feldmäusen gehen gerade aus über Berge und Flüsse. Sie marschiren sowohl bei Tage als in der Nacht, und verlieren sich nach und nach auf der Reise. Viele ersaufen oder werden von den Raubfischen, besonders von den Hechten, verzehrt. Ein Theil fällt in die Klauen des Fuchses, der Katzen und anderer Raubthiere, und eine große Anzahl vertilgen die Raubvögel.

Jedes Organ, das bei einem Thiere stark entwickelt und gereizt ist, zwingt dasselbe zu einer besondern Handlungsweise, die sich als Instinkt zeigt. Sobald ein Organ sehr thätig ist, muß das Thier dasjenige thun, zu dessen Realisirung das Organ bestimmt ist. Bei allen Thieren, die wandern oder fortziehen, ist nach den Ideen des Dr. Gall zur Wanderzeit der Ortssinn sehr stark entwickelt; die Thiere spüren vermöge desselben nicht allein einen nothwendigen Drang, eine gewisse Gegend zu verlassen, und sich nach einer Andern zu begeben, sondern sie können sich auch leicht auf ihren Reisen finden. Vögel, z. B. die Nachtigallen, die Schwalben und Andere, finden gemeiniglich den Busch oder den Ort wieder, wo sie sich im vorigen Jahre aufgehalten haben. Warum aber wandern die Thiere nicht stets, sondern nur zu gewissen Zeiten? Vielleicht wirkt eine besondere Beschaffenheit der Luft auf den Ortssinn ein, welcher das Organ ist, vermöge welches jemand leicht Oerter

merken und finden, sich leicht orientiren kann, und eine große Lust zu reisen spürt, trägt zu seiner Entwickelung bei, und zwingt das Thier zu dieser besondern Handlungsweise. Dies mag vielleicht auch der Grund seyn, warum die Feldmäuse in gewissen Jahren in großen Schaaren fortziehen. Es kann seyn, daß ihre übergroße Menge einen gewissen Geruch verbreitet, der als Reitz auf den Ortssinn wirkt, und das Thier zum Fortziehen nöthigt.

Ein sehr merkwürdiges Beispiel von der Scharfsicht dieses Thieres führt Herr White an: als seine Leute eines Tages einen Misthaufen umstießen, um neuen Mist darauf zu thun, sprang ein Thier mit großer Schnelligkeit hervor, das eine sehr sonderbare Figur machte, und nicht ohne große Mühe gefangen wurde. Man untersuchte die Sache genauer, und fand, daß es eine große Feldmaus mit drei bis vier Jungen war, die sich an ihren Zitzen mit Mund und Beinen fest geklammert hatten. Es war erstaunlich, daß, trotz der hüpfenden und schnellen Bewegungen dieses Thieres, die Jungen nicht abfielen, besonders da sie noch so jung waren, indem sie sowohl noch blind als nackend waren.

Der Lemming. Mus lemmus. Lin. Leming. Buffon.

Man unterscheidet zwei Spielarten des Lemming, den Norwegischen und den Russischen. Der Erstere bewohnt Norwegen und das schwedische Lappland, der Letztere die nördlichste Grenze des Uralgebirges. Diese Thiere graben

sich seichte Höhlen unter dem Rasen, die so weit sind, daß eine Menschenhand hineinfahren kann. In den Mehresten derselben wohnt nur ein Lemming.

Das Merkwürdigste an diesen Thieren sind die Wanderungen, welche sie zu unbestimmten Zeiten, binnen 20 Jahren höchstens zweimal, anstellen; den Grund, warum sie dies thun, weiß man noch nicht. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß ihre außerordentlich große Vermehrung und der daher entstehende Mangel an Futter die Ursachen dieser Wanderungen sind. Wenn sie fortziehen, so thun sie dies in ungeheuren Schaaren, und verheeren unterweges alles, was sie berühren. Auf ihren Märschen bilden sie mehrere regelmäßige Kolonnen, die parallel neben einander hinlaufen. In der Kolonne folgt ein Lemming dicht hinter dem Andern, und jede Kolonne macht wieder eine zwei Zoll tiefe Furche, in welcher sie sich fort bewegt. Die Zwischenräume zwischen den Kolonnen sind verschieden, 1 bis 2 Spannen, aber auch 1 bis 2 Ellen breit. Sie ziehen jederzeit die gerade Straße, und nichts gleicht dem Trotze und der Hartnäckigkeit, mit welcher die Lemminge den geraden Weg fortwandern. Nichts ändert die Richtung ihres Laufes, außer hohe unübersteigliche Felsen. Muthig schwimmen sie über Seen und Ströme, gehen durch Moräste, und wenn auch noch so Viele dabei umkommen, so setzen sie doch kühn und trotzig ihren Weg fort. Stoßen sie auf einen Menschen, der ihnen nicht ausweicht, so leisten sie ihm Widerstand, und beissen so fest in den Stock, den ihnen jemand vorhält, daß man sie damit aufheben und fortschleudern kann. Hierbei lassen sie eine Stimme hören, die dem Gebelfer der Hunde ähnelt. Treffen sie etwa in der

Mitte des Stromes, durch den sie schwimmen, einen Kahn an, so ändert ein solches Hinderniß ihre Richtung nicht. Mit Mühe steigen sie an den Wänden des Kahnes hinauf, und lassen sich auf der entgegengesetzten Seite wieder hinab. Kommen sie an eine unübersteigliche Felsenwand, so suchen sie sich durch dieselbe hindurch zu nagen, und bieten alle ihre Kräfte auf, dieses Hinderniß aus dem Wege zu räumen; nur dann erst, wenn alle ihre Mühe vergeblich ist, bequemen sie sich dazu, um den Felsen herum zu gehen. Allein sie setzen auf der andern Seite nicht eher ihren Weg wieder fort, als bis sie ihre vorige Richtung, die stets eine gerade Linie bleibt, wieder eingenommen haben. Sie wandern ziemlich schnell, und erscheinen so plötzlich, daß man ehemals glaubte, sie wären aus den Wolken gefallen.

Die Wanderung der Lemmings geht nach dem Meere zu: es kommen aber nur wenige bis dahin; denn je weiter sie ziehen, desto mehr verringert sich ihre Anzahl. Tausende sterben im Wasser, in Morästen und Gruben; tausende werden von Menschen erschlagen oder von den Bären, Vögeln, Füchsen, Luchsen, Wieseln und Raubvögeln verzehrt. Endlich räumt der Hunger eine große Anzahl aus dem Wege. Denn da diejenigen, die voran ziehen, alles an der Erde wegfressen, so bleibt für die Nachfolgenden nichts mehr übrig. Auf diese Art setzt also die gütige und weise Natur der ungeheuern Vermehrung dieser Thiere durch ihre Wanderungen ein Ziel.

Der Landstrich, den ein Zug Lemminge berührt hat, ist gleichsam vergiftet. Das Vieh, das von dem daselbst aufschossenden Grase frißt, stirbt. Da nun die Lemminge selbst nicht giftig sind, weil die Lappländer nicht selten ihr

Fleisch essen, so muß das Gift von den Excrementen und von der zurückgelassenen Ausdünstung herrühren.

Bei solchen allgemeinen Wanderungen bleiben in den Gebirgen nur wenige zurück. Von diesen wird ohnstreitig die Art fortgepflanzt.

Auf diesen Wanderungen, sagt Pontoppidan (in s. Versuche einer natürlichen Geschichte von Norwegen 2ter Th. S. 60.), sieht man sie in Schaaren, von mehrern tausenden angezogen kommen. Wo ein solcher Zug hinkommt, da frißt er alles rein ab. Vom Gebirge Kölen, welches das Amt Nordland von Schweden trennt, und das in Norwegen für ihre eigentliche Heimath gehalten wird, sieht man sie, wenn die Zeit ihrer Wanderschaft kommt, herüberziehen, und in großen Haufen theils durch Nordland und Finmark nach der Westsee, theils durch Schwedisch-Lappmark nach dem bothnischen Meerbusen marschiren. Ihre Jungen schleppen sie im Munde oder auf dem Rücken mit sich fort. Begegnet ihnen ein Mensch, der ihnen drohet, so stehen sie unerschrocken still, und kläffen ihn an, wie die kleinen Hunde. Wohin sie ihren Weg nehmen, da hat man nur eine schlechte Erndte zu hoffen. Doch erwartet der Landmann eine gute Jagd auf Bären, Füchse, Marder und dergleichen, welche Thiere den Lemmingen nachfolgen.

Ihre Nahrung besteht in Gesämen, Wurzeln, Gräsern, Rennthierflechten und den Käppchen der Zwergbirke. Für den Winter sammeln sie keinen Vorrath ein, erstarren aber auch nicht, sondern machen sich von ihren Wohnungen aus Gänge unter dem hohen Schnee ihrer Heimath, und streifen überall nach Nahrung umher.

Sie pflanzen sich mehreremal im Jahre fort, und das Weibchen bringt jedesmal 5 bis 6 Junge zur Welt.

Bisweilen trennt sich ein Zug Lemminge in zwei Partheien, greift einander an, und kämpft wie zwei Armeen mit einander.

Die Wurzelmaus. Mus oeconomicus. Lin.

Die Wurzelmaus hält sich in Siberien und Kamtschatka in ungeheurer Menge auf. Ihrer besondern Lebensart wegen hat ihr Pallas den Namen der ökonomischen Maus gegeben. Sie wohnt im lockern Torfboden, in welchem sie sich mit großer Geschicklichkeit dicht unter der Oberfläche eine Höhle gräbt, die eine niedrige ungefähr einen Fuß breite Kammer von plattgewölbter Gestalt bildet, zu welcher öfters 30 kleine Eingänge oder Röhren führen. Nicht selten findet man neben der erwähnten Kammer noch Höhlen, die zu Wintermagazinen dienen, in denen man allerlei Wurzeln, welche die vornehmste Nahrung dieses Thieres ausmachen, aufgehäuft findet. Den Sommer über trift man in diesen Höhlen blos ein Paar, oft auch nur eine Einzige an. Gegen den Herbst aber wohnt eine ganze Familie darin. Den Sommer hindurch sind die Bewohner mit der Anfüllung der Vorrathskammern sehr geschäftig. Sie tragen so viele Wurzeln ein, daß sie in den langen Wintern ihrer Heimath reichliche Nahrung haben. Damit die Wurzeln aber nicht verderben, tragen sie dieselben öfters an die Sonne, um sie gehörig

auszutrocknen. Im Sommer rühren sie ihre Magazine nicht an, sondern nähren sich von verschiedenen andern Pflanzengewächsen. Allein was die Wurzelmäuse eingetragen haben, das machen sich nicht nur die wilden Schweine, sondern auch die Menschen zu Nutze. Die Kamtschadalen stellen diesen Thieren wegen des Vorrathes, der sich bisweilen auf 20 bis 30 Pfund eßbarer Wurzeln beläuft, sehr nach. Doch plündern sie ihre Magazine nicht gänzlich aus, sondern lassen etwas, z. B. eine kleine Portion Fischrogen zurück. Die wilden Schweine hingegen fressen oft die Wurzelmäuse selbst mit.

Das Wunderbarste an diesen Thieren sind die großen Wanderungen, die sie in manchen Jahren in Kamtschatka vornehmen. Wahrscheinlich zwingt sie sowohl die allzu große Vermehrung als der daraus entstehende Mangel an Nahrungsmitteln zu diesen Auswanderungen. Sie wandern in großen Zügen reihenweise gegen Westen fort, und schwimmen über Flüsse, Seen, ja Meerärme. Sie haben aber das nämliche Schicksal, das die Lemminge betrift. Tausende ertrinken, werden verschlagen, von Raubvögeln und Fischen verzehrt, und auf andere Weise ums Leben gebracht. Viele hingegen überstehen glücklich die gefährlichen Wasserreisen, trocknen und sonnen sich, ruhen eine zeitlang aus, und ziehen dann weiter. Wo sie auf Einwohner treffen, da werden sie als willkommene Gäste gut aufgenommen und gepflegt. Sie ziehen von Osten gegen Westen hin blos bis zum Flusse Penschim am Golfo gleiches Namens, und wenden sich hierauf südwärts. Um die Mitte des Julii kommen sie bei den Flüssen Judoma und Ochot an, wo sie, wie man sieht, eine ungeheure Stre-

cke zurückgelegt haben. Im Oktober erwarten die Kamtschadalen die Zurückkunft ihrer Gäste, und nehmen sie mit Freuden und Feierlichkeit auf; dies geschieht vorzüglich deswegen, weil sie ihre Ankunft für eine Vorbedeutung eines reichlichen Fischfanges und einer guten Jagd ansehen. Das letztere trift jedesmal ein, indem den Wurzelmäusen eine große Anzahl Raubthiere nachfolgt.

Die Art, wie die Wurzelmaus bei ihrer Wanderung in Island über Flüsse setzt, beschreibt Olaffen auf folgende Art: „eine Parthie von 6 bis 20 wählt ein flaches Stück getrockneten Kuhmistes, auf welches sie in der Mitte die gesammelten Beeren in einem Haufen thun; dann schleppen sie dasselbe mit vereinigten Kräften an den Rand des Wassers, stoßen es hinein, schiffen sich ein, und stellen sich um den Haufen herum; die Köpfe strecken sie über diesen hinweg, ihre Hintern halten sie nach dem Wasser hin, die Schwänze lassen sie in den Strom hängen, und bedienen sich derselben statt der Ruder.“

Der Hamster. Mus circetus. Lin. Marmota circetus. Blumenbach. German Marmot, Hamster Rat. Pennant. Hamster. Buffon.

Der Hamster hält sich in Teutschland, Pohlen, in der Ukraine, in allen Theilen des gemäßigten Rußlands, in Siberien u. s. w. auf. Blos sehr heiße und sehr kalte Gegenden vermeidet er. Oft werden sie so zahlreich, daß sie eine Landplage werden. Im Herzogthum

Gotha hat man schon in einem einzigen Sommer 27,000 Stück getödtet.

Der Hamster gehört zu den wüthendsten und zornigsten Thieren seines Geschlechtes, und zeigt eine Kühnheit und eine Keckheit, die mit seiner Größe in einem auffallenden Contraste steht. Größere Thiere, ja selbst Menschen, die ihm zu nahe kommen, fällt er mit Wuth an, und sucht ihnen mit seinem scharfen Gebiß Wunden beizubringen. Wenn ihn ein Reuter reizt, so springt er bis zu seinem Fuße hinauf, und beißt ihn auf eine empfindliche Art. Starke Hunde müssen schon mit ihm umzugehen wissen, wenn sie ihn bald besiegen sollen; Schwächere und Muthlose schlägt er leicht in die Flucht; kleinere Thiere, z. B. Mäuse, fällt er, wo er sie trift, ohne Barmherzigkeit an, und verzehrt sie, sobald er sie erhascht. Selbst mit seines Gleichen führt er Krieg. Nie begegnen einander zwei Hamster, ohne sogleich mit einander in Streit zu gerathen. Die Beharrlichkeit, die sie dabei zeigen, ist außerordentlich. Sind sie einmal zornig worden, so giebt keiner nach; selbst der Schwächste, so viele Bisse er auch erhält, denkt nicht an die Flucht, sondern setzt das Gefecht bis auf den Tod fort. Nicht selten läßt sich der Hamster eher von Menschen todt schlagen, ehe er ausreißt. Vor seinen Bissen muß man sich sehr in acht nehmen, weil sie nicht nur äußerst schmerzhaft, sondern auch gefährlich sind.

Wird ein Hamster angegriffen, so setzt er sich auf die Hinterbeine, und sucht auf seinen Feind zu springen, und hat er diesen gefaßt, so läßt er ihn nicht eher los, als bis man ihn todt geschlagen hat. Auch gegen sein Weibchen ist er äußerst wüthend, und tödtet es nicht selten im Zorne.

Hier-

Hieraus kann man sehen, daß der Hamster zu den ungeselligsten und feindseligsten Thieren gehört. Jeder Hamster lebt daher auch einzeln für sich, hat seinen eigenen Bau und seine eigene Haushaltung; selbst das Weibchen muß außer der Begattungszeit in seinem Baue allein leben.

Jeder Hamster gräbt sich eine Wohnung in die Erde; hierbei aber vermeidet er sandige, steinigte, felsigte und sumpfige Gegenden; auch in Wäldern schlägt er seine Wohnung nicht auf. Er wählt dagegen einen solchen Boden, in welchem es sich leicht graben läßt, und der nicht nachfällt. Sein Bau erstreckt sich im Sommer 3 bis 4 Fuß, im Winter 8 bis 10 Fuß tief in die Erde, und hat gemeiniglich zwei Eingänge, wovon der Eine senkrecht, der Andere schräg hinabläuft; jener dient zum Ein-, dieser aber zum Ausgange. Beide sind 1 bis 2 Fuß von einander entfernt. Wenn der Hamster beladen ist, oder verfolgt wird, so stürzt er sich sogleich durch die Eingangsröhre in seinen Bau hinab, und ist dann gesichert. Neben der schrägen Röhre sieht man beinahe immer Erde und Unrath liegen, der aus dem Baue geschaft wird. Die Kammern, die sich im Innern befinden, und deren Anzahl sich auf drei bis fünf beläuft, dienen theils zur Wohnung, theils zu Vorrathskammern, theils zur Ablegung der Excremente.

Die Nahrung des Hamsters besteht in Fleisch, vorzüglich aber in Getraide und andern Samen, Obst, Rüben u. s. w. Von allen Nahrungsmitteln, die diese Thiere auftreiben können, legen sie Magazine an. Mit den Vorderpfoten füllen sie die Backentaschen, und leeren sie zu Hause mit denselben wieder aus. Ein Hamster ist im Stande, zwei Hände voll Getraide in seine Backentaschen aufzunehmen.

Wenn er mit Beute beladen ist, ist er gleichsam wehrlos, und wenn man ihm dann begegnet, so zeigt er keine Lust zum Kampfe, sondern sucht sich in seine Höhle zu retten. In diesem Zustand kann man ihn leicht greifen; läßt man ihm aber Zeit, seine Ladung mit den Pfoten aus den Backentaschen herauszustreichen, so zeigt er sich nachher um so zorniger.

So lange der Hamster noch Nahrung im Freien findet, rührt er seine Magazine nicht an; sobald er aber auf den Feldern nichts mehr antrift, fängt er aus denselben zu zehren an, und lebt davon, bis er am Ende des Oktobers oder zu Anfange des Novembers in den Winterschlaf fällt, der in einer gänzlichen Erstarrung besteht. Diese wird nicht, wie bei andern Winterschläfern, blos durch die Kälte allein, sondern vorzüglich auch durch den gehemmten Zugang der freien Luft bewirkt, indem der Hamster im Herbste die Eingänge seiner Höhle verstopft. Man hat Hamster an der freien Luft einer sehr strengen Kälte ausgesetzt, und sie sind nicht eingeschlafen; die Eingeschlafenen erwachen auch in der Kälte, sobald man sie ausgräbt und an die freie Luft bringt. Daß aber auch die Kälte zum Einschlafen beiträgt, kann man daraus sehen, daß, wenn die Sonne im Frühjahre die Erde erwärmt, die Hamster trotz ihrer verstopften Wohnung wieder erwachen.

Während der Erstarrung bemerkt man an den Hamstern äußerlich keine Bewegung des Herzens; schneidet man aber das Thier auf, so sieht man, daß es sich langsam erweitert und zusammenzieht. In diesem Zustand zählt man höchstens funfzehn Pulsschläge, da man sonst in einer Minute 150 bemerkt. Das Fett ist geronnen, und alle innern

Theile sind kalt, wie dies mit dem Körper äußerlich der Fall ist. Durch das Aufschneiden des Leibes wacht das Thier nicht auf; bisweilen aber sperrt er das Maul auf, als ob es gähnen wolle. Ein eingeschlafener Hamster liegt auf der Seite; der nach dem Bauche herabgesenkte Kopf wird von den Vorderpfoten umfaßt; die Augen sind geschlossen, und die Hinterbeine nach dem Maule herangezogen.

Das Erwachen dieses Thieres sieht sonderbar aus. Zuerst dehnt und reckt es den Körper lang aus, und holt dabei einigemal nach langen Zwischenräumen Athem. Nach und nach bewegen sich die Beine; der Mund öffnet sich, und man hört eine knurrende Stimme, die gleichsam Verdruß über das Erwachen anzuzeigen scheint. Endlich öffnen sich die blinzenden Augen, und das Thier sucht sich aufzurichten; noch aber fällt es wie trunken von einer Seite zur Andern, bis sich zuletzt der Taumel verliert, das Thier fortschreitet, und sich nach Nahrung umsieht. Nach Verlauf einer Stunde zeigt der Hamster sein ganzes Naturell. Die Zeit des Erwachens fällt in den März, und nun zehrt er den noch vom Herbste übrig gebliebenen Vorrath auf.

Mit dem Ende des Märzes oder dem Anfange des Aprils erwacht der Trieb zur Begattung, welches gewöhnlich im Sommer noch einmal geschieht. Nunmehro besuchen sich Männchen und Weibchen, und erweisen einander viele Zärtlichkeit. Kommen zwei Männchen zu einem Weibchen, so entsteht ein blutiger Kampf, der bisweilen mit der Flucht, bisweilen auch mit dem Tode des Schwächern endet. Die Begattung erfolgt theils im Baue, theils vor demselben. Nach derselben erwacht sogleich die alte Zwietracht wieder, und beide Geschlechter verlassen sich

murrend, und kämpfen hernach, wenn sie sich begegnen, so heftig mit einander, als ob sie sich nie gekannt hätten.

Jüngere Weibchen bringen 4 bis 6, Aeltere aber 8 bis 16 Junge auf einmal zur Welt. Die Mutter liebt sie nicht sonderlich, und säugt sie blos drei Wochen. Alsdann verlassen die jungen Hamster die mütterliche Wohnung, und jeder gräbt sich eine eigene.

Das Alpenmurmelthier. Arctomys marmota. Gmelin. Mus marmota. Lin. Marmota Alpina. Blumenbach. Marmote. Buffon.

Das Murmelthier findet man auf den Alpen und Pyrenäen, und es hält sich blos in den höchsten und unzugänglichsten Gebirgen auf. Vorzüglich wählt es die kleinen engen Thäler zu seinem Wohnorte, die zwischen den steilen Bergen und den nadelförmigen Felsenspitzen liegen. Es sucht besonders die südlichen und westlichen Seiten der Berge aus, weil diese der Sonne am meisten ausgesetzt sind. Mit der größten Sorgfalt vermeidet es alle feuchte Oerter.

Wenn der Frühling herannahet, so verläßt das Murmelthier sein Winterlager, und begiebt sich nach mildern Gegenden hin, um hier Nahrung zu suchen; im Sommer hingegen sucht es wieder die Höhen der Berge auf, um einsam zu seyn, und einen Steinhaufen oder eine Höhle in der Nähe zu haben, wo es sich gegen alle unvermuthete Gefahren in Sicherheit setzen kann.

Wenn das Murmelthier zahm ist, so frißt es alles, was man ihm giebt, doch hat es vor Fleisch einen großen Abscheu. Wenn es säuft, so hebt es bei jedem Schluck den Kopf in die Höhe, ungefähr so, wie die Hühner, und sieht sich dabei, aus Furchtsamkeit, nach allen Seiten um. In der Morgendämmerung gehen die alten Murmelthiere aus ihren Löchern hervor, und fangen mit Aufgang der Sonne zu grasen an. Später am Tage lassen sie ihre Jungen ausgehen. Diese springen sodann allenthalben herum, jagen einander, setzen sich auf die Hinterbeine, und bleiben in dieser Stellung, gegen die Sonne gekehrt, eine zeitlang sitzen, mit einer Miene, die einiges Vergnügen zu erkennen giebt. Ehe sie anfangen, das Gras, sowohl zu ihrer Nahrung als zum Wintervorrath, abzubeissen, setzen sie sich insgesammt auf ihren Hinterbeinen in einen Kreis, und drehen den Kopf nach allen Seiten umher. Das Erste, das etwas verdächtiges bemerkt, oder zu bemerken glaubt, unterrichtet die ganze Gesellschaft davon, durch ein sehr helles Pfeifen. Die übrigen beantworten dies in eben dem Ton, der Reihe nach, und darauf nehmen alle augenblicklich die Flucht, ohne diesen Laut zu wiederholen. Der Jäger kann wissen, wie viele von diesen Thieren sich an einem Orte beisammen befinden, wenn er nur acht giebt, wie viel mal nach einander gepfiffen wird. Die große Schüchternheit dieses Thieres macht es sehr schwer, sich ihm zu nähern, ohne bemerkt zu werden, besonders, da sie stets auf einer Klippe oder einem hohen Steine eine Schildwache auszustellen pflegen. Ihr Gesicht ist so scharf, daß sie schon in großer Ferne einen Menschen oder Hund erkennen, der sich ihnen nähert.

Das Murmelthier thut keinem andern Thiere etwas zu Leide; verfolgt man es, so nimmt es die Flucht, oder sucht sich wohl gar einen andern Wohnort auf, wenn es sich sonst keine Ruhe verschaffen kann; bringt man es aber aufs äußerste, und benimmt ihm alle Auswege zur Flucht, so wehrt es sich durch Kratzen und Beissen gegen Hunde und Menschen, so gut es kann.

Die Murmelthiere leben in Gesellschaft, und man findet immer eine größere oder geringere Anzahl von ihnen beisammen, welche eine Art von Familie ausmachen. In der Nähe ihrer Wohnung trift man verschiedene, bald größere, bald kleinere Löcher, und viele unter Steinen oder kleinen Hügeln ausgegrabene Höhlen an. Indessen hat jede einzelne Familie nicht mehr als eine einzige Winterwohnung; alle übrige Löcher sind nichts weiter als Schlupflöcher, wohin sie ihre Zuflucht nehmen, wenn sie verfolgt werden, oder das Wetter schlimm ist. In diesen Sommerwohnungen, wie sie von den Jägern genannt werden, findet man niemals Heu, und man hat überdem noch andere Kennzeichen, woran man sie von den Winterwohnungen unterscheidet. Man findet nehmlich, daß bei diesen Sommerwohnungen immer viele lockere ausgekratzte Erde liegt, welche sich mit jedem Jahre vermehrt, so wie sie bei dem Anwachs der Familie mehrere Kammern anlegen. In Einigen von diesen Kammern findet man eine große Menge von Unreinigkeiten, da hingegen andere, so wie auch das Winterlager, völlig leer sind. Dies ist ein Beweis von der Richtigkeit der Behauptung verschiedner älterer Schriftsteller, daß das Murmelthier die Reinlichkeit sehr liebe, und daß jene Löcher zu diesem Gebrauche bestimmt seyn.

Das Murmelthier höhlt die Erde mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit und Geschwindigkeit aus. Es wirft die abgelößte Erde nur zum Theil heraus, und braucht den Ueberrest dazu, mit Hülfe seiner breiten Pfoten, die Wände des Hauptganges zu füttern, welche dadurch einen solchen Grad von Festigkeit und Dichte erhalten, daß sie nicht leicht einstürzen können. Die Thüre zu diesem Hanptgange ist so enge (kaum sechs bis sieben Zoll im Durchschnitt), daß es fast unbegreiflich ist, wie das Thier durch dieselbe kommen kann. Wenn das Murmelthier unter dem Graben auf einen Stein oder eine Klippe stößt, und also nicht in gerader Linie weiter fortarbeiten kann, so weicht es diesem Hinderniß aus, und treibt den Gang in einer andern Richtung; daher bilden diese Gänge zuweilen einen Zickzack; gewöhnlich aber halten sie die gerade Linie. Voigts, Magazin für das Neueste aus der Physik, 4. B. 2. St. Seite 17 u. f.

Die Winterwohnung der Murmelthiere gleicht einem Backofen, und hält im Durchmesser drei bis sieben Fuß. Der Gang, der zu derselben führt, ist länger oder kürzer, je nachdem es die Beschaffenheit des Bodens erfordert, und nur so weit, daß man mit der geballten Faust hindurch kommen kann. Im Innern dieser Wohnung macht sich das Murmelthier für den Winter ein weiches Lager von Heu und andern Sachen zurechte, die es mit dem Maule einträgt. Gewöhnlich besorgen die Murmelthiere schon im September ihr Winterlager, und im darauf folgenden Monate verschließen sie den Eingang zu demselben mit Gras, Steinen und Lehm. Vom Oktober an liegt die ganze Familie fest eingeschlafen, bis zu Ende des Märzes oder in

die Mitte des Aprils, und zwar dicht neben einander; den Kopf haben sie nach dem Hintern gezogen, und die Nase liegt am After. Gräbt man sie während ihres Winterschlafes aus, so bemerkt man keine Spur von Athem, und man spürt nicht die geringste Wärme an ihnen. Gemeiniglich findet man in einer Höhle 5 bis 9 beisammen.

Sobald im Frühlinge die Murmelthiere ihre Winterwohnungen verlassen, paaren sie sich. Nach 4 bis 5 Wochen bringt das Weibchen 3 bis 4 Junge zur Welt, die im Julius schon ziemlich schnell laufen können. Die Murmelthiere sind muntere, kurzweilige Geschöpfe, welche dem Zuschauer durch ihre possierlichen Geberden und Stellungen viel Vergnügen machen. Sehr artig sieht es aus, wenn sie auf dem Hintern sitzen, und mit den Vorderpfoten ihre Nahrung zum Munde bringen. Sie lassen sich leicht zähmen, und zu allerhand Kunststücken abrichten. Die Savoyarden fangen viele und tragen sie in Kasten umher, um etwas damit zu verdienen. Jung eingefangene Murmelthiere gewöhnen sich nach und nach an allerlei Kost, welche der Mensch genießt, z. B. an Brod, Obst und dergleichen.

Die Alpenbewohner essen das Murmelthierfleisch, das im Geschmack Aehnlichkeit mit dem Schweinefleische hat, doch behält es immer etwas Widriges.

In ihrem wilden Zustande kommen die alten Murmelthiere mit Tagesanbruch aus ihren Wohnungen heraus, und gehen auf die Weide; nachher holen sie ihre Jungen heraus. Diese springen herum, jagen einander, setzen sich auf die Hinterbeine, in dieser Stellung sehen sie nach der Sonne, und machen dabei eine Miene, als ob ihnen dies Vergnügen mache. Sie sind große Liebhaber der

Wärme, und wenn sie sich für völlig sicher halten, so sonnen sie sich mehrere Stunden lang. Ehe sie das Gras sammeln, das ihnen entweder zum Futter oder zu ihren Winterwohnungen dient, bilden sie einen Zirkel, setzen sich auf die Hinterbeine und sehen sich nach allen Seiten um. Bei der geringsten Unruhe ergreifen sie die Flucht, und verbergen sich in ihren Höhlen.

In Ländern, wo die schlitzblätterige Rhabarber (Rheum palmatum. Lin.) wächst, sollen sie sich insgemein in der Nähe dieser Pflanzen aufhalten; denn wo man zehn bis zwanzig Stengel antrift, da findet man auch jederzeit unter dem Schatten ihrer breiten Blätter mehrere Murmelthierhöhlen.

Das Murmelthier hat ein scharfes Gesicht, und entdeckt seinen Feind in einer beträchtlichen Strecke. Nie thut es einem andern Thiere etwas zu Leide; es ergreift die Flucht, wenn es verfolgt wird.

Der Bobak. Arctomys bobak. Lin. Gmel. Bobak. Buffon.

Der Bobak ist ungefähr so groß als das Alpenmurmelthier, und hält sich sowohl in Europa als in Asien auf. Auf dem carpathischen Gebirge in der Gegend des Dniepers, im mittlern Asien bis nach China hin findet man sehr Viele dieser Thiere.

In seiner Lebensart hat der Bobak viel Aehnliches mit dem Alpenmurmelthiere, doch weicht er darin von

demselben ab, daß er seine Wohnung nicht auf hohen Gebirgen, sondern mehr in den milden Niederungen der Gebirgsgegenden aufschlägt, wobei es waldige und feuchte Strecken vermeidet.

An den Thieren, die hohe Gebirge lieben und einen solchen Aufenthaltsort jedem andern vorziehen, findet der Dr. Gall den Höhesinn sehr entwickelt. Dieser befindet sich in der Mitte der Pfeilnaht, und nimmt die angrenzende Gegend der Scheitelbeine ein. In seinen Vorlesungen zeigte er den Schädel einer Gemse v.., an dem sich eine längliche Wölbung befand, die den Schädel dieses Thieres in dieser Hinsicht von jenen aller andern Thiere unterschied, welche blos in niedrigen Gegenden leben. Und warum sollte nicht eine gewisse Geistesbeschaffenheit die Ursache seyn, daß sich ein Thier auf Gebirgen, ein Anderes in Thälern aufhält? Bei den Thieren erscheint zwar jede Geistesäußerung als Instinkt, und folglich als nothwendig; ist daher die Theorie des Dr. Gall gegründet, so erhält der Begriff des Instinktes bei jedem Thiere eine Bestimmtheit, die ihn von seiner jetzigen Vagheit und Unbestimmtheit befreiet. Jedes Thier will leben, und sich und seine Art erhalten; hierzu bedarf es eines besondern Instinktes, der, wenn die Organenlehre ihre Richtigkeit hat, vieles Licht dadurch erhält.

Die Bobaks graben sich Höhlen in die Erde, von denen Viele in manchen Gegenden einen gemeinschaftlichen Eingang haben. Das Graben verrichten sie mit den ziemlich starken Klauen, mit denen ihre Zehen bewaffnet sind. Im weicheren Boden, wo das Aufwühlen der Erde weniger Mühe kostet, sieht man nur einzelne Bobaks; im

steinigten Erdreiche aber vereinigen sich Gesellschaften von 15 bis 20, um sich durch gemeinschaftliche Anstrengungen den Bau ihrer Wohnungen zu erleichtern. Sind sie mit dem Bau zu Stande, so tragen sie mit dem Munde allerhand weiche Sachen, Heu, Stroh und dergleichen zusammen, und bereiten sich ein weiches und warmes Lager.

Den Sommer über bringen sie gemeiniglich den ganzen Tag außerhalb ihrer Wohnungen, theils mit Weiden, theils damit zu, daß sie sich an der Sonne wärmen. Beim Weiden entfernen sie sich nie weit von ihren Wohnungen. Sie sind sehr auf ihrer Hut; sobald sie Gefahr merken, fliehen sie sogleich nach ihren Löchern zu.

Ihr Gang ist plump und schwerfällig. Ihre Nahrung besteht in mancherlei Kräutern. Fleisch fressen sie nicht. Gegen den Herbst hin werden sie, wie andere Winterschläfer, sehr fett, und sobald es zu frieren anfängt, schlafen sie nach und nach ein.

Wenn im Frühjahre der Boden wieder aufthauet, und die Fröste aufhören, erwachen die Bobaks aus ihrem Winterschlafe, gehen auf Nahrung aus, und fangen allmählig an, den Trieb zur Begattung zu fühlen. Gemeiniglich findet man nur ein Junges im Neste, ob schon das Weibchen acht Zitzen hat.

Die Jungen können mit Brod, Kohl und Milch sehr leicht aufgezogen und gezähmt werden. Den Alten stellen die Kosaken, Kalmücken und andere Nationen, in deren Ländern sich diese Thiere aufhalten, begierig nach, weil sie ihr Fleisch essen, das an Geschmack dem Hasenfleische gleichen soll.

Das gemeine Eichhorn. Sciurus vulgaris. Lin. Ecureil. Buffon.

Dieses Thier ist das Einzige dieser Art, das man in Teutschland antrift; man findet aber dasselbe außerdem noch, nicht nur in ganz Europa, sondern auch im nördlichen und mittlern Asien, und in einem großen Theile von Nordamerika.

Die Eichhörnchen sind muntere und lebhafte Thiere. Ihr Springen, ihr Sitzen, ihre Art zu fressen, ja überhaupt ihr ganzes Betragen gewährt einen possierlichen und auffallenden Anblick. Die Gewandheit und Behendigkeit, womit sie an den Bäumen hinauf- und herablaufen, mit welcher sie pfeilschnell über die dünnsten Zweige dahin gleiten, und von einem Baume oder einem Busche zum Andern springen, verdient die größte Bewunderung. Im Frühlinge aber scheinen sie ganz besonders thätig zu seyn, sie jagen einander zwischen den Bäumen und machen allerhand lächerliche Streiche. In den Sommernächten sieht man sie dasselbe thun. Sie scheinen die Sonnenhitze zu scheuen: denn bei Tage bleiben sie gemeiniglich in ihren Nestern. Kälte aber ist ihnen eben so, wie die Sonnenhitze, zuwider. Sie verbergen sich daher im Winter, so wie auch in andern Jahreszeiten in ihrem warmen Neste, das sie sich aus Moos, Laub u. s. w. bereiten.

Sie lieben die Reinlichkeit, und putzen sich, auf dem Hintertheilen sitzend, öfters mit den Vorderpfoten. Sie halten sich sowohl in Laub- als in Nadelwäldern auf, und nähren sich von Fichten- Buchen- und andern Samen,

von Nüssen, Baumknospen u. s. w. In der Gefangenschaft fressen sie Haselnüsse, Eicheln u. s. w.

In der Freiheit legen sie sich für den Winter Magazine an. Sie fressen fast nie anders als auf den Hinterpfoten sitzend, und nehmen die Nahrungsmittel allemal in die Vorderpfoten. Beim Fressen machen sie allerhand lächerliche Mienen, besonders wenn sie einen Leckerbissen, z. B. eine Mandel oder Nuß, haben.

Gezähmt machen diese Thiere dem Liebhaber viel Vergnügen, doch muß man sich immer vor ihren Bissen in acht nehmen. Die Wunden, die sie mit ihren Zähnen machen, können leicht gefährlich werden, besonders wenn das Thier böse ist.

Im Winter geht es den Eichhörnchen oft sehr kümmerlich. Wenn der Schnee hoch liegt, und aller Samen von den Bäumen herunter gefallen ist, so kommen sie nicht selten vor Hunger oder Kälte um. Fängt die Witterung an, warm zu werden, so erwacht bei ihnen der Geschlechtstrieb. Nunmehro wählen sich die Männchen ein Weibchen, wegen dessen sie mit einander in blutige Kriege gerathen. Nach ungefähr 4 Wochen, und zwar zu Ende des Aprils oder im Anfange des Mai, bringt das Weibchen 3 bis sieben Junge zur Welt. Sind die Jungen ungefähr einen Monat alt, so üben sie sich im Klettern und Springen. Junge Eichhörnchen, die man aufzieht, werden viel zahmer als alt Gefangene.

Sobald die alten Eichhörnchen entdecken, daß ein Mensch ihr Nest kennt, so tragen sie ihre Jungen an einen andern Ort.

Da Barrington Gelegenheit hatte, die Eichhörnchen genau zu beobachten, und ihre Fähigkeiten und Neigungen kennen zu lernen, so wollen wir hier die Nachricht einrücken, die er von denselben mitgetheilt hat.

Ich habe mir, sagt Herr Barrington, seit mehrern Jahren ein Vergnügen daraus gemacht, Eichhörner zu erziehen, und habe bei ihnen eben die Verschiedenheit von Fähigkeiten und Gemüthsbeschaffenheit gefunden, die Herr Cowper an seinen Haasen bemerkt hat. Ich habe unter ihnen ernsthafte und lustige, schüchterne und dreiste, fromme und bösartige, folgsame und widerspenstige angetroffen. Insonderheit habe ich, ungeachtet ich eine große Menge von diesen Thieren hatte, bei ihnen allen eine Eigenschaft bemerkt, die ganz sonderbar, und wenn ich nicht irre, noch von keinem Naturforscher bemerkt worden ist.

Alle Eichhörner haben nehmlich ein sehr musikalisches Ohr. Zwar habe ich nicht bemerkt, daß sie bei irgend einer Vocal = oder Instrumentalmusik die geringste Aufmerksamkeit äußerten, aber sie tanzen in ihrem eignen Käfig nach einem gewissen Takt, den sie völlig regelmäßig beobachten, indem sie mit den Füßen auf den Boden stampfen. Sie fallen nie eher aus einer Bewegung in die andre, als nach einem gewissen Zwischenraum von Ruhe. Ich habe sie ganze zehn Minuten in einer Allegro = Bewegung tanzen sehen, wobei sie zugleich sehr genau den Takt schlugen. Nach einer kleinen Pause giengen sie in eine andre Bewegung über, und nach einer längern Pause in die dritte, welche noch lebhafter war. So tanzten und hüpften sie mehrere Minuten lang, hielten dabei aber genau denselben

Takt, und veränderten ihn nie eher als nach einer Pause von einigen Augenblicken.

Ich hatte einmal zwei Eichhörner, Männchen und Weibchen, in einem großen Käfig, und sie tanzten oft einen ganz besondern Tanz, den ich zu beschreiben versuchen will. Das Männchen hüpfte in Seitensprüngen, dergestalt, daß es einen Zirkelabschnitt in der Luft beschrieb; das Weibchen, das gerade vor ihm war, hüpfte in einem etwas engern Zirkel, und zwar so, daß sie beide in demselben Augenblick ihre Sprünge machten, und ihre Füße so regelmäßig fielen, daß man nur einen Tritt zu hören glaubte. Höchstwahrscheinlich ist es, daß dieser Tanz eine Art von Belustigung für sie war; denn sie tanzten nur, wenn sie eingesperrt waren; sonst habe ich niemals gesehen, daß sie es thaten.

Die Eichhörner sind sehr reinlich; daher verrichten sie zwar ihre Nothdurft im Käfig, aber nie in ihrem Lager. Wenn man sie heraus läßt, scheinen sie mit dieser Verrichtung zu eilen, damit sie ihre Wohnung so rein wie möglich halten mögen. Ich habe bemerkt, daß sie sich dabei gern auf etwas setzen, das eine glatte Oberfläche hat, wie z. B. Akain-Holz, der Band von Büchern u. d. m.

Was das Eichhorn einmal in seinen Pfoten hat, läßt es nicht fahren, selbst nicht um solche Dinge zu erhalten, die es am liebsten frißt; immer verwahrt es erst das, was es schon hat, und greift darauf nach dem, was man ihm darbietet. Es ist in der That bewundernswerth, mit welchem Scharfsinn es seine Nahrungsmittel auswählt. Man hat mich versichert, und ich glaube es gern, daß man unter dem Wintervorrath des Eichhorns, nie eine einzige ver-

dorbene Nuß finden wird, wie ich denn auch nicht ein einziges Mal gesehen habe, daß sie eine Nuß annahmen, die nicht voll und frisch war. Es scheint, daß sie die schlechten Nüsse am Gewichte erkennen, und gemeiniglich nichts weiter zu thun brauchen, als sie mit den Vorderpfoten zu fassen, und daran zu riechen. Ich weiß nicht, ob es schon bemerkt worden ist, daß ihre Zähne eine dunkle orangengelbe Farbe haben.

Indem ich dies schreibe, habe ich ein sehr lustiges und lebhaftes Eichhörnchen vor mir. Als ich es zuerst erhielt, war es nur ein Jahr alt. Ich hatte zur selbigen Zeit ein andres, das vor Alter und Fettigkeit träge und unbehülflich geworden war. Dieser Verschiedenheit von Jahren und Launen ungeachtet, vertrugen sich diese beiden Eichhörner recht gut, schliefen auch zusammen in einem Käfig; doch konnte das Junge nicht unterlassen, mit der Schwachheit des Alten seinen Spas zu treiben. Ich ließ sie alle Tage heraus, um auf der Erde zu spielen, und dann blieb der Käfig auf einem Tische stehen; aber ich setzte einen Stuhl neben denselben, und diesen gebrauchte das alte Eichhorn dann wie eine Leiter, um erstlich auf den Tisch, und von da in sein Lager zu kommen. Dies war schon keine geringe Arbeit; denn das junge Eichhorn machte sich eine Lust daraus, diese Reise durch allerlei Possen zu erschweren. Kaum berührte jenes den Stuhl mit seinen Pfoten, so packte das Junge es an, und zog es wieder auf den Fußboden hinab; oder es ließ das Alte erst auf den Stuhl kommen, und zog es dann wieder zurück. Alles dies that das Junge aus Muthwillen, und das gute alte Thier wurde niemals böse darüber. Doch murrte es zuweilen

weilen ganz leise, wenn dies Spiel zu lange dauerte. Eines Tages, da diese Neckerei vermuthlich zu weit getrieben worden, fand ich es überjagt und todt im Käfig.

Das Eichhorn, welches ich jetzt habe, biß mich einmal, ohne daß ich es im mindesten gereizt hätte. Ich that bei dieser Gelegenheit nichts weiter, als daß ich hinter ihm herlief, es schalt, und ihm mit dem Schnupftuch drohte. Hernach ließ ich es alle Tage aus seinem Käfig heraus, aber einige Monate nach einander bezeigte ich ihm nicht die geringste Liebkosung. Das Eichhorn war seinerseits eben so kaltsinnig, es suchte mich nicht auf, floh aber auch nicht vor mir. Endlich rief ich es einmal; es schien, als ob das Thier blos darauf gewartet hätte, daß ich den ersten Schritt thun sollte; denn nun hüpfte es mir voller Freuden auf die Schultern. Unsre Aussöhnung war herzlich und dauerhaft; und es hat mich seitdem nie wieder gebissen.

Ich habe oft mit Verwunderung bemerkt, wie viele Vortheile das Eichhorn von seinem großen Schweife hat. Die Leichtigkeit und der Umfang desselben hält den Körper des Thieres beinahe im Gleichgewicht mit der Luft. Darum hüpft und springt es auch so leicht, und fällt oft von einer beträchtlichen Höhe, ohne sich zu beschädigen. Ich wünschte zu wissen, ob die Bemerkung richtig ist, welche Pennant, Linnee und andere wiederholen, daß nemlich das Eichhorn zuweilen auf einem Stück Baumrinde über einen Fluß schwimmen soll, da denn die Rinde ihm zum Boote, so wie der Schweif zum Seegel dient.

Der Muth des Eichhorns ist bewundernswürdig. Ich habe mehr als einmal gesehen, wie ein Eichhorn beim ersten Anblick einer Katze oder eines Hundes zitterte; nach

wenigen Minuten aber faßte es wieder Muth, und wagte sich sogar so nahe an seinen furchtbaren Feind, daß es ihm unter die Nase riechen konnte. Es näherte sich in diesem Falle seinem Gegner in kurzen Sprüngen, und stampfte dabei stark auf den Fußboden. Sein ganzer Anstand hatte etwas prahlendes, als ob es seinem Feinde Schrecken einjagen wollte.

Ich habe bei diesen Thieren einen nicht geringen Grad von Vertraulichkeit und Koketterie bei ihren Liebeshändeln bemerkt; aber sie sind, so lange sie eingeschlossen waren, nicht fruchtbar gewesen. Olla Potrida, Berlin 8. 1789. 3. St. S. 93 u. f.

Dies kleine Thier ist äußerst wachsam, und es soll schon unruhig werden, wenn man nur den Baum, auf dem es sich aufhält, unten berührt, sein Nest verlassen, und von einem Baume zum Andern fliehen. Auf diese Art entfernt es sich bisweilen zwei Stunden weit von seiner Heimath, bis seine Unruhe verschwunden ist; hierauf kehrt es auf Pfaden zurück, die für kein Thier weiter als für das Eichhörnchen gangbar sind.

Selten läßt es ein Geräusch hören, außer wenn es Vergnügen oder Schmerz empfindet. Ist das Letztere der Fall, so läßt es einen scharfen durchdringenden Ton hören.

In den nördlichen Himmelsstrichen verändern diese Thiere bei der Annäherung des Winters ihre rothe Sommerkleidung in grau; und es ist sonderbar, daß diese Veränderung der Farbe in diesem Klima auch bei solchen statt findet, die in der warmen Stube leben. Der berühmte Pallas hatte ein ganz rothes Eichhorn, das man ihm den 12 September brachte. Er that es in eine Badstube;

gegen den 4 Oktober hin fiengen viele Theile an seinem Körper weißlich grau zu werden an, und als dasselbe starb, welches gerade einen Monat darauf geschah, war der ganze Körper ganz grau worden; blos die Beine und ein kleiner Theil des Gesichts behielten eine röthliche Farbe.

Eine Dame in Rußland hatte ein Eichhörnchen, das ihr gewöhnlich die Nüsse aufbiß, und ihr die Kerne mit seinen kleinen Pfoten überreichte. Sie hatte es abgerichtet, Geld zu zählen, und die Aufmerksamkeit dieses kleinen Thieres gieng so weit, daß, wenn es ein Stück Geld auf der Erde liegen sah, es solches aufhob und es seiner Gebieterin überbrachte. Diese ließ sich sogar von ihm kämmen und pudern, sobald sie sich nicht wohl befand, verlor es alle seine Lebhaftigkeit, lag ganz stille und rührte sich nicht.

Das graue Eichhorn. Sciurus cinereus.

Die grauen Eichhörner leben in Lappland und in Nordamerika, und bauen gewöhnlich ihr Nest in hohle Bäume, wohin sie Moos, Stroh und andere weiche Dinge schleppen. Ihre Hauptnahrung besteht in allerlei Arten von Nüssen und Eicheln, besonders aber sind sie in Amerika auf den Mais begierig. Von diesen Dingen sammeln sie einen guten Vorrath zur Winternahrung, graben sich Löcher, und verwahren einen Theil davon an dieser, den Andern an jener Stelle. Doch tragen sie auch eine Menge davon in ihre Nester. Wenn der Winter da ist, und Schnee und Kälte einfallen, so liegen sie oft mehrere Tage über ganz still

in ihrer Wohnung, und zehren indessen von dem Vorrath, den sie zusammengebracht haben. Sobald aber das Wetter etwas gelinder wird, kommen sie aus ihren Nestern herab, und graben einen von den verscharrten Haufen aus. Davon fressen sie einen Theil gleich auf der Stelle, das Uebrige aber tragen sie in ihr Nest. Herr Kalm bemerkte oft in den Wintern, die er in Nordamerika zubrachte, daß die Eichhörner, wenn die Witterung gelinde gewesen war, und hernach eine strenge Kälte darauf folgte, einen Tag vorher, häufiger als gewöhnlich im Walde herumliefen, theils um sich recht satt zu fressen, theils um ihre Nester bei der bevorstehenden strengen Kälte mit einem neuen Vorrath zu versorgen. Man konnte daher, wenn sie in dieser Jahrszeit, in einer ungewöhnlich großen Zahl, die Wälder überall durchstreiften, ziemlich sicher vorher wissen, daß eine starke Kälte einfallen würde. Die Nüsse, die man in ihren Nestern findet, sind gemeiniglich die ausgesuchtesten, und nicht nur völlig reif, sondern auch von keinen Würmern durchstochen. Man kann diese Thiere leicht zahm machen, so lange sie noch jung sind; und wenn man ihnen denn mehr zu fressen giebt, als sie auf einmal verzehren können, so tragen sie es in ihr Häuschen, und verwahren es, bis sie hungrig werden, da sie es denn wieder hervorsuchen. Obschon sie nicht sehr scheu sind, so ist es doch nicht leicht sie zu schießen, denn sobald sie jemand sehen, klettern sie auf einen Baum, und wählen hiezu gemeiniglich den größten, den sie in der Nähe finden können. Hier suchen sie sich zu verbergen, damit derjenige, der sie schießen will, sie nicht im Gesichte habe. Wenn etwa zwei Aeste eine Krümmung gegen einander machen, so legt das Thier sich

mitten in diese, und klemmt sich so stark an, daß es kaum zu sehen ist. Man mag den Baum schütteln, oder mit Stöcken und Steinen nach der Stelle werfen, so liegt das Eichhorn doch gemeiniglich stille, und regt und bewegt sich nicht. Laufen drei Aeste zusammen, so flüchtet es zwischen dieselben, und schmiegt sich so sorgfältig daran, als es nur möglich ist. Und dann ist es genug gesichert. Bisweilen entflieht es auf einen Baum, auf den noch alte Nester von Eichhörnern oder großen Vögeln anzutreffen sind. Dann schlüpft es in Eines derselben hinein, und kann auf keine Art wieder heraus gebracht werden, man mag dahin werfen, schießen, oder sonst anfangen, was man will. Kalms Reise 2 Th. S. 451—55.

In Lappland sind die grauen Eichhörner sehr häufig. Scheffer, der Olaus Petri als Zeugen anführt, erzählt, daß, wenn sie der Mangel an Lebensmitteln nöthigt, aus einer Gegend in die Andere zu ziehen, und sie über einen Fluß, einen See oder eine Meerenge setzen müssen, sie sich haufenweise am Ufer versammeln, und einen großen Vorrath von Baumrinde zusammen bringen, die ihnen bei ihrer Ueberfahrt statt der Schiffe dient. Ist alles zur Reise bereit und in Ordnung, so schift sich jedes auf seiner Rinde ein, hält den Schwanz in die Höhe, stellt ihm dem Winde als ein Segel entgegen; auf diese Art bilden sie eine oder mehrere Eskadren, die von ferne einen sehr wunderbaren Anblick gewähren. So lange der Wind sanft weht und günstig bleibt, geht es mit der Fahrt gut; sobald sich aber während derselben ein Sturmwind erhebt und die Wellen die kleinen Fahrzeuge gegen einander treiben, dann verbreitet sich Verwirrung und Unordnung un-

ter der Flotte; die Kunst der Steuerleute erliegt unter der Heftigkeit des Wassers und des Windes; die Fahrzeuge werden umgeworfen, die Thiere sinken unter und kommen um. Ihre auf die Küste geworfenen todten Körper werden eine Beute der Bewohner, die ihren Pelzen nachtrachten.

In den Freistaaten von Nordamerika, besonders in Pensylvanien, sieht man diese Art von Eichhörnern als eine Landplage an. Sie kommen in Schaaren nach den Maisfeldern, klettern an den Stengeln hinauf, beissen die Aehren in Stücken, und fressen blos die lockern und süssen Kerner, die ganz inwendig liegen. Bisweilen kommen sie zu hunderten auf ein Maisfeld, und vernichten auf diese Art die ganze Erndte eines Pachters in einer einzigen Nacht. Wegen des ungeheuern Schadens, den sie anrichteten, setzte man in Nordamerika Belohnungen auf die Einlieferung ihrer Köpfe. Das Stück wurde mit 2 Pence (etwa 1 Gr. 2 Pf) bezahlt. Vom Januar 1749 bis zum Januar 1750 gab Pensylvanien allein nicht weniger als 8000 Pfund Sterlinge (48,000 Thlr.) dafür aus.

Die Felle dieser Art von Eichhörnchen werden in Nordamerika nicht besonders geachtet. Ihr Fleisch aber wird als ein Leckerbissen gegessen, und es soll gut schmecken.

Sie lassen sich leicht zähmen, und in ihrem zahmen Zustand lieben sie die Gesellschaft der übrigen Hausthiere.

Das schwarze Eichhorn. Sciurus Niger. Lin. Ecureil noir. Buffon. Blak Squirrel. Penn.

Dieses Eichhorn hält sich in Nordamerika auf, und wandert aus dem Gebiete der vereinigten Freistaaten aus. Sie setzen übers Wasser, wenn ein Fluß in ihrem Wege liegt. Nach Weld (s. dessen Reise t. Ueb. 364.) giebt es in Nordamerika Bären, und Eichhörnerjahre, wo diese Thiere in großen Schaaren weiter ziehen. Das Jahr 1795, wo Weld in dieser Erdgegend war, war beides, sowohl ein Bären- als ein Eichhörnerjahr. Die Eichhörner wanderten diesmal den Bären, die von Norden kamen, entgegen, und zogen aus den vereinigten Staaten nach Norden. Gleich den Bären schwammen sie, wenn sie ans Wasser kamen, hinüber; sie nahmen aber ihren Lauf nach dem Niagara, oberhalb der Wasserfälle, und setzten über den schmalsten und ruhigsten Theil, gleich als ob sie sich ihrer Unfähigkeit, über eine große Wasserfläche zu setzen, bewußt wären. Man rechnete, daß in zwei bis drei Tagen über funfzigtausend über den Fluß gesetzt waren. Sie richteten so große Verheerungen auf den Niederlassungen an der andern Seite des Flusses an, daß sich die Landleute in einem Theile des Landes sehr glücklich schätzten, wenn sie nur den dritten Theil ihrer Erndte behielten. Diese schwarzen Eichhörner sind an Gestalt den gewöhnlichen grauen Eichhörnern gleich, und wiegen einzeln ein bis drei Pfund. Einige Schriftsteller haben behauptet, daß diese Thiere nicht schwimmen könnten, sondern daß sich, wenn sie bei ihren Auswanderungen an einen Fluß kämen,

ein jedes mit einem Stücke Holz oder Rinde versehe, auf welchem sie sich bei günstigem Winde einschifften, ihren buschigten Schweif ausbreiteten, um den Wind aufzufangen, und so nach der gegenüberliegenden Seite segelten. Ob diese Eichhörner bisweilen nicht auf diese Art über das Wasser setzen, kann Weld nicht mit Gewißheit bestimmen, allein er versichert, daß er sie oft schwimmend im Wasser angetroffen habe. Kein Thier kann besser schwimmen als das schwarze Eichhorn; sobald sie verfolgt wurden, sah sie Weld sich oft ins Wasser flüchten. Ihr Schweif diente ihnen beim Schwimmen zum Ruder, und sie wußten ihn mit großer Geschicklichkeit zu gebrauchen. Die Auswanderungen dieser Thiere in so großer Anzahl hält man in Nordamerika für ein sicheres Kennzeichen eines strengen Winters.

Das gestreifte Eichhorn. Sciurus striatus. Lin. Striped Dormouse. Pen. Ground Squirrel. Kerr. Ecureil Suisse. Buffon.

Dieses Eichhorn lebt in Nordamerika und Siberien, frißt alle Arten von Getraide, wie das gemeine Eichhorn, sammelt im Herbste Vorrath auf den Winter, und verbirgt denselben in seiner Höhle. Es zeichnet sich durch seine Backentaschen aus, in denen es seine Lebensmittel in seine Magazine trägt. Auch hat es eine gewölbte und zum Wühlen und Graben geschickte Nase. Die gestreiften Eichhörner graben sich Höhlen in der Erde, in de-

nen sie sich aufhalten, und in die sie ihre Zuflucht nehmen, sobald sie Gefahr merken. Ihre Höhlen sind tief, und gewöhnlich in mehrere Aeste abgetheilt; aus jeder derselben geht eine Oeffnung nach außen hin. Der Vortheil, den sie hierdurch erhalten, besteht darin, daß, wenn sie nach Futter herumsuchen, und etwa nicht wieder in die Höhle kommen können, aus welcher sie herausgekommen sind, sie ihren Verfolgern nicht in die Hände gerathen, sondern sich sogleich in eine Andere flüchten können. Im Herbste aber, wann das Laub von den Bäumen fällt, gewährt es einen interessanten Anblick, wenn man sieht, wie sie in Bestürzung gerathen, sobald sie verfolgt werden. Denn da ihre Höhlen mit Laub bedeckt sind, so kostet es ihnen Mühe, sie wieder zu finden; sie laufen alsdann hin und her, als ob sie den Weg verloren hätten, sie scheinen zu wissen, wo ihre unterirdischen Höhlen sind, sie können aber den Eingang nicht ausfindig machen. Werden sie verfolgt, oder macht man einen plötzlichen Lärm oder ein lautes Geräusch, so müssen sie ihre Zuflucht auf Bäumen suchen; dies thun sie aber blos im Nothfalle.

Ihre Wohnungen sind sehr künstlich angelegt, haben lange Gallerien mit Aesten auf jeder Seite, und jede endigt sich mit einer großen Kammer, worin sie ihren Wintervorrath aufbewahren. In der Einem befinden sich die Eicheln, in der Andern der Mais u. s. w. In Siberien hat man öfters in den Bauen eines solchen Thieres 10 bis 15 Pfund der besten Zirbelnüsse gefunden. So lange kein Schnee liegt, streifen sie umher, und rühren ihren Vorrath nicht an; sobald aber Schnee fällt, begeben sie sich in ihre Wohnung, und kommen erst im Frühjahre wieder zum

Vorschein. Beim Ausgraben hat man gefunden, daß sie den Winter nicht im Schlafe zubringen.

Sie graben sich oft in Keller durch, wo die Landleute ihre Aepfel liegen haben, von denen sie wenig oder gar keine übrig lassen.

Sie lassen sich nur mit vieler Mühe zähmen, und selbst dann darf man ihnen nicht trauen, weil sie öfters zubeissen, ehe man es sich versieht.

Das amerikanische, oder virginische fliegende Eichhorn. Sciurus Volucella. Lin. Flying Squirrel. Catesby. Polatouche. Buffon.

Das amerikanische fliegende Eichhorn ist, wie Pallas gezeigt hat, von dem asiatischen verschieden, und hält sich in den wärmern Theilen von Nordamerika auf. In Louisiana und in Virginien trift man es sehr häufig an. Es nährt sich von Baumknospen, und kommt die strenge Jahreszeit über gar nicht aus seinem Neste hervor.

Diese Eichhörner wohnen in hohlen Bäumen, wo sie bei Tage schlafen, und aus denen sie blos des Nachts hervorkommen, wo sie sehr lebhaft und thätig sind. Sie leben in Gesellschaft, und zwar mehrere in einem Baume, den sie nicht freiwillig verlassen, um etwa herab auf die Erde zu steigen; sie halten sich beinahe beständig zwischen den Zweigen auf.

Vermittelst ihrer Seitenmembranen machen sie erstaunliche Sätze, und springen zehn bis zwölf Ellen weit von einem Baume zum Andern. Man sieht sie gewöhnlich in Heerden von zehn bis zwölf beisammen; Leuten, die nicht an ihren Anblick gewöhnt sind, scheinen sie in der Ferne wie Laubblätter, die der Wind von den Bäumen herabweht. „Als ich diese Eichhörner zum erstenmal sah," sagt Catesby, „hielt ich sie für abgestorbene Blätter, die der Wind abreißt; ich wurde aber bald aus meinem Irrthume gerissen, weil ich Viele in der nämlichen Richtung nachfolgen sah."

Die amerikanischen fliegenden Eichhörner bereiten sich gemeinschaftlich, oft 7 bis 12, ein Winterlager, in welchem sie von dem gemeinschaftlich zusammengetragenen Vorrathe leben.

In der Gefangenschaft werden diese Eichhörner sehr zahm. Sie sind aber gegen die Kälte sehr empfindlich.

Das asiatische fliegende Eichhorn. Sciurus volans. Lin. Flying Squirrel. Pen.

Dies Eichhorn findet man nicht nur im nördlichen Asien, sondern auch im nordöstlichen Europa, in Lappland u. s. w., und hat ungefähr die Größe des Unsrigen. Es zeichnet sich aber dadurch aus, daß die Haut am Rücken, am Bauche und an den Beinen sehr verlängert ist. Diese Verlängerungen schließen den Ellenbogen und das Knie ein, und hören bei der Hand- und Fußwurzel auf, wenn das Thier in Ruhe ist, wo man die Verlängerung auch nur

wenig bemerkt. Bewegt sich das Thier hingegen von einem Orte zum Andern oder schwimmt es auf dem Wasser, so sieht mau sie deutlicher; besonders spannen sie sich dann stark aus, wenn das Thier durch die Luft von einem Baume zum Andern springt, oder in die Höhe geworfen wird.

Dies Eichhörnchen ist im Stande, zwanzig Klaftern weit zu springen, ohne daß es Gefahr läuft, auf die Erde zu fallen. Der Ort aber, z. B. ein Baumast, von welchem es wegspringt, muß höher seyn, als jener, wo es seinen Sprung hinrichtet. Während des Springens hält es die Hautverlängerungen unverrückt ausgespannt, bewegt sie also nicht, wie etwa der Vogel, seine Schwingen; daher kann man seine Bewegung auch nicht füglich ein Fliegen nennen. Nur mit dem Schwanze macht es wellenförmige Bewegungen.

Augenzeugen versichern, daß dies Thier durch seine geschickten und schnellen Sprünge die höchste Bewunderung errege. Es setzt mit der größten Sicherheit und Leichtigkeit von einem Baume zum Andern, und braucht nie die Erde zu berühren. Auch thut es dies nur, wenn es sich seines Unrathes entledigen will. Es besitzt ebenfalls keine geringe Geschicklichkeit im Klettern, auf der Erde aber kommt es nicht gut fort.

Es sammelt keinen Wintervorrath ein, indem es mitten im Winter bei gelinder Witterung sein Nest verläßt und auf Nahrung ausgeht. Das Nest ist sehr weich ausgefüttert, und dient jedesmal nur einem Thiere zur Wohnung.

Das Weibchen bringt 2 bis 3, selten 4 Junge zur Welt, die es sehr zärtlich pflegt. Wenn es ausgeht, wi-

ckelt es dieselben sorgfältig in das Moos ein, das sich in seinem Neste befindet.

Auch in der Gefangenschaft ruhet dies Thier bei Tage, und ist blos in der Dämmerung und in der Nacht in Bewegung. Da das Thier aber ein sehr zartes Leben hat, so stirbt es bald in der Gefangenschaft.

Der Springhase. Dipus Jaculus. Lin. Dipus Jerboa. Blumenbach. Egyptian Jerboa Pen. Gerboise. Buffon.

Der Springhase hält sich in Aegypten, in der Barbarei und an andern Orten auf einem trocknen, harten und thonigten Boden auf. Vorzüglich zahlreich sind sie, wie Sonnini (s. die Reise in Unter- und Oberägypten t. Uebers. S. 104. 1 Th.) erzählt, in dem Sande und in den Schutthaufen um das neue Alexandrien herum. Sie leben daselbst Heerdenweise, und machen sich Höhlen, die sie mit ihren Nägeln und Zehen graben. Man hat Sonnini versichert, daß sie sogar den weichen Stein durchlöcherten, der unter der Sandschicht liegt. Ihre Höhlen sind mehrere Fuß lang, laufen in Krümmungen fort, und haben gewöhnlich blos einen Eingang; sie sind aber so vorsichtig, daß sie von ihrem Lager aus einen andern Gang machen, der beinahe bis an die Oberfläche geht, welche sie so schwach lassen, daß sie dieselbe im Nothfalle durchbrechen und die Flucht ergreifen.

Ob die Springhasen gleich gerade nicht wild sind, so sind sie doch sehr unruhig; das geringste Geräusch oder der

Anblick eines neuen Gegenstandes scheucht sie sogleich in ihre Löcher zurück. Blos dann kann man einen Springhasen tödten, wenn man ihn unvermuthet überfällt. Die Araber fangen sie lebendig, indem sie die Ausgänge der verschiedenen Gänge in ihren Höhlen, mit Ausnahme eines Einzigen, verstopfen, durch welchen sie dieselben heraustreiben.

Einige behaupten, der Springhase bleibe des Tages in seiner Höhle, und wandere blos des Nachts aus; allein Sonnini hat gerade das Gegentheil bemerkt. Im Zustande der Freiheit, sagt er, trift man sie am vollen Tage um ihre Wohnungen herum an, und diejenigen, die ich gehabt und gefüttert habe, waren niemals lebhafter und aufgeweckter, als wenn sie sich im Sonnenscheine befanden.

Sie gehen blos auf den Hinterbeinen, indem die Vorderbeine sehr kurz sind; sobald sie Gefahr bemerken, ergreifen sie sogleich die Flucht, und thun sechs bis sieben Fuß hohe Sprünge, die sie so schnell wiederholen, daß sie ein Reuter schwerlich einholen kann. Sie springen nach Art der Vögel, und dieser Gang oder dieses Springen ist ihnen völlig angemessen. Sie gehen keine gerade Linie, sondern springen erst auf die eine, dann auf die andere Seite, bis sie entweder ihre eigene oder eine fremde Höhle finden. Wenn sie unvermuthet überfallen werden, gehen sie bisweilen auf Vieren, allein sie nehmen bald wieder ihre gewöhnliche Stellung auf den Hinterbeinen an.

Die Araber im Königreiche Tripoli in Afrika üben, wie Bruce erzählt, ihre Windhunde, die sie zur Gazellen- und Antelopenjagd brauchen, durch die Verfolgung des Springhasen. Man sollte nicht glauben, daß die Jagd zwischen zwei solchen Geschöpfen lange dauern könnte,

allein Bruce sah, daß in einem eingeschlossenen Platze der Windhund mehr als eine Viertelstunde Zeit brauchte, ehe er seinen schnellen und behenden Gegner überwältigen konnte. Dem Springhasen kam seine kleine Gestalt sehr vortheilhaft zu statten.

In ihrem wilden Zustande sind die Springhasen große Liebhaber von Tulpenwurzeln, und von beinahe allen öligten Pflanzen; wenn man sie aber einsperrt, so fressen sie auch rohes Fleisch. Sie sind eine Beute beinahe aller kleinern Raubthiere.

Es kostet keine Mühe, sie zu zähmen; nur muß man sie warm halten. Sie sind gegen die Kälte so empfindlich, daß sie jedes schlechte Wetter dadurch vorher verkünden, daß sie sich vor dem Anfange desselben allemal in ihrem Käfige fest zusammenwickeln. Diejenigen, die im Freien leben, verstopfen bei dieser Gelegenheit allemal die Oeffnung ihrer Höhlen.

Sonnini ernährte während seines Anfenthaltes in Aegypten eine zeitlang sechs von diesen Thieren in einem Käfig von Eisendraht. Schon in der ersten Nacht hatten sie die Seitenpfosten und die Querhölzer gänzlich zerschnitten. Sonnini mußte also das Innere des Käfigs mit überzinntem Bleche versehen lassen. Sie fraßen Getraide, Reis, Nüsse und alle Arten von Früchten. An der Sonne gefiel es ihnen sehr; sobald man sie in Schatten setzte, drängten sie sich an einander, und schienen von dem Mangel an Wärme zu leiden. Ob diese Thiere in ihren Bewegungen gleich viel Behendigkeit haben, so scheinen doch Sanftheit und Ruhe ihren Charakter auszumachen. Diejenigen, die Sonnini hatte, ließen sich ohne Mühe be-

rühren; es entstand kein Geräusch und kein Streit zwischen ihnen, selbst nicht einmal, wenn sie Futter bekamen. Sie zeigten übrigens weder Freude noch Furcht, noch Erkenntlichkeit. Ihre Sanftheit war weder liebenswürdig, noch interessant; sie schien die Wirkung einer kalten und vollkommenen Gleichgültigkeit zu seyn, die an Gefühllosigkeit grenzte. Drei von diesen Springhasen starben vor Sonninis Abreise von Alexandrien, und die übrigen verlor er kurz darauf ebenfalls.

Die Springhasen werfen den Sommer über mehrmals, und bringen jedesmal sieben bis acht Junge zur Welt. Die Araber essen sie, und rechnen sie unter ihre größten Leckerbissen.

Der Hase. Lepus timidus. Lin. Lievre. Buffon. The common Hare. Shaw.

Den Hasen findet man in ganz Europa, und in den meisten Gegenden der nördlichen Erde. Da es ihm an Vertheidigungswaffen gebricht, so rettet ihn seine Schüchternheit vor manchen Gefahren. Er ist auf jedes Geräusch aufmerksam; er hat sehr lange Ohren, und kann daher sehr gut hören. Seine Augen sind so eingerichtet, daß er vor- und hinterwärts sehen kann. Die Schnelligkeit seines Laufes schützt ihn vor vielen Gefahren. — Sein Lauf ist wegen der langen Hinterbeine springend; sein Gang ist hüpfend. Sein Gesicht ist nicht scharf, aber sein Geruch und sein Gehör sind sehr fein. Er vernimmt das geringste Geräusch, das ihn sogleich von seinem Lager aufjagt.

Selbst

Selbst im Schlafe hat er die Augen offen, weil er sie mit den kurzen Augenliedern nicht ganz bedecken kann. Er sitzt wie die Hunde und Frösche auf den Hinterbeinen. Nur zur Zeit der Begattung läßt er ein dumpfes Murksen hören; sonst schreiet er blos laut und ängstlich, wenn ihn die Hunde eegreifen; außerdem hört man keine Stimme von ihm.

Im Sommer hält sich der Hase immer auf den Getraidefeldern auf, im Winter aber zieht er in die Nähe von Gebüschen und Waldungen. Große Hitze und Kälte, Stürme und Regen sind ihm zuwider; er sucht sich dagegen so gut als möglich zu verwahren. Auf den Aeckern gräbt er sich ein Loch zum Aufenthalte aus, das ihn zwar verbirgt, aber nicht verdeckt. Hier liegt er zusammengerollt, und sieht in der Ferne gänzlich einer Erdscholle ähnlich. Um vor Hunden, Füchsen und andern Feinden gesichert zu seyn, nimmt er seinen Weg nicht gerade nach seinem Wohnsitze zu, wenn er sich aus demselben entfernt hat, sondern macht allerlei Wiedergänge und Absprünge, um die Spur zu verwirren. Dies kann man vorzüglich im Winter deutlich bemerken. Man sieht hier, daß der Hase eine gute Strecke von seinem Lager deutlich vorbei läuft, hierauf sich auf demselben Wege zurück wendet, und endlich mit verschiedenen Sprüngen und Wendungen in sein Lager geht.

In gemäßigtern Gegenden wählen sie im Winter einen Aufenthaltsort, der gegen Süden liegt, um so viel als möglich Wärme zu erhalten; wenn sie im Sommer den heissen Sonnenstrahlen ausweichen wollen, so vertauschen sie dies Lager mit Einem, das gegen Norden liegt; in beiden Fällen

zeigen sie die Geschicklichkeit, ihren Aufenthaltsort gemeiniglich an einer solchen Stelle zu nehmen, wo die umliegenden Gegenstände beinahe die Farbe ihres Körpers haben.

Während der Dr. Townson zu Göttingen war, hatte er einen jungen Hasen; mit diesem gab er sich alle Mühe, um ihn zahmer zu machen, als es andere Thiere dieser Art gewöhnlich sind. Abends wurde dies Thier bald so lustig und fröhlich, daß es auf sein Sopha und auf sein Bette sprang, und auf denselben herumlief; wenn es spielte, sprang es bisweilen in die Höhe, und gab ihm mit seiner Vorderpfote einen sanften Schlag, oder stieß ihm auch beim Lesen das Buch aus der Hand. Sobald aber ein Fremder ins Zimmer trat, äußerte das Thier jedesmal eine große Unruhe.

Ich habe, sagt Dü Fouilloux, einen Hasen gesehen, der so listig war, daß er sich aus seinem Lager machte, sobalb er das Hifthorn hörte, und befand er sich auch eine Viertelstunde davon, so schwamm er doch in einen Teich, und ruhte in der Mitte desselben auf Binsen aus, ohne sich von den Hunden aufjagen zu lassen. Ich habe einen Hasen wohl zwei Stnnden lang vor den Hunden auflaufen, und nachdem er gelaufen, einen Andern auftreiben, ihn fortjagen, und sich in dessen Lager legen sehen. Ich habe noch Andere gesehen, die durch zwei bis drei Teiche setzten, wovon der kleinste 80 Schritte breit war. Andere krochen nach einem Laufe von zwei vollen Stunden unter der Thüre durch in einen Schafstall, und erholten sich bei einer großen Kälte zwischen den Schafen. Ich habe bemerkt, daß ein Hase, sobald er die Hunde laufen hörte, sich in die Erde versteckte; daß er auf der einen Seite in

eine Hecke hinein, und auf der Andern wieder heraus kam, daß sich zwischen ihm und den Hunden blos die dicke Hecke befand, durch welche die Hunde nicht hindurch kommen konnten. Ich habe Hasen gesehen, die nach einem Laufe von einer halben Stunde auf eine alte sechs Fuß hohe Mauer kletterten, und in einer mit Epheu verwachsenen Schießscharte wieder Athem schöpften. Andere schwammen durch einen Fluß, der etwa acht Schritte breit war, und giengen mehr als zwanzigmal in meiner Gegenwart in einer Strecke von 200 Schritten hinüber, und wieder herüber.

„Der Hase," sagt Bonnet, „wirft sich in ein Gebüsch und verbirgt sich darin. Die Hunde verfolgen ihn, laufen an ihm vorbei und verfehlen ihn. Sieht das schlaue Thier sie vorbeilaufen, und erblickt es dieselben in einiger Entfernung, so steht es von dem Orte, wo es sich versteckt hat, wieder auf, schlägt seinen ersten Weg wieder ein, macht mancherlei Wendungen, und täuscht auf diese Art die Hunde, daß sie hierdurch die Spur verlieren."

Der Hase läßt sich, wie man schon oben gesehen hat, zähmen; doch kostet dies viele Mühe, und nicht selten fällt sie doch ganz vergeblich aus: denn wenn man ihn auch sehr jung ins Haus nimmt, so bleibt er doch immer sehr schüchtern und furchtsam, und hat er ein gewisses Alter erreicht, so ergreift er die erste beste Gelegenheit zur Freiheit, und läuft aufs Feld.

Herr Borlase sah einen Hasen, der so zahm war, daß er aus der Hand fraß, sich in einem gewöhnlichen Wohnzimmer unter einen Stuhl legte, und sich hier in jeder Hinsicht eben so wohl und gemächlich wie ein Schoßhündchen zu befinden schien. Dann und wann lief er in

den Garten; hatte er sich aber hier satt gefressen, so kam er jederzeit wieder nach Hause zurück. Seine gewöhnlichen Begleiter waren ein Spitz und ein Pudel; beide waren so große Freunde von der Hasenjagd, daß sie oft ohne Begleiter aufs Feld giengen und Jagd auf die Hasen machten. Mit diesen beiden Hunden brachte dieser zahme Hase seine Abende zu; sie schliefen zusammen auf dem nämlichen Heerde, und ruhten sehr häufig auf demselben aus.

Seine Nahrung besteht in Getraidekörnern, Kohlblättern, Klee, grüner Saat u. s. w. Er frißt viel. In der Gefangenschaft kann man ihn sogar zum Trommeln und zum Losschießen einer Pistole abrichten.

Die Hasen vermehren sich sehr stark. Schon im Januar und Februar wird bei gelinder Witterung ihr heftiger Begattungstrieb rege, und die Paarung nimmt ihren Anfang. Mehrere Männchen bewerben sich um ein Weibchen, und gerathen dabei gemeiniglich in einen Streit, der sehr heftig wird. Kämpfen zwei männliche Hasen (Rammler) mit einander, so sitzen beide aufgerichtet auf den Hintern, und schlagen einander mit den Vorderbeinen so heftig um die Ohren, daß man das Getöse davon in einer Entfernung von mehrern hundert Schritten hört. Die Schläge folgen so schnell hinter einander, daß man die Einzelnen kaum unterscheiden kann. Diese verliebten Thiere sind dabei gleichsam blind; sie lassen den Menschen so nahe an sich kommen, wie sonst niemals, ehe sie sich zu schlagen aufhören. Dem Sieger wird der Preis zu Theil, und derselbe hält sich gewöhnlich den ganzen Sommer hindurch zu dem errungenen Weibchen.

Nach einem Monate bringt das Weibchen das erstemal 1 bis 2, die andern male aber 3 bis 4 Junge auf einmal zur Welt. Werden mehr als drei geworfen, so kommen die Uebrigen um, weil die Mutter nie mehr als drei erzieht. Nach 20 Tagen müssen die Jungen für sich sorgen, und die Mutter, die sich schon wieder 6 Tage nach der Geburt der Jungen begattet, trift nun in kurzem wieder Anstalt zur folgenden Hecke.

Der Hase hat außer dem Menschen auch unter den Thieren viele Feinde, z. B. die Hunde, die Füchse, den Wolf, den Luchs, die großen Geier und Falken, die nicht nur Junge, sondern auch alte Hasen fangen und verzehren. Die Jungen werden von den Katzen, dem Wiesel, dem Marder, den großen Eulen, den Krähen, Elstern u. s. w. verzehrt. Die Krähen tödten in Gesellschaft einen schon mehrere Wochen alten Hasen.

Der veränderliche Hase. Lepus variabilis. Lin. Varying Hare. Pennant.

Den veränderlichen Hasen findet man in allen kalten nördlichen Gegenden von Europa, und er vermischt sich niemals mit den gemeinen Hasen. In Schottland hält er sich auf den höchsten Bergen auf, und kommt nie auf die Ebenen herab. Im September fängt er an, seine graue Farbe zu verändern, und nimmt seine weiße Winterkleidung an. Im Monat April aber wird er wieder grau. Es ist merkwürdig, daß, wenn man dies Thier in eine

warme Stube bringt und darin hält, es demohngeachtet zu den bestimmten Zeitpunkten seine Farbe ändert.

In Lappland sind diese Hasen zehn Monate im Jahre völlig weiß, und nur in den beiden heissesten Sommermonaten, Julius und August, falb. An der Tunguska sieht man diese Hasen in Schaaren von 4 bis 600 beisammen. Sie ziehen sich hier im Winter aus Mangel an Nahrung von den Gebirgen nach solchen Gegenden hin, wo sie Gewächse finden. Ihr Fleisch schmeckt beinahe eben so gut, wie das von dem gemeinen Hasen.

Das Kaninchen. Lepus cuniculus. Lin. Lapin Sauvage. Buffon.

Das wilde Kaninchen trift man im südlichen und gemäßigten Europa, im warmen Asien und in Afrika an. In Schweden und andern nördlichen Ländern hält es sich blos in Stuben. In Teutschland trift man es in hohen Sandgegenden in ziemlich zahlreicher Gesellschaft. Mit ihren Vorderfüßen graben sie tiefe Gänge und Höhlen in die Erde. Jedes Paar hat seine eigene Wohnung, in der sich am Ende eine Kammer mit einem so engen Eingange findet, daß der Fuchs, der ihr Erbfeind ist, nicht eindringen kann. Die Ausgangsröhren ihrer Wohnungen verscharren sie, wenn sie ihren Geschäften nachgehen, gewöhnlich mit Sand, um die Entdeckung derselben zu verhüten.

Die Nahrungsmittel haben die Kaninchen gänzlich mit den Hasen gemein. Sie fressen allerlei Vegetabilien, Ge-

traide, Baumrinde u. s. w. Sie vermehren sich sehr stark, und bringen gewöhnlich des Jahres viermal Junge zur Welt. Die Jungen, deren ein Weibchen 4 bis 6 auf einmal wirft, sind ganz kahl, 9 Tage blind, und werden in einer eigenen Kammer auf einem Neste von Heu und Stroh, das die Mutter mit einer Lage ihrer eigenen Haare bedeckt, zur Welt gebracht und sorgfältig gepflegt. Nach 8 Monaten pflanzen sich die Jungen schon wieder fort. In Gegenden, die für sie vortheilhaft sind, vermehren sich daher diese Thiere in kurzer Zeit so stark, daß sie meilenweit die Erde unterwühlen, und in den nah gelegenen Gärten großen Schaden anrichten. Die Füchse, Marder, Iltisse, wilden Katzen und andere Raubthiere stellen ihnen sehr nach. Nicht selten drängt sich der Fuchs in ihren Wohnungen ein, erweitert sie, und zehrt dann ganze Familien auf. Auch der Mensch verfolgt sie; da sie aber sehr behende sind, einen guten Geruch und ein feines Gehör haben, so kann er ihnen nicht gut beikommen. Durch Umwege und Sprünge wissen sie ihren Verfolger so lange zu täuschen, bis sie ihre Schlupfwinkel erreicht haben. In ihre Höhlen schickt man ihnen kleine Dachshunde und das Frettchen nach; dem Letztern hängt man eine Schelle um den Hals, und bindet ihm eine Kette aufs Maul. Von aussem umstellt man die Gegend mit einem Hasengarn. Sobald die Kaninchen das Frettchen, ihren Todfeind, wittern, laufen sie in großer Angst aus ihrem Baue heraus, und blind in das Garn hinein.

Während der ganzen zwei ersten Tage verläßt das Kaninchen seine Jungen nicht, außer wenn es der Hunger dazu treibt; dann frißt es mit außerordentlicher Schnellig-

keit, und kehrt gleich darauf wieder zurück. Es verbirgt dieselben allemal vor den Männchen, weil sie dieses fressen könnte. Geht es daher aus, so verdeckt es die Höhle so sorgfältig, daß man sie nur mit Mühe bemerkt. Ob nun schon das Männchen eine ganz unerklärbare Begierde fühlt, seine noch zarten Jungen zu fressen, so scheint es sie doch, wenn sie die Mutter an den Eingang der Höhle bringt, um die Gewächse zu fressen, die sie ihnen sucht, zu erkennen; es nimmt dieselben zwischen die Pfoten, streichelt ihnen das Haar, und liebkoset sie mit der größten Zärtlichkeit.

Da die Kaninchen nicht leicht Töne von sich geben können, und in Gesellschaften unter der Erde leben, so haben sie eine besondere Art, Unruhe und Aufmerksamkeit zu erregen. Sobald Gefahr drohet, schlagen sie mit Einem ihrer Hinterfüße auf die Erde, und bringen einen Ton hervor, der sehr weit von den Thieren, die sich in der Nähe der Oberfläche der Erde befinden, gehört werden kann.

Die zahmen Kaninchen stammen von den wilden ab, und kommen ihnen in der Lebensart gleich. Man kann sie so kirre machen, daß sie, wenn man sie ruft, herbeikommen. Läßt man ihnen aber die Freiheit, so treten sie nach wenigen Generationen ganz in den Zustand der wilden zurück.

Der Berg- oder Alpenhase. Lepus Alpinus. Lin. The Alpine Hare.

Ihr südlichster Aufenthaltsort ist die altaische Gebirgskette am Baikalsee in Siberien, und sie erstrecken sich von

da gegen Norden bis nach Kamtschatka. Sie halten sich blos in den mittlern Regionen der Schneegebirge auf, wo Bäume wachsen, und wo es ihnen nicht an Gewächsen und Wasser fehlt. Bisweilen graben sie sich zwischen den Felsen ein, am häufigsten aber halten sie sich in Spalten auf. Man trift sie gemeiniglich paarweise an; bei schlechtem Wetter aber thun sie sich zusammen, legen sich auf die Felsen und lassen ein Schreien wie die Sperlinge hören, so daß man sich leicht hierüber täuscht. Sobald sie einen Flintenschuß hören, laufen sie sogleich in ihre Höhlen, aus denen sie aber bald wieder herauskommen, wenn sich nichts weiter hören läßt.

Sie sammeln sich, wie mehrere andere Thiere, einen Wintervorrath in ihren Höhlen. Gegen den Herbst hin tragen sie in Gesellschaft große Haufen von Lieblingskräutern und Gräsern zusammen; diese lassen sie gehörig trocken werden, und thun sie entweder unter die herüberhangenden Felsen, oder zwischen die Spalten oder um einen Baumstamm herum. Den Weg, der zu diesen Haufen führt, erkennt man an dem betretenen Pfade, und man sieht an vielen Stellen die Kräuter zerstreuet liegen, als ob sie dieselben an der Sonne dürre werden ließen, und gehörig erndteten. Die Haufen bestehen aus runden oder conischen Schobern; ihre Größe ist verschieden, indem sie sich nach der Anzahl richtet, die daran arbeitet. Sie sind bisweilen Mannshoch, und haben gewöhnlich drei bis vier Fuß im Durchmesser.

Sorgten diese Thiere nicht für Wintervorrath, so müßten sie in der kalten Jahreszeit verhungern, da sie we-

gen des tiefen Schnees ihre Wohnungen nicht verlassen, und also kein Futter suchen können.

Sie wählen die besten Pflanzen aus, und erndten sie in ihrer schönsten Blüthe ein. Ihre Schober machen wieder die Felsen fruchtbar. Denn der Samen, mit dem Unrathe der Thiere vermischt, schlägt in den unfruchtbaren Schluchten Wurzel, und macht den Boden fruchtbar.

Diese Schober sind auch für die Zobeljäger von großem Nutzen; denn wenn diese sich weit von ihrer Wohnung entfernen, so würden ihre Pferde aus Mangel an Futter umkommen müssen, wenn man nicht zu den Vorräthen der Berghasen seine Zuflucht nähme.

Der rufende Hase. Lepus Pusilus.

Diese Thiere findet man in einigen Theilen von Rußland. Sie leben einsam, und man bekommt sie selbst an solchen Orten, wo sie am gewöhnlichsten sind, nur selten zu sehen. Zu ihrem Aufenthalte wählen sie eine trockne Stelle zwischen Gebüschen, und bedecken ihn mit einem festen Rasen; den Westseiten der Hügel geben sie den Vorzug. In diese graben sie sich ein, lassen eine schmale Oeffnung zum Eingang, und legen lange verwickelte Gänge an, wo sie ihre Nester haben.

Blos ihre Stimme verräth ihren Aufenthaltsort; dieselbe gleicht dem Schlagen einer Wachtel; nur klingt sie etwas tiefer, und so laut, daß man sie sehr weit hören kann. Dies Schlagen wird in gleichen Zwischenräumen drei, vier, ja oft sechsmal wiederholt. Diese Töne läßt das Thier des

Morgens und des Abends und auch öfters zu Mittage hören, ausgenommen wenn das Wetter trübe oder regnericht ist. Das Weibchen verstummt eine zeitlang nach der Geburt, welche gegen den Anfang des Mais eintritt. Es wirft sechs Junge auf einmal, gegen welche es eine große Zuneigung zeigt.

Diese höchst harmlosen und unschädlichen Thiere entfernen sich nie weit von ihrem Aufenthaltsorte; sie gehen des Nachts aus und suchen Futter. Sie lassen sich leicht zähmen, und versuchen kaum zu beissen, wenn man sie angreift. Man hat gesehen, daß die Männchen in der Gefangenschaft einander angreifen, und daß sie ihren Aerger durch eine Art von Grunzen ausdrücken.

Das Dromedar, oder das gemeine einbuckliche Kameel. Camelus dromedarius. Lin. Dromedaire. Buffon.

Das Dromedar unterscheidet sich von dem Trampelthiere hauptsächlich dadurch, daß es blos einen Buckel auf seinem Rücken hat. Wild findet man dasselbe blos noch in einigen Gegenden Asiens, und zwar in den Wüsten zwischen China und Indien. Gezähmt aber halten es die Aegypter, Araber und die übrigen Bewohner von Nordafrika. Seine vortreflichen Eigenschaften machen es für die heißen dürren Sandwüsten des Orients dem Menschen unentbehrlich; dieser würde keine solchen unwirthbaren Gegenden durchreisen können, wenn er nicht das Kameel

hätte. Dieses besitzt eine ungewöhnliche Sanftmuth und Geduld, läßt sich leicht zähmen und eben so leicht regieren. Seine Fußsohlen passen ganz vortreflich für den heißen und nachgiebigen Sandboden. Auf fettem Lande hingegen kann es nur mit Mühe fortkommen.

Es kann das Wasser sehr lange entbehren. Nach Bruce's Behauptung kann ein Kameel 14 bis 16 Tage durften, ohne zu verschmachten. Leo Afrikanus sagt das nämliche. Es hat aber einen so feinen Geruch, daß es eine Wasserquelle eine halbe Stunde weit entdeckt, und hat es lange nichts zu saufen bekommen, so eilt es schnell dahin, und zwar lange vorher, ehe der Kameeltreiber entdeckt, wo sich das Wasser befindet.

Man bedient sich in den Morgenländern des Kameeles zum Lasttragen. Der Araber nennt daher das Kameel das Schiff der Wüste. Die gewöhnliche Last eines Karawanenkameeles beträgt sechs Centner, womit es täglich vier deutsche Meilen zurücklegt. Die größte Last, welche ein gutes Dromedar trägt, ist etwa 1200 Pfund.

Mit so allgemein nützlichen Eigenschaften, sagt Sonnini (s. dessen Reise in Ober- und Niederägypten. A. d. Fr. mit Anmerkungen und Zusätzen übersetzt von Bergk I. Th. S. 368. 1800.), verbinden diese köstliche Thiere noch viel Instinkt und Einsicht. Man hält sie sogar gegen Ungerechtigkeiten und üble Behandlungen für sehr empfindlich. Die Araber behaupten, daß jemand, der sie zur Unzeit schlage, Mühe habe, sich gegen ihre Rache zu schützen, und daß sie keine Beleidigung vergäßen, bis sie Gelegenheit erhielten, sich zu rächen. Besonders sind sie zur Brunstzeit am ungeduldigsten: dann lassen sie sehr oft eine Art

von Blöken, eine starkes Röcheln hören, und es steht ihnen eine röthliche eckelhafte Blase vor dem Munde, die so dick als eine Schweinsblase ist. In den Anfällen ihres Zornes sollen sie bisweilen den Menschen mit den Zähnen packen, ihn auf die Erde werfen und mit Füßen treten.

Ob sie nun aber gleich so rachsüchtig sind, so vergessen sie doch jeden Groll, sobald sie befriedigt sind; ja es ist selbst hinreichend, wenn sie sich nur gerächt zu haben glauben. Hat also ein Araber ein Kameel zornig gemacht, so wirft er seine Kleider an den Ort, wo das Thier vorbeigehen muß, und giebt ihrer Lage eine solche Gestalt, daß sie einen darunter verborgenen Menschen zu bedecken scheinen. Das Kameel erkennt sogleich die Kleidung desjenigen wieder, von dem es eine ungerechte Behandlung erlitten hat; es packt sie mit seinen Zähnen an, wirft sie heftig hin und her, und tritt wüthend darauf herum. Ist sein Zorn vorbei, so verläßt es dieselben, und dann kann sich der Eigenthümer wieder ohne Furcht zeigen, und das Thier nach seinem Gefallen leiten und beladen; nunmehro gehorcht es ihm in allen Stücken, ob es schon nur einen Augenblick vorher die Absicht ihn zu vernichten hatte.

Ich habe manchmal Dromedare, sagt Sonnini, die der Ungeduld ihrer Reuter überdrüßig waren, plötzlich halt machen, und ihren langen Hals umdrehen sehen, um sie zu beissen, und sie vor Wuth schreien hören. Bei solchen Umständen darf man ja nicht absteigen, weil man unfehlbar in Stücken zerrissen werden würde; auch darf man sie nicht schlagen, weil dies ihre Wuth nur noch mehr vermehren würde. Es giebt hier kein ander Mittel als Geduld, und wenn man sie mit Streicheln mit der Hand besänftigt

hat, welches freilich oft ein wenig lange dauert, so setzen sie von selbst wieder ihren Weg fort.

Die Kameele sind, wie die Elephanten, periodischen Anfällen von Wuth ausgesetzt, und man weiß, daß sie während derselben jemand mit den Zähnen gepackt, auf die Erde geworfen, und ihn mit Füßen getreten haben.

Die Mauren in der Sahara (großen Wüste in Afrika) unterwerfen, wie Golberry (s. dessen Reisen durch das westliche Afrika in den Jahren 1785 bis 1787. Aus d. Französischen mit Anmerkungen übersetzt von Bergk, I. Th. S. 202. 1803.) erzählt, sie einer sehr mühseligen Erziehung. Man quält die jungen Dromedare vier Monate lang auf mancherlei Art, und sperrt sie darauf in eine Hürde ein, und Kinder von 9 bis 10 Jahren bringen ihnen täglich zweimal zu fressen. Man versichert, daß sie bald die Kinder ihres Herrn kennen lernen, und sich um sie her versammeln. Als Golberry durch eine Wüste reisete, hatte er mehrere Dromedare bei sich, wo er Gelegenheit hatte, ihre Willfährigkeit, ihre Gelassenheit und ihre unveränderliche Geduld zu bewundern.

Der gewöhnliche Gang der Dromedare ist ein sehr weites Traben, während dessen sie den Kopf in die Höhe halten, und den Schwanz steif und wagerecht empor gehoben tragen. Allein sie gehen auch geschwinder und langsamer, je nachdem der Ton und die Bewegung des Gesanges des Kameelführers ist, der sich allemal an der Spitze der Karawane befindet; alle folgen einander mit einer traurigen und nachdenkenden Miene, ohne sich weder auf die Seite zu wenden, noch sich zu verirren, und merken auf den Gesang ihres Anführers, der nach der Schnelligkeit seines

Singens ihren Gang entweder beschleunigen oder hemmen kann. Oft ermuntert man sie aber auch durch einen etwas lauten Schrei oder ein sanftes Pfeifen, und sogleich begreifen und befolgen sie dieses Zeichen. Bei dem Tone eines musikalischen Instrumentes vergißt das Kameel alle seine Mühseligkeiten; denn es scheint für Musik sehr empfänglich zu seyn, und dieselbe zu lieben.

Die Mauren behaupten, wie Golberry S. 210 erzählt, das Dromedar beweise in den Gefechten, die die Mauren einander liefern, die größte Heftigkeit, es stürze wüthend auf das feindliche Dromedar los, stoße es mit dem Kopfe und der Brust, beisse es voller Wuth, reiße ihm Stücke aus dem Leibe heraus, und verlasse dasselbe nicht eher, als bis es jenes ausser Stand gesetzthabe, weiter fort zu fechten.

Wenn es lange Durst gelitten hat, und etwa in der Ferne eine Quelle wittert, so springt es auf, und eilt in convulsivischen Bewegungen nach dem Wasser hin.

Seine Nahrung besteht in Disteln und andern stachelichten Gewächsen der Sandwüsten. Es kann mehrere Tage lang hungern, wenn man ihm nur bisweilen einige Datteln, oder etwas Gerstenmehl, Bohnen und dergleichen reicht. Das Wasser in den Magenzellen, das nichts anders, als das Trinkwasser ist, das die Kameele in grosser Menge zu sich nehmen, bleibt im Magen 12 bis 14 Tage frisch und unverdorben; daher auch Reisende, wenn sie in der Wüste keinen Brunnen finden, und den Durst nicht länger aushalten können, ein Kameel schlachten, und das im Magen befindliche Wasser trinken. Bruce sah in dem Magen eines geschlachteten Kameeles

an 4 Gallonen Wasser, welches zwar eine bläuliche Farbe, aber einen guten Geschmack hatte, und gar nicht widrig roch.

Da die Kameele blos zur Brunstzeit wüthend werden, so scheint das Organ des Geschlechtstriebes alsdann allzu stark gereizt und entwickelt zu seyn; weshalb die Thiere durch dasselbe in Wuth gesetzt werden, und sich gar nicht mehr wollen regieren lassen. Der Nacken aller Thiere soll um diese Zeit sich weit heißer anfühlen lassen, als zu andern Zeiten. Nach der Erzählung einiger Reisenden soll man sich in Fez und Marocco solcher wüthenden Kameele bedienen, um zum Tode verurtheilte Menschen hinzurichten. Sie fassen diese Unglücklichen mit den Zähnen, werfen sie über sich in die Höhe, und zerquetschen sie dann mit den Knieen.

Die Sattel, die man den Kameelen auflegt, sind in der Mitte hohl, und haben an den beiden Bogen ein Stück rundes wagerecht gestelltes Holz, das man beim Reuten mit der Hand fest anfaßt, um sich daran fest zu halten. Lange Beutel, die man an jeder Seite herabhängen läßt, und in die man einige Lebensmittel für den Reuter und etwas Futter für das Kameel thut, ein Schlauch voll Wasser, aber blos für den Reisenden, und eine lederne Gürte in der Hand, um das Thier zu peitschen, machen das ganze Reisegeräthe aus. Diese Art zu reisen aber ist außerordentlich ermüdend. Die Lenden werden durch die starken und schnellen Erschütterungen wie zerbrochen; die Hände schwellen bald auf und verursachen viele Schmerzen, und die entflammte Luft, die man schnell zertheilt, macht das Athmen so beschwerlich, daß man beinahe erstickt. Die

außer-

außerordentlichste Reise dieser Art, von der Sonnini gehört hat, war die Reise eines Beduinen-Arabers, der in fünf Tagen von Kahira in Aegypten nach Mekka gereist war, welcher Weg über 200 deutsche Meilen beträgt, und wozu die Pilgrimscarawanen mehr als dreißig Tage brauchen.

Man hat behauptet, man dürfe die Kameele nicht schlagen, um sie zum Fortgehen zu bringen, und man brauche blos zu singen oder zu pfeifen, um ihren Gang zu beschleunigen. Nun darf man sie freilich weder zu sehr noch zur Unzeit schlagen, weil sie sich sonst widersetzen würden, allein die Führer der Lastkameele haben ein Stäbchen, womit sie dieselben schlagen. Die Reitkameele fuchtelt man mit einem langen ledernen Riemen. Auch muntert man beide mit einem Zungenklatschen auf. Nach Sonninis Versicherung pfeiffen die Beduinen niemals, und leiden es auch nicht, wenn ein Reisender pfeift.

Will man dem Dromedare eine Last auflegen, so knieet es nieder, und steht sogleich auf, sobald es fühlt, daß es die gehörige Ladung hat. Nie leidet es, daß man ihm noch mehr auflade.

Das Weibchen trägt ein Jahr, und bringt blos ein Junges zur Welt. Die Morgenländer essen das Kameelfleisch; besonders sehen sie den Buckel für einen Leckerbissen an.

Das weiche Kameelhaar verarbeitet man zu allerlei Zeugen, Decken u. s. w. Aus seinem Harn bereitet man in Aegypten Salmiac, und seinen Mist braucht man zur Feuerung.

Das Trampelthier. Camelus bactrianus.

Die Hauptunterscheidungszeichen des Trampelthieres sind die beiden Höcker und die Größe, worin es das Dromedar übertrift. Es bewohnt mehr die mittlern als die südlichen Gegenden Asiens, und die Mongolen und Tartarn bedienen sich desselben eben sowohl zum Reiten als zum Tragen. Es ist viel dauerhafter als das Dromedar, welches es nicht so weit gegen Norden hin aushält.

Das Trampelthier verlangt, wenn es sich recht wohl befinden soll, einen trocknen Boden mit salzigen Sümpfen. Sonst kommt es in der Lebensart und in den Sitten mit dem Dromedar überein. Die Stute trägt ein volles Jahr, und säuget das Junge zwei Jahre lang. Das Letztere ist im dritten Jahre zur Fortpflanzung tüchtig. Die reichern Kirgisen melken ihre Trampelthiere. Die Milch soll wohlschmeckend seyn, und einen guten Brantewein liefern.

Das Glama oder Lama. Camelus Glama. Lin. Llama. Pennant. Lama. Buffon.

Dies Thier lebt auf den hohen Gebirgen von Peru, Chili und andern Theilen von Südamerika. Um die Kälte, die daselbst herrscht, desto besser ertragen zu können, gab ihm die Natur eine große Menge Blut, und eine dicke zwischen der Haut und dem Fleische befindliche Lage von Fett. Man sieht die Glamas in Heerden von 2 bis 300 herumstreifen. Wenn sie weiden, stellen sie allemal eine Wache aus,

die, sobald sie eine Gefahr gewahr wird, ein lautes Blöken erhebt, und dadurch die ganze Heerde in Bewegung setzt. Alle ergreifen sogleich die Flucht, bleiben aber, sobald sie fern genug zu seyn glauben, neugierig stehen, und sehen den Feind so lange an, bis er ihnen etwa wieder so nahe kommt, daß sie von ihm Gefahr besorgen. Sie laufen so schnell, daß sie kein Hund einholt.

Das Glama ist ein mildes, sanftes und lenkbares Thier, das in mehrern Theilen Südamerikas zum Lasttragen gebraucht wird. Ehe man in den spanischen Niederlassungen die Maulesel einführte, brauchte man dasselbe auch zum Pflügen. Ein Glama trägt gegen hundert Pfund, und geht dabei sehr gesetzt und langsam: man kann es durch kein Mittel dahin bringen, diesen Gang zu ändern oder zu beschleunigen. Ueberhaupt muß man das Glama sehr vorsichtig behandeln; wenn es müde ist, so kann man es durch keine Schläge zum Aufstehen bringen, und schlägt man dasselbe, wenn es geht, so legt es sich sogleich nieder; nur Liebkosungen können es zum Aufstehen bringen. Wird es überladen, so legt es sich ebenfalls nieder. Wird es aufgebracht, so rächt es sich dadurch, daß es seinen Gegner anspuckt: denn es kann seinen Speichel neun bis zehn Schritte weit von sich werfen, und dieser besitzt eine solche starke ätzende Eigenschaft, daß er, wenn er auf die Haut fällt, ein Jucken erregt, und einige Entzündung verursacht. Behandelt man hingegen das Glama gut, so macht es täglich einen Weg von 4 bis 5 Meilen, und strauchelt selbst auf steilen Klippen und Felsenwegen nicht. Während der Reise weidet es öfters; des Nachts aber wiederkäuet es.

Seine Nahrung stimmt mit der des gemeinen Kamees les überein. Es kann sehr lange dursten.

Man braucht sie zum Transport der reichen Ausbeute in den Bergwerken von Potosi. Sie gehen bisweilen vier bis fünf Tage hintereinander, ehe sie auszuruhen wünschen; dann aber rasten sie von freiem Stücken zwanzig bis dreißig Stunden lang, ehe sie wieder an ihre Arbeit gehen. Wollen sie bisweilen nur etliche Minuten ausruhen, so beugen sie ihre Knie, und kauern sich mit dem Körper sehr vorsichtig nieder, damit die Ladung nicht herabfällt oder in Unordnung geräth. Sobald sie aber ihren Führer pfeifen hören, stehen sie mit der nämlichen Vorsicht wieder auf, und setzen ihren Weg fort. Wenn sie derselbe zu mißhandeln fortfährt, so sollen sie sich in der Wuth selbst umbringen, indem sie links und rechts mit dem Kopfe gegen die Erde stoßen.

Das Weibchen bringt jährlich blos ein Junges zur Welt. Den wilden Glamas stellt man in Amerika sowohl des Fleisches als des Felles wegen nach. Die Wolle hat zwar einen üblen Geruch, ist aber Eine der feinsten, die man kennt, und wird zu mancherlei vortreflichen Zeugen gebraucht.

Das Moschusthier. Moschus moschiferus. Lin. Musc. Buffon. Thibet Musk. Pennant.

Das Moschusthier lebt in mehrern Theilen Asiens, und sein Aufenthalt erstreckt sich über ganz Tibet, einige

Provinzen von China und Tunquin; gegen Nordosten geht er durch die ganze Mongolei, durch Daurien u. s. w. Es lebt meistens einsam, und blos im Herbste erblickt man Heerden von diesem Thiere. Gebirgigte Nadelwälder, einsame und unzugängliche Oerter sind sein Lieblingsaufenthalt. Wenn ihm im Winter der Schnee alle Nahrungsmittel entzieht, dann zieht es sich weiter gegen Süden hinab, und weidet hier auf Reis- und Kornfeldern. Seine gewöhnliche Nahrung sind sonst allerlei Baumflechten, Blätter, Gräser u. s. w.

Da diese Thiere sehr scheu und schnell sind, so ist ihre Jagd schwer. Im November nnd December, wo die Brunstzeit eintritt, kämpfen die Männchen sehr hitzig mit einander, und fallen dann oft in die Schlingen, die man ihnen legt. Man stellt auch Fallen auf, legt Bogen mit Pfeilen, und zwar so hin, daß sie darauf treten müssen, worauf der Bogen losgeht, und der Pfeil sie trift.

Sie sind sehr schwer zu zähmen; doch hat man Beispiele, daß dies geschehen ist. Der Herzog von Brilliere erhielt im Jahre 1772 ein gezähmtes Bisamthier für seinen Park aus Asien, das drei Jahr unterweges gewesen war, und das darauf noch drei Jahre lebte.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen hauptsächlich durch den Mangel der großen Eckzähne, und des Bisambeutels. Dieser Beutel ist ein drüsigter Sack oder eine rückwärts hängende Erhabenheit in der Gegend des Nabels, die von vorn und hinten eine Oeffnung hat, und eine schleimichte, ölichte, sehr stark riechende Substanz enthält, welche der Bisam ist.

Das Elenthier. Ceruus alces. Lin. Moose Elk. Pennant. Elan. Buffon.

Das Elenthier findet man im Norden von Europa, Asien und Amerika, wo es sich in einsamen Wäldern aufhält. Sein Lauf ist ein ungeschickter schaukelnder Trott; gleichwohl sollen sie an einem Tage 50 teutsche Meilen zurücklegen können. In Schweden spannte man vormals die Elenthiere vor Schlitten, allein dies wurde nachmals jedem bei schwerer Strafe untersagt, weil oft auf diese Art grobe Verbrecher entkommen waren.

Die Elenthiere sind scheue furchtsame Thiere, die niemand etwas zu Leide thun, und selbst vor kleinen Raubthieren fliehen; blos zur Brunstzeit, gegen das Ende des Augusts, und wenn sie sich verwundet fühlen, werden sie wüthend. Alsdann fallen sie über ihren Feind mit schrecklichem Grimme her, greifen ihn mit dem Geweihe an, stoßen ihn nieder, und treten ihn mit den Füßen todt. Zur Brunstzeit gerathen auch die Männchen wegen der Weibchen mit einander in Streit, wobei das Eine oft schwer verwundet, und das Schwächere von dem Stärkern nicht selten getödtet wird. Um diese Zeit lassen beide Geschlechter ein tiefes Stöhnen hören, und die Männchen stampfen heftig mit den Füßen auf die Erde.

Im Sommer halten sie sich gern an den Ufern der Flüsse und Seen auf, um sich wahrscheinlich im Wasser gegen die zahllosen Muskitos und Fliegen zu schützen, von denen sie in dieser Jahreszeit geplagt werden.

Es hat breite Ohren, die ungefähr einen Fuß lang sind, und die immer aufrecht stehen. Der Sinn des Ge-

hörs soll bei ihm schärfer als das Gesicht und der Geruch seyn; daher kostet es auch große Schwierigkeiten, dasselbe zu schießen, besonders da die Indianer in Nordamerika keine andere Methode kennen, als ihnen zwischen Bäumen und Gebüschen nachzukriechen, bis sie auf die Schußweite hinangekommen sind. Im Sommer werden sie oft von den Indianern im Wasser geschossen, wenn sie nämlich über Flüsse setzen, vom Lande nach einer Insel schwimmen u. s. w. Verfolgt man sie auf diese Art, so sind sie die geduldigsten unter allen Thieren. Die Jungen sind sehr einfältig; Hearne sah, daß ein Indianer an Eines hinanruderte, und daß es sich ohne alle Mühe haschen ließ. Das arme harmlose Geschöpf schien dabei so ruhig zu seyn, als ob es neben seiner Mutter schwämme, sah den dabei befindlichen Menschen mit furchtloser Unschuld ins Gesicht, und brachte die eine Vorderpfote fast jede Sekunde an die Augen, um die Menge von Muskitos zu verjagen.

Die Elenthiere sind leichter zu zähmen, als irgend eine Hirschart. Hearne hat in Churchill mehrere so zahm wie ein Schaf gesehen; sie folgten ihrem Herrn, wohin er wollte, und kehrten auf seinen Ruf sogleich wieder um, ohne je von dem Wege abzuweichen.

Das Elenthier ist in allen seinen Handlungen und Stellungen sehr tölpisch. Wird es beunruhigt, so läuft es nur in einer Art von Trab, doch aber, da es lange Beine hat, ziemlich schnell und, wie es scheint, mit vieler Leichtigkeit. In einer von Strauchholz freien Gegend können Leute zu Pferde und Hunde das Thier doch wohl einholen, da es zarte Füße und einen kurzen Athem hat. Können die armen Elenthiere endlich nicht mehr laufen, so stehen sie still,

und bieten ihrem Verfolger mit dem Kopfe und den Vorderfüßen die Spitze. Besonders wissen sie von den Letztern einen guten Gebrauch zu machen, so daß die Indianer, die weder einen Bogen mit Pfeilen noch eine kurze Flinte bei sich haben, gewöhnlich ihre Messer oder Bajonnette an einen langen Stock binden müssen, um das Thier in der Entfernung erstechen zu können. Durch Mangel an dieser nöthigen Vorsicht haben sich oftmals junge Leute sehr gefährlichen Verletzungen ausgesetzt.

Das Weibchen bringt jedesmal 1 bis 2 Junge zur Welt. Vier und zwanzig Stunden nach der Geburt folgt das Junge der Mutter, die es 9 Monate lang säuget. Die Liebe der Kälber zu ihren Müttern soll so groß seyn, daß sie, wenn die Letztern todt geschossen werden, sich nicht nur nicht entfernen und sich lieber tödten lassen, sondern auch noch einige Tage darauf auf derselben Stelle stehen bleiben, und durch ängstliches Blöken ihre Sehnsucht zu erkennen geben.

Im Sommer besteht die Nahrung der Elenthiere in Gras, allerlei Kräutern u. s. w. Außerdem fressen sie die jungen Sprossen der Tannen, Fichten u. s. w. Im Winter schälen sie sich Baumrinde ab, und stehen dabei, ob schon nicht lange, auf den Hinterbeinen in die Höhe gerichtet. Sie stoßen die Rinde mit den breiten scharfen Zähnen, wie mit Meiseln aufwärts, und reißen sie dann los. Im Winter müssen sie öfters große Noth leiden; daher sind sie auch alsdann sehr mager.

Ein Indianer hatte auf der Faktorei in der Hudsonsbay im Jahr 1777 zwei so zahme Elenthiere, daß, wenn er nach dem Prinz Wallisfort in einem Canoe reiste, sie

ihm allemal auf dem Flußufer hin nachfolgten, und wenn er des Nachts oder bei einer andern Gelegenheit landete, so kamen sie gewöhnlich zu ihm und liebkoseten ihn, wie es die zahmsten Hausthiere machen, und entfernten sich niemals von den Zelten. Er hatte jedoch diese Thiere nicht lange in seinem Besitze. Denn eines Tages, als er quer über eine tiefe Bucht in Einem von den Seen fuhr, um einen weiten Umweg zu vermeiden, und erwartete, daß ihm die Thiere, wie gewöhnlich, am Ufer hin nachfolgen würden, blieben sie aus, und kamen des Nachts nicht wieder, und da er in der Gegend, wo sie sich befanden, ein Geheule von Wölfen vernahm, so glaubte er, sie seyen von diesen gefressen worden: denn er bekam sie nachmals nie wieder zu Gesichte.

Zu Newyork hat man einen Versuch gemacht, das Elenthier zum Ackerbau brauchbar zu machen, und dieser Versuch ist glücklich ausgefallen. — Der Präsident der Gesellschaft zu Newyork, Herr Livingston, hatte zwei solche Thiere, die an den Pflug gewöhnt waren. Ob sie schon erst zweimal angeschirrt worden, und blos zwei Jahr alt waren, so schienen sie doch eben so gelehrig als Füllen von diesem Alter zu seyn. Sie boten alle ihre Kräfte beim Ziehen auf, und hielten einen steten und gleichen Schritt. Ihr Mund schien sehr zart zu seyn, und es war einige Vorsicht nöthig, damit sie vom Gebiß nicht verletzt würden.

Die Elenthiere haben außer dem Menschen noch viele Feinde, unter denen vielleicht der Luchs der furchtbarste ist. Dieser lauert ihnen auf einem Baume auf, stürzt ihnen plötzlich auf den Hals, schlägt hier seine Klauen ein, um nicht heruntergeworfen zu werden, und verbeißt sich. Nicht lange

darauf sinkt das Thier verblutet und von Schmerz geängstigt zu Boden. Auch der Bär wagt sich an das Elenthier. Wölfe thun dies nur in Gesellschaft, und kommen dabei oft übel weg; gleichwohl haben die Elenthiere eine große Furcht vor ihnen.

Wird das Elenthier plötzlich aufgejagt, und sucht es durch die Flucht zu entkommen, so hat man bisweilen bemerkt, daß es niedergestürzt ist, als ob es auf einige Augenblicke gar keine Bewegung mehr hätte. Ob dies von einem epileptischen Anfalle, wie man oft geglaubt hat, oder von der Furcht herrührt, wie man dies bisweilen auch bei den Pferden bemerkt, ist nicht leicht auszumachen.

Das Fleisch des Elenthieres ist gut, ob schon trocken und grobfaserig.

Das Rennthier. Cervus tarandus. Lin. Renne. Buffon. Rein Deer. Pennant.

Das Rennthier findet man in den meisten nördlichen Gegenden von Europa, Asia und Amerika. In Spitzbergen macht es mit dem Polarfuchse und dem Eisbär die ganze Liste der dasigen vierfüßigen Thiere aus. In allen den Gegenden, wo sich das Rennthier aufhält, lebt es in seinem natürlichen Zustande; zahm trift man es nur bei gewissen Völkern an.

In der Freiheit hält sich das Rennthier, besonders im Sommer, auf den Gebirgen in Heerden auf. Seine Nahrung schränkt sich auf die wenigen Gewächse des kalten Nordens ein. Im Sommer, der aber dort sehr kurz ist,

frißt es Knospen und Blätter von dem daselbst wachsenden Gesträuche; im Winter aber machen die Rennthierflechte, so wie andere Gewächse dieses Geschlechtes, seine Hauptnahrung aus. Den mehrere Fuß hohen Schnee, der im Winter den Boden und die auf demselben wachsenden Flechten bedeckt, weiß das Rennthier sehr geschickt theils mit seinen Füßen, theils aber auch mit seinem schauflichten Gehörn (und besonders mit dem Letztern) wegzuschaffen. Gleichwohl aber kommen in jenem unwirthbaren Himmelsstriche tausende von diesen Thieren vor Hunger um. Dies ist besonders im Herbste der Fall, wo die Erde nach vorhergefallenem Regen mit einer dicken Eisrinde bedeckt wird, die das Rennthier nicht durchbrechen kann. In diesem Falle hauen die Lappen und andere Nordländer bisweilen ganze Gehölze von Tannen nieder, um ihren Rennthieren Nahrung zu verschaffen, die aber freilich nicht immer zureicht.

Für die Bewohner des hohen Nordens unserer Erde ist das Rennthier eine außerordentliche Wohlthat; es gewährt ihnen alles, was sie bedürfen, und es macht ihren einzigen Reichthum aus. Es vertritt die Stelle des Pferdes, des Rindes, der Ziegen und Schafe; daher trift man auch in vielen Nordländern Heerden von tausenden dieser Thiere an. Ein reicher Lappländer hat oft tausend Stück, und ein Koriäke besitzt noch mehrere. Es kostet viele Mühe, die Heerden zusammen zu halten, und sind sie sehr zahlreich, so haben sie viele Aufseher nöthig, die sie von Zeit zu Zeit zusammentreiben, und zu verhindern suchen, daß sie sich nicht mit den wilden Rennthieren verlaufen. Jeder Eigenthümer macht die ihm gehörigen Thiere durch

ein Zeichen kenntlich. So läßt man im Sommer diese Thiere meilenweit ihrer Nahrung nachgehen. Sollen die Mütter gemolken werden, so treibt man sie in Hürden oder Ställe. Im Winter haben die Besitzer die Gewohnheit, Einige auf dem Weideplatze, der von Zeit zu Zeit verändert wird, anzubinden, um die Uebrigen in der Nähe zu erhalten.

Sobald die Rennthierkuh ihr Junges zur Welt gebracht hat, verliert sie ihre Hörner. Die Kälber sind von ihrer Geburt an flüchtig und schnellfüßig, und sehr bald im Stande, eben so schnell zu laufen als ihre Mutter. Jede Kuh kennt ihr Kalb sehr genau, die Heerde mag auch noch so zahlreich seyn.

Die zahmen Rennthiere, die den Hauptreichthum der Lappländer ausmachen, kommen das ganze Jahr hindurch in keine Ställe; im Sommer finden sie überall einen Ueberfluß an Gras. Eine besondere Vorliebe haben die Rennthiere für den menschlichen Urin, und sie lecken den Schnee, worauf dergleichen gefallen ist, begierig auf. Im Winter besteht ihr Getränk blos aus Schnee, den sie, wenn sie vor Schlitten gespannt sind, im schnellsten Laufe aufnehmen.

Der größte Feind der Rennthiere ist der Wolf, und es gehört die strengste Aufsicht und eine unablässige Aufmerksamkeit dazu, um die Heerden gegen die hinterlistigen Angriffe dieses verschlagenen Feindes zu schützen. Die Lappländer suchen ihn durch Pfähle, die sie in die Erde schlagen, und an denen sie Stücke von abgenutzten und zerlumpten Kleidungsstücken aufhängen, zu erschrecken und abzuhalten; besonders aber müssen sie bei großen Stür-

men aufmerksam seyn, weil diese Witterung die Wölfe vorzüglich benutzen, um über die furchtsame Heerde herzufallen. Sobald aber von dem Hüter der geringste Lärm gemacht wird, geräth alles, was zu den Hausgenossen der Lappländer gehört, in Bewegung; Einige laufen nach den Rennthieren, Andere schlagen mit Stöcken auf einen Schlitten, um durch ein solches Getöse den Wolf in Furcht zu jagen. Diese Vorsichtsmaßregeln sind auch um so nothwendiger, je einfältiger das zahme Rennthier ist; denn wenn man dasselbe nicht sorgfältig bewacht, so wird es dem Wolfe sehr leicht zur Beute. Sobald nämlich dieses Raubthier von einer Heerde entdeckt wird, laufen die dummen Thiere nicht etwa nach den Zelten der Lappländer hin, um sich in den Schutz der Menschen zu begeben, sondern rennen auf die Wälder zu, wo allemal Einige von dem Wolfe erwischt und umgebracht werden. Man hat sogar die Bemerknng gemacht, daß sich dieser schlaue Feind, wenn er die Heerde in einiger Entfernung von den Zelten auf der Weide antrift, alle mögliche Mühe giebt, sich immer zwischen dieselbe und die Zelte hinzuschleichen, und von hieraus den Angriff zu machen. Geht es bergab, so ist beim Verfolgen der Heerde der Vortheil allemal auf Seiten des Wolfes, und selten mißlingt es ihm, einige Thiere zu erhaschen; bergauf hingegen ist dies nicht der Fall. Packt der Wolf das Rennthier beim Hintertheile an, so entwischt es ihm oft wieder, und es wird gewöhnlich nur dann seine Beute, wenn er es bei der Kehle faßt.

Ein Missionarius erzählt, daß er einmal zu gleicher Zeit habe sechs Rennthiere auf dem Schnee liegen gesehen, welche die Wölfe, die aber auf den entstandenen Lärm wie-

der verjagt worden waren, umgebracht hatten, und daß man bei Besichtigung ihrer Körper durchaus keine Wunde an ihnen habe entdecken können, so geschickt wissen sich diese Raubthiere dabei zu benehmen.

Es ist bemerkenswerth, daß der Wolf niemals seine Beute auf dem nämlichen Fleck verzehrt, wo er sie umgebracht hat, sondern daß er sie jederzeit eine Strecke weit fortschleppt. Wenn die Wölfe auf die Jagd der Rennthiere ausgehen, so sind sie immer von einer Menge Krähen und Raben begleitet, und gemeiniglich werden die Lappländer durch das Geschrei dieser Vögel von seiner Annäherung benachrichtigt. Man hat bemerkt, daß die Rennthiere, die mit Stricken an einen Pfahl fest gebunden sind, gewöhnlich verschont bleiben, Andere hingegen, die frei herumlaufen, eine Beute des Wolfes werden; dies rührt wahrscheinlich daher, daß sich der Wolf vor dem Seile und dem Pfahle fürchtet.

Wenn die Rennthiere von der Weide zurückkommen, so legen sie sich in einem Kreise um die Zelte herum zur Ruhe nieder. Das Geschäft, die Heerde zu bewachen, wird gewöhnlich von Kindern und Dienstboten verrichtet.

Im Herbste suchen die Rennthiere die höchsten Berge auf, um der Rennthierbremse (oestrus tarandi) auszuweichen, die um diese Zeit ihre Eier in ihre Haut legt. Sie ist ein Unglück für diese Thiere, und eine Menge stirbt von denen, die auf diese Art heimgesucht werden. Sobald eine Bremse sich sehen läßt, wird sie sogleich von der ganzen Heerde bemerkt; diese hebt die Köpfe in die Höhe, und sucht Schutz in dem Schnee der höchsten Gebirge.

Im Sommer verlieren die Rennthiere ihre Stärke und Schnelligkeit, und werden bald von der Hitze überwältigt. Herr Corsett sah, wie sie sich an die Bäume lehnten, und offenbar so schwach und kraftlos waren, daß sie kaum weiter gehen konnten. Wenn sie sich in einem solchen Zustande befinden, so grunzen sie öfters wie die Schweine.

Sie schwimmen mit einer solchen unglaublichen Kraft und Schnelligkeit über die breitesten Flüsse, daß ein Ruderboot mit ihnen kaum gleichen Schritt halten kann. Beim Schwimmen befindet sich ihr Körper halb über dem Wasser, und selbst bei dem kältesten Wetter setzen sie über Flüsse und Seen.

In Siberien, wo die Rennthiere außerordentlich zahlreich sind, haben dieselben ein weit härteres Loos als diejenigen, die sich bei den harmlosen Lappländern befinden. In den Wäldern, wo Fallen, Flinten und Selbstschüsse gebraucht werden können, nehmen die Eingebornen zu diesen Mitteln ihre Zuflucht, um sie entweder zu fangen oder zu tödten; auf offenen Ebenen hingegen erlegt oder fängt man sie auf vielerlei andere Arten.

Diese Leute vereinigen sich in Gesellschaften, um Rennthiere zu tödten; sobald sie nun eine Heerde erblicken, stellen sie ein zahmes Rennthier, das sie bei sich haben, auf eine hochgelegene Ebene windwärts; dann stecken sie von dieser Stelle aus bis so nahe als möglich nach der wilden Heerde hin, wobei sie sich aber in acht nehmen müssen, daß sie dieselbe nicht beunruhigen, lange Stangen in den Schnee, und zwar in kleinen Entfernungen von einander; an jede solche Stange binden sie einen Gänseflügel an, der von dem Winde hin- und hergetrieben wird. Ist dies ge-

schehen, so pflanzen sie auf der andern Seite unter dem Winde ähnliche Stangen mit Gänseflügeln auf; die Rennthiere, die mit Weiden beschäftigt sind, ihr Futter unter dem Schnee suchen, und sich gemeiniglich vom Geruch leiten lassen, bemerken nichts von diesen Zurüstungen. Ist alles zurechte gemacht, dann trennen sich die Jäger; Einige verbergen sich hinter Schneewälle, Andere liegen mit Bogen und andern Waffen im Freien nach dem Winde gerichtet hin; noch Andere befinden sich in einer gewissen Entfernung, und treiben durch einen Umweg das Wild zwischen die Pfähle mit den Gänseflügeln. Die wilden Rennthiere gerathen dadurch in Furcht, und laufen geraden Weges auf die zahmen los, die da mit ihren Schlitten stehen; hier aber werden sie wieder von den versteckten Jägern beunruhigt, die sie ihren Gefährden in die Hände treiben, welche mit Waffen versehen sind, und die sogleich eine schreckliche Niederlage unter ihnen anrichten.

Trift es sich, daß eine wilde Heerde in der Nähe eines Berges weidet, so ziehen die Jäger alle ihre Kleider aus, hängen sie an Stangen am Fuße des Berges auf, und machen ebenfalls mit eben solchen Flügeln einen breiten Gang nach demselben hin, in welchen sie die Thiere treiben. Sobald sie in diesen Gang kommen, fahren die Weiber mit ihren Schlitten gerade vor das vordere Ende desselben, und sperren so die Rennthiere ein, die augenblicklich um den Berg herum laufen, und von den Jägern allenthalben mit Schüssen begrüßt werden.

Das Rennthier, das ein Markgraf zu Schwed hatte, wurde im Sommer blos ganz früh aus seinem Aufenthaltsorte herausgelassen; sobald es aber warm zu wer-

den

den anfieng, brachte man es in ein kühles Gebäude, und belegte es zum Schutze gegen das Ungeziefer mit leinenen Decken. Bei großer Hitze goß man ihm kaltes Wasser über den Leib. Auf diese Art blieb dies Thier selbst die heissesten Sommer über einige Jahre lang gesund. Man gab ihm Gerste und Heu zu fressen. Hafer wollte es nicht annehmen. Seine vaterländische Nahrung, die Rennthierflechte, die auch im nördlichen Teutschlande häufig wächst, war ihm das liebste Futter.

Die Rennthiermilch ist außerordentlich fett, und giebt durch bloßes Schütteln Butter, die aber keinen sonderlichen Geschmack hat; desto besser aber schmecken die Käse.

Der Hirsch. Ceruus elaphus. Lin. Cerf. Buffon. Stag. Pennant.

Der Hirsch lebt in Heerden von mehrern Weibchen und ihren Jungen mit einem Männchen an der Spitze. Er hat einen sehr guten Geruch und ein sehr scharfes Gehör. Bei der geringsten Unruhe hebt er den Kopf in die Höhe, und richtet die Ohren auf, und bleibt etliche Minuten in einer horchenden Stellung stehen. Sobald er sich auf einen unbekannten Boden wagt, oder seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort verläßt, macht er anfänglich am Rande der Ebene halt, um alles rund umher zu untersuchen; hierauf wendet er sich gegen den Wind, um durch den Geruch zu erfahren, ob etwa ein Feind in der Nähe ist. Pfeift oder ruft jemand in der Ferne, so sieht man den Hirsch in einem

langsamen gemessenen Schritte eine kurze Zeit gleichsam halt machen, und den fremden Gegenstand mit einer Art von schlauer Bewunderung anstaunen; merkt das kluge Thier weder Hunde noch Feuergewehre, so geht es langsam und unbesorgt vorwärts, und macht keinen Versuch zum Fortlaufen. Vor den Menschen scheint es sich gerade nicht am meisten zu fürchten; es scheint vielmehr ein Vergnügen an den Tönen der Schäferflöte zu finden. Die Jäger bedienen sich bisweilen dieses Instrumentes, um das Thier ins Verderben zu locken.

Der männliche Hirsch ist flüchtig, scheu vor Hunden und Jägern, aber nicht vor Landleuten. Ernst und Edelmuth sind auf seinem Gesichte ausgedrückt, und scheinen auch in seinem Betragen zu liegen. Ueberhaupt kann man den Hirsch unter die listigen und verschlagenen Thiere rechnen. Wird er verfolgt, so sucht er seinem Feinde durch die Flucht zu entkommen; treibt man ihn aber in die Enge, so setzt er sich zur Wehre, und weiß sich mit seinem Geweih gegen Menschen und Hunde nachdrücklich zu vertheidigen. Zur Brunstzeit verläßt ihn seine gewöhnliche Sanftmuth.

Trift es sich bisweilen, sagt Pontoppidan (s. dessen natürliche Geschichte von Norwegen 2 Th. S. 19.), daß zehn und mehrere Hirsche über die ziemlich breiten Buchten und Strömungen zwischen dem festen Lande und den Inseln setzen müssen, so halten sie so gute Ordnung und unterstützen einander auf eine solche Art, daß der Kopf des Einen auf dem Hintertheile des Andern ruht; ist der Anführer ermüdet, so begiebt er sich zurück, und läßt dem Nächsten den Vorrang. Sie schwimmen mit so vieler Leichtigkeit, daß man einstmals ein Männchen, das ein Weibchen

suchte, von einer Insel nach der Andern schwimmen sah, obgleich beide etliche Stunden von einander entfernt waren.

In den französischen Zeitungen vom J. 1764. den 16. Juli liest man, daß ein Schiff der ostindischen Gesellschaft verschiedene fremde Thiere, unter Andern zwei Tiger für für den Herzog von Cumberland aus Ostindien mit gebracht hat. Da nun dieser gern sehen wollte, wie diese Thiere jagten, so that er den 30 Juni Einen von diesen Tigern in den Wald von Windsor, der mit Leinwand umspannt war, und ließ ihn los. Man that einen Hirsch hinzu. Augenblicklich lief der Tiger auf ihn los, und wollte ihn von der Seite anfallen, allein der Hirsch vertheidigte sich mit seinem Geweihe so gut, daß er den Tiger in die Flucht schlug. Der Tiger kehrte wieder um, und versuchte den Hirsch beim Halse zu fassen; der Hirsch wieß ihn aber eben so kräftig als das erstemal ab. Endlich kam es zum dritten Angriff, und diesmal warf ihn der Hirsch mit seinem Geweihe durch einen Stoß eine gute Strecke vorwärts, und verfolgte ihn. Der Tiger ließ nunmehro ab, und rettete sich in den Wald, riß sich durch die Leinwand durch, kam unter einen Haufen Gänse, ergriff Eine von denselben, und tödtete sie auf der Stelle. Während er ihr Blut aussog, warfen ihm zwei Indianer, die dazu bestimmt waren, ihn zu hüten, eine Kappe über den Kopf, legten ihm Ketten an, und brachten ihn nach seinem Behältnisse zurück. Der Herzog von Cumberland schenkte dem Hirsche die Freiheit, und legte ihm ein breites silbernes Halsband um, in das er die Erzählung dieses Gefechtes eingraben ließ.

Die Einwohner von Beuve an der Ouche waren im J. 1757 drei Monate nach einander Augenzeugen von folgender Begebenheit. Man hat dort die Gewohnheit, von dem Anfange des Monats April an bis zu Ende des Juni die Kühe auf die Berge auf die Weide zu treiben, die jenseits des kleinen Flusses Ouche liegen, über welchen diese Thiere ohne viele Mühe hinübergehen. Alle Tage kam ungefähr um die nämliche Stunde ein Hirsch von den Gebirgen herunter, und gieng der Heerde bis an die Ufer des Flusses entgegen. Der Stier, der diese Heerde anführte, wollte seine Oberherrschaft behaupten, und den Hirsch fortjagen, allein dieser war so weit davon entfernt, ein Gefecht auszuschlagen, daß er vielmehr zuerst das Zeichen dazu gab, und dem Stiere mit solcher Lebhaftigkeit zusetzte, daß er ihn zwang, ihm die Herrschaft über die Trift zu überlassen. Es vergieng kein Tag, wo sich diese furchtbaren Nebenbuhler nicht mit einander gemessen hätten. Aus der weitesten Entfernung, und sobald sie einander erblickten oder hören konnten, foderten sie einander heraus, und der Wiederhall ertönte von ihrem Gebrüll. Der Vortheil blieb beinahe stets auf Seiten des Hirsches, der die Kühe alsdann im Triumphe auf die Berge führte, und von dem ganzen Rechte des Siegers gegen sie Gebrauch machte.

In der Wahl seines Futters ist der Hirsch sehr delikat. Hat er genug gefressen, so zieht er sich in ein Dickigt zurück, um in Sicherheit wiederzukäuen. Das Wiederkäuen scheint ihm größere Mühe als dem Schaafe oder der Kuh zu kosten, welches vielleicht von der größern Länge seines Halses und von dem engen Gange herrührt.

Je älter der Hirsch wird, desto stärker, voller und zitternder wird seine Stimme; während der Brunstzeit hat sie sogar etwas Schreckliches. Alsdann hört auch seine Geselligkeit auf. Die Brunstzeit beginnt zu Ende des Augusts oder zu Anfange des Septembers. Die alten Männchen streifen dann von der Abenddämmerung an bis an den Morgen in den Wäldern herum, und suchen die Weibchen auf. Dabei lassen sie ein lautes Gebrüll hören, welches man in einer großen Entfernung vernimmt. Die Brunstzeit dauert fünf bis sechs Wochen. Während derselben legt der Hirsch seine eigenthümliche Schüchternheit und Sanftmuth gänzlich ab. Er ist vor Begierde wüthend, und kann selbst Menschen gefährlich werden. Seinen Zorn läßt er gegen alle männliche Hirsche aus, die ihm aufstoßen. Die Jüngern ergreifen die Flucht vor ihm; mit den Alten, die ihm gewachsen sind, beginnt er, wo er sie nur findet, einen solchen fürchterlichen Kampf, daß man das Getöse von dem Aneinanderstoßen der Hörner weit und breit hört. Es fallen dabei sehr häufig tödtliche Wunden vor, und die Beispiele sind nicht selten, daß ein ergrimmter Hirsch seinen Nebenbuhler auf der Stelle todt stößt. Zu dem ersten Weibchen, das der Hirsch findet, hält er sich die ganze Brunstzeit über ganz vorzüglich; doch begattet er sich nebenher auch mit Andern.

Nach der Brunstzeit begiebt sich jedes Thier wieder zu seiner Gesellschaft. Das trächtige Weibchen sucht sich gegen die Zeit, wo es gebären will (also nach 40 Wochen meistentheils im Mai), einen einsamen dicht verwachsenen Ort auf, und bringt hier auf einem Lager von Moose 1, selten 2 Junge zur Welt. Nach vier Tagen verläßt das-

selbe sein Lager und folgt der Mutter, die es aufs zärtlichste liebt, dasselbe gegen Gefahren sichert, und es so lange säuget, bis es sich wiederum trächtig fühlt.

Die Nahrung der Hirsche ist nach der Jahreszeit verschieden. Im Sommer fressen sie allerlei Gräser, Kräuter und Laubarten. Im Frühjahre besuchen sie die Saatfelder; dies thun sie auch gegen die Erndtezeit, und richten alsdann großen Schaden an. Während der Brunstzeit fressen sie wenig.

Sonst fabelte man sehr viel von dem hohen Alter der Hirsche, allein man kann mit Recht annehmen, daß er oft nicht funfzig Jahr alt wird.

Ehemals spannte man gezähmte Hirsche vor den Wagen; zum Reiten aber hat man sie nie gebrauchen können. In den Zeiten der Barbarei ließen die Gewaltigen dieser Erde Wilddiebe auf Hirsche anschmieden, und mit denselben in den Wald laufen, wo sie in kurzem auf die schmählichste Weise in Stücken zerrissen wurden.

Der Damhirsch. Ceruus Dama. Lin. Dama, und Dein. Buffon. Fallow Deer. Pen.

Der Damhirsch ist viel kleiner als der gemeine oder Rothhirsch, und hält das Mittel zwischen diesem und dem Reh. Er ist ein munteres, scheues und flüchtiges Thier, so lange er seine Freiheit genießt. Zähmt man ihn aber, so wird er so kirr, daß man ihm ganz nahe kommen, und mit der Hand streicheln kann. Seine Stimme, die man

besonders zur Brunstzeit stark hört, hat viel Aehnliches mit jener des Rothhirsches; doch ist sie schwächer.

Die Damhirsche lieben die Geselligkeit, und gehen daher gern in starken Heerden oder Rudeln beisammen. Nach der Begattung vereinigen sich die alten Böcke und streifen umher; doch entfernen sie sich nicht leicht so weit von ihrem Standorte, als der Rothhirsch. Auch leiden sie ihre Weibchen und jüngere Männchen unter sich. Man sieht aber die beiden Letztern selten unter den Erstern: denn Weibchen und Junge halten sich ebenfalls in Haufen zusammen.

Die Damhirsche lieben Gegenden, die etwas hoch sind. Sie richten ebenfalls auf den Saatfeldern Schaden an, fressen auch gern Eicheln, und ziehen nach den Gegenden hin, wo man diese in großer Menge findet. Im Winter begeben sie sich nach den Heiden, und fressen Heidekraut, junge Schößlinge und dergleichen.

Die Heerden, in denen sie leben, theilen sich bisweilen in zwei Partheien, und kämpfen hartnäckig um den Besitz eines Lieblingstheiles des Parks; jede Parthei hat ihren Anführer, der allemal der Aelteste und Stärkste von der Heerde ist. Sie greifen einander in regelmäßiger Schlachtordnung an; fechten muthig und unterstützen einander; ziehen sich zurück, sammeln sich wieder, und geben selten den Kampf nach einer Niederlage auf. Derselbe wird oft mehrere Tage hinter einander erneuert, bis die schwächere Parthei nach mehrern Niederlagen den Kampf aufgeben, und den Sieger im Besitz des streitigen Gegenstandes lassen muß.

Der Damhirsch läßt sich leicht zähmen.

Die Brunstzeit fällt einen Monat später als beim Rothhirsche, nämlich im Oktober. Die Männchen streiten zwar auch um die Weibchen, allein sie sind dabei weniger hitzig. Sie jagen sich mit denselben herum, und scharren ein Loch in die Erde, in das sich das Weibchen legen muß; dann gehen sie um dasselbe herum, und beriechen es. Die Dammhirschkuh geht 8 Monate trächtig, und bringt etwa im Juni 1, bisweilen auch 2 Junge zur Welt.

Das Reh. Cervus capreolus. Lin. Chevrevil und Chevrette. Buffon. Roe oder Roebuck. Pennant.

Das Reh ist schneller und behender als der Hirsch, und seine Farbe verändert sich mit den Jahreszeiten. Im Sommer hat es ein kurzes, weiches, gelbbraunes Haar; im Winter aber ist dasselbe länger, rauher, dichter, und fällt ins Rothgraue.

In der Lebensart haben die Rehe das Meiste mit dem Hirsche gemein, doch sind sie auch in manchen Stücken den Ziegen ähnlich. Sie sind scheu und furchtsam, daher stets auf ihrer Hut, und bei jeder nahenden Gefahr schnell auf den Beinen. Sie springen mit außerordentlicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit über Stock und Stein dahin. Allein sie besitzen nicht blos in der Flüchtigkeit ein vortreffliches Mittel, ihren Feinden zu entgehen, sondern sie haben auch ausnehmend feine Sinnenwerkzeuge, auf welche sie sich eben so sicher verlassen können. Ihre feurigen Augen

nehmen in einer großen Entfernung, und selbst im Gebüsch jeden Gegenstand wahr, der ihnen Gefahr drohet. Eben so fein ist ihr Gehör, der Geruch aber scheint beide Sinne an Schärfe und Feinheit noch zu übertreffen. Den Menschen, der im Winde stehet, wittert das Reh in einer Entfernung von 300 Schritten. Graset es daher an solchen Stellen, wo oft Menschen hinkommen, so richtet es von Zeit zu Zeit die Nase in die Höhe, um zu spüren, ob sich etwa ein Feind nähert. Die Stimme besteht in einer Art von Gebell, das hell tönt und ziemlich schallt. Vorzüglich lassen es diese Thiere zur Zeit der Begattung, doch aber auch sonst hören, wenn sie etwa durch etwas stutzig gemacht werden.

Das Reh liebt trockne, luftige und lichte Waldgegenden mit niedrigem Gebüsche und Strauchwerke. Gehölze, in deren Nähe sich gute Wiesen und Saatfelder befinden, sind sein liebster Aufenthalt. In Nadelwäldern hält es sich blos im Winter auf, weil sie ihm gegen die strenge Witterung Schutz geben.

Das Reh trift man nicht heerdenweise an, sondern man bekommt jedesmal blos eine Familie, einen Bock mit einem bis drei Weibchen zu Gesichte. Seine Nahrung besteht in Vegetabilien, z. B. Laub, Kräutern, Kohl, Rübsaat. Im Winter frißt es Baumrinde. Die Rehe gehen gewöhnlich des Abends und des Morgens auf die Weide. Der Bock führt dabei seine Weibchen an, und thut beinahe jeden Schritt ins Freie oder in einen Garten mit Ueberlegung.

Zu Ende des Novembers oder zu Anfange des Dezembers fällt die Brunstzeit, die aber nur 14 Tage dauert,

wenn nicht etwa Weibchen, die keinen Gatten haben, sich mit dem Bocke in Gemeinschaft einlassen. Der Bock ist während der Brunstzeit sehr feurig, und schreiet häufig so laut und mit solcher Anstrengung, daß ihm der Hals davon anschwillt. Nach 21 Wochen (im Mai oder zu Anfange des Juni), wirft das Weibchen an einem verborgenen buschigen Orte zwei, selten drei Junge. Dem Männchen verbirgt es dieselben sorgfältig, und entfernt sich daher auch acht Tage lang gänzlich von demselben. Vielleicht besorgt es von dem Vater eine üble Behandlung der Jungen. Erst nach einigen Tagen, wenn der Mutter die Jungen folgen können, sucht sie den einsamen Gatten wieder auf, führt ihm seine Kinder vor und liebkoset ihn, um gleichsam Liebe für seine Kinder zu erbitten. Der Vater giebt auch den Wünschen seiner Gattin nach; er übernimmt sogleich einen Theil der Pflege der Jungen, führt sie an, sorgt für ihren Unterhalt, und vertheidigt sie gegen jede Gefahr aufs äußerste. Die Mutter aber liebt die Jungen noch inniger und zärtlicher als der Vater. Sie hängt mit solcher Zärtlichkeit an ihnen, daß sie alles wagt, um sie zu retten, und sich um diese Zeit selbst vor dem Menschen nicht fürchtet. Man hat gesehen, daß sie blindlings auf denjenigen los gerannt ist, der ihre Jungen antastete.

Will man junge Rehe aufziehen, so muß man sie den ersten oder zweiten Tag vom Lager nehmen, weil sie sonst davon laufen. Man ernährt sie mit Milch, bis sie Gewächse fressen lernen. Hat man gerade eine melkende Ziege, so kann man das Reh an ihr saugen lassen. Solche aufgezogene Thiere werden außerordentlich zahm, und gewöhnen sich so an ihren Pfleger, daß sie demselben wie Hunde

nachlaufen. Die Böcke sind indessen nicht selten stößig, und verwunden bisweilen Kinder, ja selbst Erwachsene, wenn sie in ihr Revier kommen, ohne daß man sie durch den Stock und die Peitsche abhalten könnte.

Das männliche junge Reh bekommt im siebenten Monate seines Alters zwei kurze Spieße. Diese erscheinen beim nächsten Wechsel schon etwas größer, und so stufenweise bis ins vierte Jahr, wo sie zwei Zinken oder Enden erhalten. Mit jedem Wechsel steigt die Zahl derselben, bis sie auf sechs oder acht gekommen sind. Selten trift man Mehrere an. Mit dem Ausgange des Dezembers, sobald die Brunstzeit vorüber ist, wirft das Reh sein Gehörn ab, und nach 10 bis 11 Wochen steht des Neue schon wieder vollendet da.

Die Giraffe. Camelopardalis Giraffa. Lin. Giraffe. Buffon.

Nur in Afrika findet man dieses merkwürdige Thier, wo es in allen Theilen dieses großen Continentes lebt. Die Wälder Aethiopiens und andere Gegenden des Innern Afrikas, das Vorgebirge der guten Hoffnung u. s. w. sind sein Aufenthalt.

Die Giraffen nähren sich von Baumblättern, vorzüglich von dem Laube einer besondern Art von Mimosa (Sinnpflanze), die in ihrem Vaterlande wächst. Auch fressen sie Pflanzen, die auf den Wiesen wachsen, ohne daß sie sich, um zu weiden, oder zu trinken, erst auf die Kniee legen dürf-

ten, wie man fälschlich geglaubt hat. Sie legen sich oft nieder, um wiederzukäuen oder um zu schlafen, wodurch an ihrem Brustbeine eine sehr starke harte Haut entsteht, und die Haare auf den Knieen die Gestalt einer Krone bekommen. Hätte die Natur, sagt Levaillant, den Giraffen einen reitzbaren Charakter gegeben, so würden sie übel daran seyn, da sie weder zum Angriffe noch zur Vertheidigung sonderliche Waffen haben.

Sie sind von einer friedlichen und furchtsamen Gemüthsart, fliehen die Gefahr, und entfernen sich in einem sehr schnellen Trotte, so daß sie ein gutes Pferd im vollen Laufe nur mit Mühe einholen kann.

Man hat behauptet, dies Thier könne sich gar nicht vertheidigen; indessen weiß ich, sagt Levaillant, zuverlässig, daß es durch Ausschlagen den Löwen müde und muthlos macht, und ihn zum Weichen bringt. Niemals habe ich gesehen, daß es sich seiner Hörner bedient, und man könnte diese also als unnütz ansehen, wenn man nicht überzeugt seyn müßte, daß die Natur stets weise und zweckmäßig handelt, ob wir gleich nicht immer einsehen, wozu dieses oder jenes nützt oder bestimmt ist.

Die Giraffe galoppirt wie ein Pferd. Wenn sie einen Vorderfuß aufhebt, so neigt sie jedesmal den Hals etwas niederwärts. Ihre Geduld geht sogar so weit, daß sie, wenn sie auch eine Wunde erhalten hat, nicht aufgebracht und ungeduldig wird. Sie graset wenig; auch wächst an den Orten ihres Aufenthaltes wenig Gras. Ihre meiste Nahrung besteht in Baumblättern. Sie wiederkäuet. Im Schlafe ruhet der ganze Körper auf den Knieen, welche daher auch kahl sind.

Im Ganzen hat die Giraffe ein schönes Ansehen, obgleich ihre Gestalt viel Ungewöhnliches zeigt, und ihr Rücken so abhängig ist. Ihr Gang ist weder linkisch noch unangenehm; aber wenn sie trabt, so sieht dies lächerlich aus. Man sollte das Thier für hinkend halten, wenn man sieht, wie der Kopf, der oben auf einem langen niemals gebogenen Halse sitzt, vor- und rückwärts schwankt, und zwischen den beiden Schultern, wie in einem Stücke, hin und herschwankt.

Das Fleisch der jungen Giraffen soll einen guten Geschmack haben. Die Hottentotten machen vorzüglich wegen des Fettes auf dieses Thier Jagd, welches ein großer Leckerbissen ist, auf den sie einen großen Werth setzen.

Das Antilopengeschlecht.

Die Antilopen sind im Ganzen schöne und lebhafte Thiere, und halten sich in gebirgigen Ländern auf, wo sie zwischen den Felsen mit so vieler Leichtigkeit und Schnelligkeit herum springen, daß der Zuschauer darüber in Erstaunen geräth. Einige leben auf Ebenen, wo man sie bisweilen in Heerden von 2 bis 3000 beisammen sieht. Sie weiden wie die Ziegen, und fressen oft die zarten Sprößlinge der Bäume ab. Sie sind von Natur schüchtern und unruhig, und suchen sich beim geringsten Anschein von Gefahr durch die Flucht zu retten.

Der Nilgau. Antilope picta. Lin.

Der Nilgau hält sich im Innern von Ostindien auf; der Dr. Hunter giebt in den philosophischen Verhandlungen folgende Nachricht von demselben: „gewöhnlich behauptet man, daß der Nilgau äußerst falsch sey, allein derjenige, den er zu besorgen hatte, war sehr sanft. Er schien an jeder Art von Vertraulichkeit ein Vergnügen zu finden, leckte allemal die Hand desjenigen, der ihn streichelte oder der ihm Brod gab, und machte nie den geringsten Versuch, ihn mit seinen Hörnern anzugreifen. Er schien sich viel auf seine Geruchsorgane zu verlassen, und schnoperte stark und laut, sobald er jemand zu Gesichte bekam. Dies that er auch, wenn man ihm zu fressen oder zu trinken brachte, und ein ungewöhnlicher Geruch brachte ihn so leicht auf, oder er verfuhr dabei so vorsichtig, daß er das Brod nicht fressen wollte, das ihm eine Hand reichte, die Terpentinöl oder Brantewein angerührt hatte.“

„Die Art, wie er focht, war ganz besonders; dies war auf Lord Clive's Wohnsitze, wo man zwei Männchen in eine kleine Einfassung that; während sie noch eine beträchtliche Strecke von einander entfernt waren, machten sie sich dadurch zum Angriffe bereit, daß sie auf die Kniee niederfielen, und wenn sie noch einige Schritte von einander entfernt waren, thaten sie einen Sprung, und schossen auf einander los.“

Der Dr. Hunter hatte zwei dieser Thiere in einem Stalle, und bemerkte die Sonderbarkeit an ihnen, daß, wenn irgend ein Angriff auf sie gemacht wurde, sie allemal

sogleich auf die vordern Kniee niederfielen; bisweilen wollten sie dies auch thun, wenn er zu ihnen kam, da sie ihn aber nie angriffen, so glaubte er, daß sie dies aus Schüchternheit oder Gehorsam gethan haben.

Die Unerschrockenheit und Stärke, mit der sie auf einen Gegenstand losspringen, kann man aus einem Vorfalle ersehen, den man von Einem der Größten und Schönsten dieser Thiere erzählt, das man jemals in England gesehen hat. Ein armer Arbeiter, der nicht wußte, daß er sich in der Nähe des Thieres befand, und es daher weder beleidigen wollte, noch irgend eine Gefahr ahndete, kam an die Aussenseite des Staketes der Einfassung, in der man dasselbe hielt: der Nilgau sprang mit Blitzesschnelle gegen das Holzwerk, und zwar mit einer solchen Kraft, daß es in Stücken zersprang, und Eines von seinen Hörnern bis an die Wurzel abbrach. Dieses gewaltsame Anprallen hielt man für die Ursache seines Todes, der nicht lange darauf erfolgte. Man kann daraus sehen, daß dies Thier zu gewissen Zeiten wild und boshaft, zu andern aber sanft und gutmüthig ist.

Da man bisweilen solche Thiere nach England gebracht hat, so hat man gesehen, daß sie sehr zahm sind, daß sie aus der Hand fressen, und daß sie das Weitzenbrot ungemein lieben. Ist der Nilgau recht durstig, so säuft er zwei Eimer Wasser auf einmal aus. Die Ersten von diesen Thieren, die man nach England brachte, waren ein Männchen und ein Weibchen, und kamen im Jahr 1767 von Bombay als ein Geschenk an den Lord Clive. Sie brachten jedes Jahr Junge zur Welt. Nach der Zeit kamen noch zwei nach England, die Herr Sullivan an

den König von England schickte. Sie sind in allen englischen Niederlassungen in Ostindien ungewöhnlich; diejenigen, die man da findet, kommen aus den entfernten innern Bezirken des Landes.

Bernier, der in seiner Reisebeschreibung dieses Thieres auch erwähnt, sagt, daß sich der Kaiser Aurengzeb mit der Jagd desselben ergötzt, eine große Menge erlegt, und seinen Omrahs zum Geschenke gemacht habe.

Sein Fleisch schmeckt gut.

Die Gemse. Antilope rupicapra. Lin. Chamois Goat. Shaw. Chamois. Buffon.

Die Gemse hält sich auf den hohen Alpen und beschneieten Felsengipfeln auf. Man findet sie im Salzburgischen, in Tyrol, Steiermark, Kärnthen, in der Schweiz, im ehemaligen Dauphiné, in Savoyen, auf den Apenninen, den Pyrenäen, in Griechenland, auf dem Caucasus und Taurus. Sie liebt die dünne reine Bergluft, warme niedrige Gegenden sind ihr zuwider. Gleichwohl wagt sie sich nicht wie die Steinböcke auf die äußersten Felsenspitzen; auch kommt sie diesen im Klettern und Springen nicht gleich.

Von diesem Thiere findet man in Höpfners Magazin für die Naturkunde Helvetiens 2 B. S. 115. von Ulysses von Salis Marschlins folgende interessante Nachrichten:

Der Aufenthaltsort der Gemsen ist im Sommer in den höchsten Gipfeln zu suchen, und zwar sind es immer die

unzu-

unzugänglichsten Orte, Steinriesen, in Felsen eingeschlossen, oder sonst sehr jähe Grasplätze, immer aber suchen sie nahe am Schnee und an Gletschern zu bleiben. Sobald der Tag anbricht, weiden sie, und nähren sich von den delikatesten Alpkräutern; da aber nicht alle Weiden, auf welchen sie ihre Nahrung suchen unzugänglich sind, so ziehen sie sich, sobald der Tag stärker heranrückt, in abgelegene, wilde, rauhe, aber immer schattichte Bergthäler zurück, denn diese ziehen sie allen andern vor, ruhen daselbst wie unsre gemeinen Ziegen aus, und suchen sich, aber immer auf oder neben dem Schnee, zu lagern. Ihre größte Freude besteht darin, sich auf dem Schnee oder den Gletschern herumzuwälzen. Ueberhaupt merkt man, daß die Gemsen von Natur sehr hitzige Thiere sind, und nicht vergebens hat ihm der Schöpfer sehr gemäßigte Gegenden zu bewohnen gegeben. Sie trinken sehr wenig Wasser, weil sie erstlich das Gras mit dem Thau genießen, und zweitens sehr viel Schnee fressen. Sobald der Abend einbricht, gehn sie wieder auf ihre Weide, und nur mit einrückender Nacht ziehen sie sich unter hohle Felsen, oder eingefallene Felsstücke zurück. Höhlen oder Nester haben sie schlechterdings keine. So leben sie im Sommer oder im Herbst. So wie aber die Natur auf den höchsten Gipfeln erstirbt, ziehen sie sich immer näher an die Wälder herab, bis sie der Winter zwingt, sich wirklich in denselben niederzulassen. Sie wählen die dichtesten und wärmsten Wälder zu ihrem Winteraufenthalte, und zwar diejenigen Theile derselben aus, die ihrem Instinkte nach vor den Schneelawinen am sichersten sind. Unter den sogenannten Wettertannen schlagen sie am liebsten ihr Lager auf, weil sie dieselben mit ihren niedern

und ausgebreiteten Aesten vor Kälte und Schnee schützen. Hier nähren sie sich von dem hohen Waldgrase, und haben sie dasselbe nicht, so dient ihnen die Moosart, die von den Tannenästen in weissen langen Bärten herabhängt, und von den Jägern so gern anstatt des Papiers in den Feuergewehren gebraucht wird, zur täglichen Nahrung. Es ist wahr, daß sie bisweilen dabei das Leben verlieren; denn, während sie sich auf den hintern Beinen in die Höhe richten, um dieselben von den Bäumen herunter zu holen, verwickeln sie sich öfters mit den Hörnern in den Aesten, und können sich nicht wieder los machen. Auf diese Art bleiben sie da aufgehangen, wie man schon verschiedene gefunden hat. Daß sie die Wälder auf der Sommerseite vorziehen, ist natürlich, weil sie theils wärmer in denselben leben, theils aber auch in denselben geschwinder frische Weide bekommen. Die härteste und unangenehmste Jahreszeit ist für sie der Frühling: sie verlassen alsdann die Wälder, um die rauhe Nahrung, die sie daselbst genießen müssen, gegen jung aufkeimendes Gras, das sie hin und wieder sehen, zu vertauschen. Allein um zu diesem zu gelangen, müssen sie sich in bewohnte Gegenden herablassen, die sie sonst wegen ihrer Wildheit und Menschenscheue vermeiden, ob es gleich selten geschieht, daß sie sich bis nah an die Häuser wagen, oder sehen sie etwa frische Weide an sonnigten Plätzen in den Bergen, so führt sie der Weg dahin durch Schnee, der alsdann schon weich und dennoch hoch ist. Denn nichts ist für sie beschwerlicher, als durch Schnee zu setzen, weil ihr Körper nicht darnach gebauet ist, daß er sie tragen könne, und sie allemal einsinken. Einer der glaubwürdigsten Jäger erzählte hierüber Folgendes; als

er einstens sieben Gemsen im Frühlinge bei einer Sennhütte antraf, flohen diese, sobald sie ihn ansichtig wurden, davon, mußten aber über ein Schneefeld setzen, wo dieser noch sehr hoch lag, ob schon weich war. Als sie nun sahen, daß es, wegen des beständigen Einsinkens, mit der Flucht sehr langsam gieng, sprang die Letzte auf den Rücken der vorhergehenden, setzte so über den Rücken aller Andern, und stellte sich an die Spitze, ihr folgte die Vorletzte, und that ein gleiches, und so fort, so daß sie in einem Augenblick über den Schnee weg waren.

Daß diese Thiere in Gesellschaft leben, ist bekannt; man findet sie in verschiedener Menge bei einander, man hat schon sechzig beisammen gesehen. Sie weiden mit einander, ziehen mit einander von einem Orte zum Andern, und wenn sie einen Feind merken, so fliehen sie auch mit einander davon. Daß sie zum Behuf der Gesellschaft eine Wache ausstellen, während sie weiden, ist falsch. Keine Gemse verläßt sich auf die andre, da ist jede wachsam, hält alle Augenblicke den Kopf empor, und durchschaut die Gegend, oder wittert der Luft entgegen, ob sie etwas merke, und die erste, die das geringste Verdächtige sieht, warnet die andern mit einem durchdringenden Pfeifen, und in einem Hui ist die ganze Gesellschaft entflohen. Sind sie gelagert, so haben sie den Kopf immer aufrecht, und keinem Thiere kann man besser als ihnen nachsagen, daß sie mit offnen Augen schlafen. Eben so machen sie es, wenn sie trinken oder lecken, wo sie sich alle Augenblicke umsehen.

Obschon die Gemse ein gesellschaftliches Thier ist, so giebt es doch Einsiedler unter ihnen, die schlechterdings alle

Gesellschaft scheuen, und immer einzeln angetroffen werden. Dies sind diejenigen, die Stoßböcke genannt werden, weil sie sich am liebsten in den Alp = Erlenstauden, die man Stoß nennt, aufhalten. Gemeiniglich sind dies alte Böcke, die vor Alter weißgrau und mit langen Haaren bewachsen sind. Entweder können sie der jungen Gesellschaft nicht mehr nachkommen, oder dieselbe hat sie vielmehr als unnütze Glieder verstoßen, und dafür leben sie in philosophischer Stille und Einsamkeit. Sie sind gemeiniglich die fettesten, die man bekommt. Diese ausgenommen, trift man wenig Gemsen allein an, es sey denn im Herbste, wo sich, wenn die Begattungszeit da ist, die großen Gesellschaften in kleinere Haufen trennen.

Die Begierde, die dieses Thier nach dem Salze hat, kostet ihm oft das Leben, indem sich die Jäger diesen Umstand zu Nutze machen. Man weiß, daß man in den höchsten Bergen, wo die Felsen etwas hervor hangen, und kalkschiefrigter Natur sind, das sogenannte englische Bittersalz häufig findet. An diesen Stellen finden sich die Gemsen in Menge, und beinahe täglich ein, um dieses Salz wegzulecken. Schon verschiedene Jäger haben bemerkt, daß sie sich so durstig daran geleckt hatten, daß sie davon zum ersten besten Wasser laufen mußten, um ihren Durst zu stillen. Eben so gerne suchen sie die Steine auf, worauf die Schafhirten in den wilden Alpen ihren Schafen das Salz zu lecken geben; hier lauern ihnen alsdann die Jäger auf. Daß sie aber alle Tage die sogenannten Salzleckinnen zur nemlichen Stunde besuchen, und eben so periodisch Wasser trinken sollen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, halte es also für eine Fabel.

Diese Thiere haben so vieles mit unsern Ziegen gemein, daß man auf den Einfall gerathen könnte, sie wären nur eine verwilderte Art davon. Der äußern Gestalt nach haben sie sehr viel Aehnliches mit einander, und unterscheiden sich blos darin, daß die Gemse einen gestreckten Hals, und längere Beine hat. Sonst stimmen alle Geschlechtskennzeichen mit einander überein. Beide Arten lieben das Salz, beide springen gern und mit leichter Mühe in den Felsen und erhabenen Gegenden herum; was sie aber noch näher verwandt macht, besteht darin, daß sie sich zu gleicher Zeit begatten, gleich lange tragen, und, wie der Verfasser der Briefe über ein Hirtenland sagt, sollen sie sich auch mit einander begatten. Dies kann ich weder bejahen noch verneinen, wohl aber haben sie eine gleiche Stimme, lagern sich, weiden und trinken wie die Ziegen. Der Schöpfer hat die Gemsen mit unendlich feinen Sinnen begabt, weil sie sich selbst überlassen sind. Sie sehen und hören sehr weit; am bewundernswürdigsten aber ist ihr Geruch, der so fein seyn soll, daß sie ihre Feinde, besonders aber das Pulver, auf eine Viertelstunde weit riechen sollen. Außerdem sind sie auch viel behender als die Ziegen, und wer es nicht gesehen hat, kann sich weder von der Geschwindigkeit, mit der sie laufen, noch von den erstaunlichen Sprüngen, die sie von einem Felsen zum andern thun, einen Begriff machen: auch sollte man kaum glauben, daß noch dort ein Geschöpf vorbeikommen könne, wo die Gemsen leicht darüber hüpfen. Ihrer großen Aufmerksamkeit und ihrer Leichtigkeit, durch die unwegsamsten Gegenden zu entfliehen, haben sie es zu verdanken, daß sie meistens für ihre Größe ziemlich alt werden. Man rechnet,

daß sie fünf und zwanzig bis dreißig Jahre leben, und wirklich findet man dergleichen, meistens aber Böcke, die fast vollkommen weiß vor Alter sind, und einen recht ehrwürdigen Bart vor sich herunterhängen haben, so wie ihnen alle Haare auf den Seiten lang werden. Das weibliche Geschlecht soll nie so alt werden, vielleicht weil es mehrern Plagen unterworfen ist.

Selbst für den erfahrensten Jäger ist es sehr schwer, sogleich den Unterschied zwischen Männchen und Weibchen zu erkennen. Man sagt wohl, daß der Bock viel dickere Hörner habe, und das Weibchen sowohl vorn als hinten viel schmächtiger sey; doch ist der Unterschied nicht sehr in die Augen fallend. Am besten erkennt man diesen, wenn sie in die Brunst kommen, und dieses geschieht zur Zeit, wenn sie recht fett sind, nemlich um den St. Martinstag. Sie haben sich den ganzen Sommer durch Kräfte genug gesammelt, sind alsdann muthig und voller Feuer, und zu dem vorhabenden Geschäfte am besten geschickt. Zwar sollen sich einige nach verschiedener glaubwürdiger Jäger Berichte, auch im Frühling, und zwar zwischen April und Mai, begatten; dies mag aber nur von einigen wenigen wahr seyn, und kann vielmehr als eine Ausnahme betrachtet werden. Denn ich wüßte wahrhaftig nicht, wo sie um diese Zeit die Lust dazu hernehmen wollten, da ihnen die lange Dauer und die schlechte Nahrung des Winters weder die Kräfte noch den Muth dazu verleihen konnte. Gewiß ist es also, daß sie im Herbst mehr Antrieb dazu haben; und daß es ihnen auch nicht an Muth mangelt, beweisen die Kämpfe, die unter ihnen erfolgen, wenn zwei Männchen einem und demselben Weibchen aufwarten wollen:

denn hat sich ein Männchen ein Weibchen ausgelesen, so hütet es dasselbe beständig, und macht ihm so lange seine Anträge, bis es erhöret wird. Sollte das nemliche Weibchen aber auch einem andern gefallen haben, so entsteht gleich bei der ersten Zusammenkunft ein hitziger Kampf, der sich bei zweien von ungleicher Stärke, mit der Flucht des Schwächern und einer ziemlich hartnäckigen Verfolgung des Stärkern endigt. Sind sie aber von gleichen Kräften, so ist der Tod meistens das Schicksal, und das Ende des Ueberwundnen. Wer hätte bei diesen sanften Bewohnern der Alpen so vielen Muth und so viele Hartnäckigkeit gesucht, da es sonst in Absicht auf seine Feinde ein so furchtsames, und nur in der Flucht und in der Leichtigkeit seiner Füße sein Heil suchendes Thier ist? Der Ueberwinder kehrt alsdann zur Ursache seines Kampfes zurück, und empfängt den Lohn seiner Tapferkeit. Die eigentliche Begattung geschieht auf die nemliche Art, wie bei unsern gemeinen Ziegen. Dies ist der Zeitpunkt, wenn die Gemsen ihre großen Gesellschaften trennen, und oft nur zwei und drei bei einander angetroffen werden, bis sie endlich der herannahende Winter zwingt, gemeinschaftlich eine Zuflucht in den Wäldern zu suchen.

Die Gemse trägt 20 bis 22 Wochen, so daß sie meistens zu Ende des April oder Anfangs Mai ihre Jungen werfen. Sollten sie sich aber im Frühling begattet haben, so fällt die Zeit ihrer Entledigung in den September. Eben deswegen glaube ich, daß die Frühlingsbegattung nur selten statt findet, weil die im Herbste geworfnen Jungen dem Winter schon nahe sind, und alsdann die schlechteste Nahrung bekommen, wenn sie zu einem blühenden Wachs-

thum die beste haben sollten: da hingegen diejenigen, die im Frühlinge geworfen werden, den ganzen Sommer und Herbst vor sich haben, und immer fettere und bessere Milch genießen. Und wirklich trift man unter den Gemsen dergleichen an, die viel unansehnlicher und kleiner sind, als die Andern, und dies sind vermuthlich Herbstlinge. Die Gemse wirft meistens nur ein, selten zwei Junge. In dieser Absicht sucht sie sich unter einem überhangenden Felsen irgend ein trockues, und so viel möglich verborgnes Nest aus; man hat aber nie gefunden, daß sie je etwas zusammengetragen hätte, um sich dasselbe bequem zu machen. Erstens läßt es ihre Furchtsamkeit nicht zu, irgend eine bleibende Stätte zu haben; und zweitens haben sie es auch nicht nöthig, weil das Junge der Mutter in kurzer Zeit überall nachfolgen kann. Sie säugt dasselbe 6 Monate lang, und einigemal, doch selten, hat man gesehen, daß das vorjährige und diesjährige Junge mit einander an ihr gesogen haben. Nicht der Bock, welcher, sobald er seinen Endzweck erreicht hat, auch seiner Liebe entsagt, und dann weder Mutter noch Junges für etwas, das ihn angienge, erkennt; sondern die Mutter allein übernimmt alle Pflichten und Beschwerden zur Erhaltung des Jungen, sucht, bis sie es gelehrt hat, über Felsen und Klippen zu setzen, die entlegensten und sichersten Weiden aus, hat beständig alle ihre Sinne angestrengt, um den Feind von weitem gewahr zu werden, und bei Zeiten sich und ihr Junges zu retten. Und da hat man vielmals mit Verwunderung gesehn, wie sie ihm mütterlich zuruft, wenn sie über einen Felsen gesetzt, und das Junge den Sprung schon zwei bis dreimal vergebens gewagt hat, und wieder zurückgefallen

ist, wie sie dann wieder zurückkehrt, und ihm den Sprung nochmals vormacht, bis es ihr nachsetzen kann. Bei solchen Gelegenheiten lassen sie eine Stimme, wie ohngefähr das Meckern einer Ziege hören; denn des Pfeifens bedienen sie sich nur, wenn sie etwas Verdächtiges merken oder sehen, und die Gesellschaft warnen wollen. Nach dem Berichte einiger Jäger soll bei den Gemsen die Begierde, ihre Art zu erhalten, so weit gehen, daß, wenn eine Mutter von ihrem Jungen weggeschossen wird, sich gleich eine Andre einfindet, die es an Kindes statt annimmt. Dies mag insofern wahr seyn, als verschiedene Gemsen bei einander gewesen sind. Sonst ist es sicher, daß die Jungen auch ihre todte Mutter nicht verlassen, und oft auf diese Art lebendig gefangen werden. Sie müssen aber alsdann noch sehr jung seyn; denn sobald sie sechs Monate alt sind, so entziehen sie sich der unmittelbaren Vorsorge ihrer Mutter, das heißt, sie sind alsdann im Stand von selbst ihre Nahrung und Sicherheit zu suchen. Uebrigens aber bleiben sie immer gesellschaftlich bei einander, und bilden eine Art von Haushaltung. Auch glaube ich, daß sie sich nie völlig von ihrer Mutter trennen, bis sie selbst begattungsfähig sind, welches im dritten Jahre geschieht.

Ob sich die Gemsen zähmen lassen, wie Einige behaupten, kann ich nicht recht versichern, weil ich keine zuverlässige Nachrichten darüber habe einziehen können. Möglich scheint mir dieses nur dann zu seyn, wenn sie sehr jung gefangen werden; denn die Gemse ist ein zu wildes, furchtsames, menschenscheues, seine Freiheit liebendes Thier, als daß es sich, wenn es aufgewachsen ist, sollte zähmen lassen. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß es unter Men-

schen und in deren Wohnungen lange ausdauern sollte; denn die Natur hat es nicht für unsere grobe Luft und Nahrung, sondern für die zarten Alpenkräuter und die freie Bergluft geschaffen.

Eben dieser Nahrung und gesunden Luft schreibe ich es zu, daß die Gemsen, meines Wissens, so wenigen Krankheiten unterworfen sind. Nicht wenig trägt dazu auch die beständige Bewegung bei, die sie sich machen. Daß sie von sehr hitziger Natur sind, ist bekannt; allein die Gegenden, die sie bewohnen, schützen sie genugsam vor den Folgen dieses Naturells.

Sie sind der Krätze unterworfen, und diese ist eine Folge ihres vielen oft unmäßigen Salzleckens. Eben deswegen reiben und wälzen sie sich so oft im Schnee herum.

Sind aber diese Thiere wenigen Krankheiten ausgesetzt, so haben sie dafür andere Plagen und Gefahren zu befürchten. Erstens sind sie so wenig als andre Thiere vom Ungeziefer frei. Zweitens stellen ihnen sowohl der Bär, Wolf, als auch der Luchs überall nach; doch werden sie wegen ihrer Geschwindigkeit im Entfliehen, und der Vortreflichkeit ihrer Sinne im Wittern, selten ein Raub dieser Thiere. Viel gefährlicher für sie ist, wenn sie noch jung sind, der große Alpengeier, weil er unvermerkt aus der Luft auf sie herabschießt, und sie davon trägt. Bisweilen wagt sich dieser Vogel auch an die großen, und sucht sie, wenn sie sich auf sehr stillen gefährlichen Plätzen befinden, mit dem Schlagen seiner Flügel in den Abgrund hinunter zu stürzen, um alsdann ihren Körper genießen zu können, welches ihm auch manchmal gelingt. Ein unsichtbarer und desto schrecklicherer

Verderber sind diel Schneelawinen, welche sie nicht selten überfallen, und ohne Rettung in ihren mit Felsen und Bäumen vermischten Schneebergen vergraben.

Der unbarmherzigste, und wegen seiner Geschicklichkeit und List ihnen gefährlichste Feind aber ist der Mensch, der sie ihrer Unschädlichkeit ohngeachtet, eines geringen Gewinnes wegen, mit der größten Begierde verfolgt. Hat sich aber je die Natur an dem geldgierigen Verheerer ihrer unvernünftigen Säuglinge mit Nachdruck rächen wollen, so ist es bei der Gemsenjagd der Fall. Es giebt gewiß keine gefährlichere, mit mehr Beschwerlichkeiten verbundene, und dabei ungewissere Jagd, als die Gemsenjagd. Man kann als gewiß annehmen, daß die wenigsten Gemsenjäger eines natürlichen Todes sterben, oder doch mit ganzen Gliedern aus der Welt gehen. Früh oder spät ist ihr Loos ein schrecklicher Tod, oder eine grausame Verstümmelung ihres Körpers. Außerdem müssen die Gemsenjäger ganz besondre Eigenschaften haben. Erstens muß ein Gemsenjäger ein vortreflicher Schütze seyn, und ausgesuchte Waffen haben; denn thut er einen einzigen Fehlschuß, so ist für diesen und die künftigen Tage meistens nichts mehr zu gewinnen, weil die Gemsen so scheu werden, daß sie sich in der größten Eil entfernen. Er muß gute Augen, und sichre Füße haben; die Letztern werden meistens mit Fußeisen versehen, um über die steilsten Klippen, neben den schrecklichsten Abgründen, kommen zu können. Er muß sich nicht scheuen durch schlüpfrige Schneefelder und über Gletscher zu setzen, die gemeiniglich voller Spalten sind. Schwindelt, oder glitscht er einmal aus, so ist er gemeiniglich unwiederbringlich verloren. Ueberfallen ihn die auf den Bergen so gewöhnlichen

dichten Nebel, wo man nicht zwei Schritte vor sich sehen kann, in einer gefährlichen Lage, so muß er Geduld haben, daselbst sich fest anklammern und aushalten, bis sie vorüber sind, wenn er nicht in einen Abgrund stürzen will. Hat er nun endlich die Freude einen oder etliche Gemsen zu sehen, so muß er sich auf das sorgfältigste hüten, nicht das geringste Geräusch zu machen; daher muß er oft, um nicht bemerkt zu werden, in den gefährlichsten Pässen, auf 100 Schritte weit, auf dem Bauch fortkriechen. Alsdann muß er eine sichere Stellung nehmen, um schießen zu können: denn hören die Gemsen das geringste Geräusch, oder fehlt er, o hat er sein Leben vergeblich gewagt. Trift es sich, daß er diese Thiere, wie es oft der Fall ist, an einem Orte überrascht, wo sie keinen andern Ausgang, als denjenigen haben, durch welchen er gekommen ist, wie es dergleichen von Felsen und Klippen eingeschlossene Plätze in den Alpen viele giebt, so ist er verloren, wenn er nicht ein Mittel ausfindig macht, sich fest anzuklammern, oder den Gemsen aus dem Wege zu gehen. Denn sie stürzen sich blindlings nach diesem Ausgange hin, um zu entkommen, und ist derselbe nur schmal, so wird der Jäger das Opfer ihrer Furcht und Verzweiflung, indem sie ihn wirklich in den Abgrund zu stoßen suchen. Freilich sucht sich der erfahrne Jäger diese Jagd, so viel als möglich zu erleichtern, daß er ihnen des Morgens früh, oder des Abends spät, wenn sie weiden, aufpaßt, oder bei den von ihnen so gesuchten Salzlacken seinen Standort nimmt und auf sie lauert, daß er immer den Wind gegen sich zu haben sucht, und alle mögliche Vorsicht gebraucht; allein, um zu diesen Standörtern zu gelangen, muß er schon den oben erwähnten Gefahren

sich aussetzen, und dann wird alle seine Vorsicht öfters durch die Vortreflichkeit der Sinne dieser Thiere vereitelt. Junge und unerfahrne Jäger werden gemeiniglich das Opfer ihrer Unvorsichtigkeit. Was man vom Stehen der Gemsen erzählt, daß nemlich einige Jäger die Kunst wissen, sie unbeweglich zu machen, um bequem nach ihnen schießen zu können, ist zu lächerlich, um wiederlegt zu werden, ob es schon von vielen fest geglaubt wird. Endlich fängt man sie auch mit Schlingen, aber auf diese Art kann man nur wenige und zwar blos Junge fangen.

Saussure macht von der Gemsenjagd in Savoyen folgende Schilderung: „Ich sah," sagt er, „auf einem Fußsteig in den Felsen eingerammelte Pfähle, um die Fallen, worin man sonst die Gemsen fieng, daran fest zu machen. Man legt eine Schlinge über den Fußsteig, die an einem langen und losen Strick an der Falle befestigt ist. Sobald sich das Thier an den Füßen gefangen fühlt, erschrickt und flieht es, und schleppt die Schlinge mit sich fort, und wenn diese unvermuthet durch den Strick fest gehalten wird, stürzt es gegen den Abgrund, wo es hängen bleibt, ohne sich im geringsten zum Vortheil seiner Befreiung anstrengen zu können. Doch ist diese Jagd nicht mehr gebräuchlich; man hat so viele Gemsen umgebracht, daß der Fang zu selten ist, um die Mühe zu belohnen, die man darauf wenden muß."

„In Chamouny beschäftigt die Gemsenjagd noch viele Bergbewohner, und entreißt oft Menschen, die ihren Familien theuer sind, in der Blüthe ihrer Jahre. Wenn man die Beschaffenheit dieser Jagd kennt, so erstaunt man, daß eine so beschwerliche und gefahrvolle Lebensart etwas

unwiderstehlich Anziehendes für diejenigen haben kann, die sich einmal daran gewöhnt haben.“

Der Gemsenjäger bricht gemeiniglich in der Nacht auf, um bei Tagesanbruch auf den höchsten Weiden zu seyn, wo die Gemse ihre Nahrung sucht, ehe die Heerden ankommen. Sobald er an den Oertern anlangt, wo er sie anzutreffen glaubt, untersucht er dieselben mit seinem Fernglase. Sieht er keine Gemse, so geht er weiter und steigt immer höher; bemerkt er aber einige, so sucht er zwischen ihnen empor zu steigen, und sich ihnen zu nähern, indem er dem Bette eines Berg = oder Gletscherwasserstroms aufwärts folgt, oder hinter den Felsenerhöhungen durchschleicht. Wenn er nun so weit gekommen ist, daß er ihre Hörner unterscheiden kann, (denn hiernach berechnet er seine Entfernung von ihnen) so stützt er sein Gewehr auf einen Felsen, zielt mit kaltem Blut, und fehlt selten. Das Gewehr ist ein gezogenes Rohr, worein die Kugeln mit Gewalt getrieben werden; oft ist das Gewehr zweiröhrig mit einem Schafte, ein Rohr liegt auf dem andern, und eins wird nach dem andern losgeschossen. Wenn er eine Gemse getroffen oder getödtet hat, so eilt er zu seiner Beute, schneidet ihr die Sehne an den Hinterfüßen auf, um sich ihrer zu versichern, und untersucht den Weg, den er machen muß, um nach Hause zu kommen; ist dieser sehr gefährlich, so zieht er das Fell ab, und nimmt blos dieses mit. Ist aber der Heimweg nur einigermaßen gangbar, so nimmt er seine Beute auf die Schultern, trägt sie nach Hause, und zwar oft über schreckliche Abgründe und steile Felsen. Der Jäger ernährt sich nebst seiner Familie von dem Fleische des Thieres, das gut schmeckt,

vorzüglich wenn es noch jung ist. Das Fell trocknet er zum Verkauf.

Wenn aber das Thier, wie es oft der Fall ist, die Annäherung des Jägers wittert, so flieht es mit größter Geschwindigkeit in die Gletscher und Eisfelder, oder auf die steilsten Felsen. Besonders kastet es viele Mühe, sich ihnen zu nähern, wenn viele bei einander sind. Während der Trupp weidet, stellt sich eines als Vorposten auf ein vorragendes Felsenstück, von dem es alle Zugänge zu dem Weideplatz übersehen kann; bemerkt diese Schildwache irgend einen gefährlichen Gegenstand, so giebt sie solches durch eine Art von Pfeifen zu erkennen; sobald die weidende Gemsengesellschaft dies Warnungszeichen vernimmt, laufen alle hinzu, um selbst über die Natur und Gefahr des Gegenstandes zu urtheilen; wenn sie nun sehen, daß es ein reissendes Thier oder ein Jäger ist, so stellt sich die Erfahrenste unter ihnen an die Spitze, und der ganze Trupp flieht in gerader Linie an die unzugänglichsten Oerter.

Hier fangen nun die Beschwerlichkeiten des Jägers an; fortgerissen durch seine Leidenschaft, kennt er keine Gefahr; er geht über den Schnee, ohne an die Abgründe zu denken, die dieser bedeckt; er durchstreicht die gefährlichsten Abwege, klimmt, springt von Felsen zu Felsen, ohne zu bedenken, wie er zurück kommen will. Oft überfällt ihn die Nacht mitten in seiner Verfolgung, dennoch aber giebt er diese nicht auf; denn er glaubt, die nemliche Ursache werde auch die Gemse aufhalten, und er werde sie den andern Tag des Morgens wieder finden. Jetzt bringt er die Nacht nicht etwa unter einem Baume, wie die Jäger

in der Ebene, auch nicht in einer grün tapezierten Höhle, sondern an dem Fuß eines Felsens, oft auf einem Haufen Felsentrümmer, ohne den geringsten Schutz zu. Hier allein, ohne Feuer zum Wärmen, ohne Licht, genießt er nun sein bischen Käse und Haberbrod, welches Letztere seine ordentliche Nahrung ist, die so trocken und hart ist, daß er es zwischen zwei Steinen zerbrechen, oder mit der Axt, die oben an seinem Bergstock angemacht ist, und die er gebraucht, Fußstapfen in das Eis zu hauen, in Stücken schlagen muß.

Mißmuthig genießt er seine sparsame Mahlzeit, legt einen Stein unter sein Haupt und entschläft, träumend von dem Wege, den die Gemsen genommen haben möchten.

Durch die Kühle des Morgens aber wird er bald wieder aufgeweckt, steht vor Kälte zitternd auf, mißt mit forschenden Blicken die Abgründe, durch die er noch laufen muß, um die Gemsen wieder zu erreichen; trinkt etwas Branntwein, den er immer bei sich trägt, wirft seine Jägertasche wieder über seine Schulter, und eilt neuen Gefahren entgegen.

Diese Jäger bleiben oft mehrere Tage lang in dieser Einsamkeit, während ihre Familien, besonders aber ihre Weiber, der schrecklichsten Ungewißheit überlassen sind; sie wagen es nicht zu schlafen, aus Furcht ihre Geliebten im Traume zu erblicken; denn in dieser Gegend herrscht eine allgemein angenommene Meinung, ein Mensch, der auf dem Eise oder in den Felsenabgründen umkommt, erscheine in der Nacht derjenigen Person, die ihm am theuersten und liebsten gewesen, um ihr zu entdecken, wo sein Körper

liege,

liege, und sie zu bitten, diesem Ueberreste die letzte Ehre zu erzeigen.

Ich kannte einen jungen Mann aus der Gemeinde Sixt, der wohl gebildet und sehr einnehmend war, und der sich nicht lange vorher mit einem artigen Frauenzimmer verheirathet hatte — dieser sagte einst zu mir: „Mein Großvater kam auf der Jagd um, mein Vater kam auf der Jagd um, und ich bin so sehr überzeugt, daß ich auch da meinen Tod finden werde, daß ich hier diesen Sack, den ich mit mir auf die Jagd nehme, mein Leichentuch nenne, weil ich gewiß weiß, daß ich kein anderes haben werde; und dennoch, wenn Sie mir das größte Glück anbieten wollten, aber unter der Bedingung, daß ich die Gemsenjagd aufgeben solle — ich würde sie doch nicht aufgeben.“ Ich machte einige Reisen mit diesem Manne auf den Alpen; er besaß eine erstaunliche Behendigkeit und Stärke: aber seine Verwegenheit übertraf beides. Ich erfuhr aber auch, daß zwei Jahre darauf ihn das Schicksal betroffen hatte, das er sich vorher gesagt hatte.

Zu den Gefahren, die von dieser Gemsenjagd unzertrennlich sind, kommen noch die Zänkereien und kleinen Schlachten, die zwischen den Jägern verschiedener Nationen, ja verschiedener Gemeinen entstehen. Ich will hier eine merkwürdige Geschichte, diesen Gegenstand betreffend, erzählen, die ich von dem Jäger selbst, der die Hauptrolle dabei spielte, erfahren habe. Ein Jäger von Sixt verfolgt eine Gemse, die er tödtlich verwundet hatte. Zwei Jäger aus dem Wallis schossen auf dieselbe, und tödteten sie. Nach den Gesetzen der Jagd gehörte die Gemse dem Savoyer, der sie zuerst verwundet hatte; und da er näher

dabei ist, so eilt er hinzu, nimmt sie und wirft sie auf seine Schulter. Die Walliser, die weiter oben standen und wegen eines Felsenstückes, das sie von der Gemse trennte, nicht geradenwegs zu derselben kommen konnten, riefen ihm zu: er soll sie liegen lassen; zugleich ließen sie ihm eine Kugel um die Ohren pfeifen; demohngeachtet gieng er seinen Weg fort, bis eine zweite Kugel ganz nahe bei ihm vorbei saußte. Auf dem beschwerlichen Wege konnte er nicht schnell genug mit seiner Last fortkommen; Mangel an Pulver und Kugeln hinderte ihn sich zu widersetzen, er ließ also die Gemse zurück. Aber voll Zorn und Rachbegierde verbirgt er sich an einem Orte, wo er die Walliser beobachten konnte. Mit Recht glaubte er, der Tag sey zu kurz, als daß die Walliser wieder nach Hause kommen könnten, und daß sie in einer Hütte in der Nähe übernachten würden, die schon verlassen war. Was er geahndet hatte, das geschieht; er bemerkt die zum nächtlichen Aufenthalt gewählte Hütte sorgfältig, geht zur Nachtzeit nach einem Dorf, das zwei Stunden weit davon entfernt ist, kauft sich dort Pulver und Blei, ladet sein Gewehr mit zwei Schüssen, begiebt sich wieder zur Hütte, nähert sich, sieht durch die Oeffnungen der Wand die Walliser beim Feuer, welches sie sich angemacht hatten, und sich wärmen, stößt sein Rohr durch die Oeffnung, und ist jetzt im Begriff seine zwei Schüsse los zu drücken, und beide nieder zu schießen, als ihm plötzlich einfällt, daß diese zwei Männer, seitdem sie auf ihn geschossen, nicht gebeichtet hätten, daß sie also verdammt wären, wenn er sie jetzt erschösse.

Dieser Gedanke rührte ihn, er läßt seinen Vorsatz fahren, er tritt mit Heftigkeit in die Hütte, sagt

ihnen, was er habe thun wollen, und in welcher Gefahr sie gewesen seyen.

Der Eindruck, den diese Erzählung auf die Walliser machte, war, wie leicht zu erachten, außerordentlich erschütternd, sie dankten ihm für seine Schonung, erkannten ihr Unrecht, und theilten friedlich die Gemse mit ihm.

Die kleine Anzahl derjenigen Bergbewohner, die bei dieser Lebensart alt werden, trägt in ihrer Gesichtsbildung unverkennbare Spuren des geführten Lebenswandels. Ein wilder Blick, etwas Grausames und Freches, macht sie unter einer Menge Menschen kenntlich, auch dann, wenn sie ihre gewöhnliche Jagdkleidung nicht tragen.

Die Saiga-Antilope. Antilope Saiga. Lin. Saiga. Buffon. Scythian Antilope. Pennant.

Diese Antilopenart findet man am Caucasus, am caspischen See, in Siberien und nach Forster (J. R.) auch in Bessarabien und in der Moldau. Sie lebt vorzüglich in solchen Gegenden, wo es Salzquellen giebt; denn ihre liebste Nahrung sind Wermuth und Salzkräuter, die auf dürren Steppen sehr häufig wachsen. Im Herbste unternimmt sie in Gesellschaft weite Wanderungen nach südlichen Gegenden; dies thut sie nicht sowohl aus Mangel an Futter, als vielmehr aus Furcht vor den Bremsen, die für sie eine schreckliche Plage sind. Bei solchen Wanderungen beläuft sich ihre Anzahl bisweilen auf einige Tausende. Im

Frühjahre theilen sie sich wieder in kleine Heerden, und kommen wieder nach dem Norden zurück.

Selten legt sich eine ganze Heerde auf einmal zur Ruhe nieder; sondern immer bleiben Einige auf den Knieen, und halten Wache. Wenn diese müde sind, geben sie denjenigen, die ausgeruhet haben, ein Zeichen. Diese stehen sogleich auf, und lösen gleichsam die vorigen Schildwachen ab. Auf diese Art schützen sie sich öfters vor den Angriffen der Wölfe und den hinterlistigen Nachstellungen der Jäger. Sie sind so schnell, daß sie das flüchtigste Pferd oder den schnellsten Hund überlaufen; allein hierbei sind sie so schüchtern und kurzathmig, daß sie sehr häufig gefangen werden. Beißt sie ein Hund, so fallen sie sogleich nieder, und machen keinen Versuch zum Wiederaufstehen. Beim Laufen scheinen sie sich auf eine Seite zu neigen; ihre Schnelligkeit ist eine kurze Zeit über so erstaunlich groß, daß sie mit ihren Füßen kaum die Erde zu berühren scheinen. Die Sonnenhitze und das Zurückprallen der Sonnenstrahlen auf den sandigen Ebenen, wo sie sich aufhalten, macht sie im Sommer beinahe blind, weshalb sie alsdann leicht gefangen werden.

Die Saiga blöckt wie ein Schaf, und weidet rückwärts, welches vielleicht daher rührt, daß ihre Oberlippe größer als ihre Unterlippe ist.

Die jungen Saigas lassen sich zähmen, und laufen dann frei herum, ohne sich mit den Wilden zu vermischen. Sie haben ein wohlschmeckendes Fleisch; das von Alten aber taugt, besonders im Sommer, nicht viel.

Das Weibchen bringt jährlich blos ein Junges zur Welt, und zwar allemal im Mai. Mit den Hörnern

und Häuten der Saigas treibt man einen beträchtlichen Handel.

Der Springbock. Antilope Pygarga. Lin.

Diese Antilopenart trift man gegen Norden vom Vorgebirge der guten Hoffnung an, und lebt, wie Barrow (s. dessen Reise ins Innere von Südafrika. A. d. E. mit Anm. übers. von Bergk I. Th. 1801. S. 130.) erzählt, in Trupps beisammen. Nie trift man den Springbock anders als in großen Heerden an, die sich nach der Erzählung der Capbauern bisweilen auf 10,000 Stück belaufen sollen. Die Stärke und Schnellkraft der Muskeln dieses Thieres sind so groß, daß, wenn ihn sein Verfolger zu nahe auf den Leib kommt, es in einem einzigen Sprunge 15 bis 25 Fuß weit setzt. Sein gewöhnlicher Gang ist ein beständiges Hüpfen oder Springen, wobei es alle vier Beine auf einmal ausstreckt und vom Boden aufhebt. Kein Hund kann einen alten Springbock einholen; die jungen Böcke aber, die damals, als Barrow reiste, sehr zahlreich waren, werden häufig, ob schon nach einer langen und angestrengten Jagd, gefangen.

Auf den Ebenen von Camdebu traf Barrow die Springböcke in ungeheuren Schaaren an. Ein geschickter gelernter Jäger kann, jedesmal, wenn er auf die Jagd geht, zwanzig bis dreißig Stück erlegen. Der Bauer fängt sie auf folgende Art: er versteckt sich in das Dickigt, in der Nähe der Quellen oder Wasserlöcher, bei denen sich

gegen das Ende des Tages hin die ganze Heerde einstellt, um ihren Durst zu löschen, und wenn er dann seine große Flinte, die mit mehrern Kugeln beladen ist, unter sie abfeuert, so streckt er auf einen Schuß drei bis vier darnieder.

Auf den Getraidefeldern, die sie bisweilen in großen Schaaren besuchen, richten diese Thiere in Südafrika große Verheerungen an. Sie finden sich daselbst oft in großen Heerden ein, und besitzen so viele Scharfsicht, daß sie sich weder in Schlingen noch mit Fallschüssen fangen lassen. Nach dem Bezirke von Bockeveld kommen sie, wie Thunberg erzählt, bisweilen haufenweise. Nach Verlauf gewisser Jahre stellen sie solche Wanderungen an, wie die Lemminge; sie langen tausendweise an, gehen in Reihen, Eine hinter der Andern, und fressen auf ihrem Wege alles Gras auf, das sie finden. In ihrem Marsche stört sie durchaus nichts. Bringt eine Mutter unter Weges ein Junges zur Welt, so setzen sie dennoch ihren Gang in ununterbrochener Ordnung fort, und lassen sich nicht einmal von Löwen und andern Raubthieren abschrecken, die dem Trupp zu folgen pflegen, und oft große Verheerungen unter demselben anrichten. Nehmen sie ihren Weg über das Gut eines Bauren, so bleibt nichts auf dem Felde für sein Vieh übrig. Tag und Nacht muß er seine Aecker bewachen lassen, damit er nur das Saatkorn erhält, weil die Springböcke sonst alles aufzehren.

Sie leben nicht, wie die andern Antilopenarten auf den Gebirgen oder im Dickigte, sondern halten sich auf offenen Ebenen auf, wo sie sich durch ihre Schnelligkeit vor ihren Feinden zu retten suchen.

Die Ziege. Capra Hircus. Lin. Bouc und Chevre. Buff. Domestic Goat. Pennant.

Die Hausziege findet man in den meisten Gegenden der Erde, indem sie die äußersten Grade von Hitze und Kälte ohne Nachtheil ertragen kann. Unter unsern Hausthieren giebt es kein so launigtes und sonderbares Thier als die Ziege. Sie ist sanftmüthig und still, muthwillig und eigensinnig. Kaum hat sie ihren Pfleger geliebkoset und sich einschmeichelnd gegen ihn betragen, als sie schon eine ungestüme Wildheit ergreift, die sie zu den lächerlichsten und sonderbarsten Bewegungen und Sprüngen verleitet. Und wenige Augenblicke darauf steht sie wieder still, hängt traurig den Kopf oder sieht jemand sehnsuchtsvoll an. Sobald sie ein Hund oder ein anderes Thier verfolgt, drängt sie sich an den Menschen hinan, und erkennt ihn für ihren Beschützer.

Der Bock ist noch sonderbarer in seinem Betragen. Neckt man ihn, so macht er die sonderbarsten Grimassen und lächerlichsten Geberden. Er besitzt Muth und Kraft, und stellt sich seinem Feinde mit seinen Hörnern zur Wehre. Durch seine Stimme drückt er seine Affekten und Leidenschaften aus.

In wilden, gebirgigen und trocknen Gegenden hält man die Ziegen häufiger, als da, wo man Ackerbau treibt. Sie sind aber schwer zu hüten, und ein einziger Hirte ist kaum im Stande eine Heerde von 40 bis 50 Stücken in Ordnung zu halten. Sie springen über Stock und Stein, über Gräben und Umzäunungen, und richten in Baum- Kraut- und Weingärten große Verheerungen an. Die Zie-

gen können vortreflich auf Klippen und Felsen herumspringen, und schroffe Abhänge ersteigen.

Die Hausziegen fressen allerlei Gräser, Kräuter, Getraide, Eicheln u. s. w. Manche Pflanzen, die für viele andere Säugthiere Gift sind, z. B. Schierling, Wolfsmilch u. s. w. schaden ihnen fast gar nichts, Andere hingegen, z. B. die Frucht und Blätter des gemeinen Spindelbaumes, sind für sie Gift.

Sonnini erzählt in seiner Ausgabe von Büffons Naturgeschichte ein merkwürdiges Beispiel von der Bereitwilligkeit, mit der die Ziegen Thiere anderer Art, und zwar größere, an sich fangen lassen; er versichert, er habe im J. 1780 ein Füllen gesehen, das seine Mutter verloren hatte, und das an einer Ziege saugte, die man auf ein Faß stellte, damit das Füllen besser saugen konnte. Das Füllen folgte seiner Säugamme auf die Weide, wie es seiner Mutter gefolgt seyn würde, und wurde von der Ziege mit der größten Sorgfalt gepflegt, die dasselbe allemal durch ihr Meckern zurück rief, sobald es sich zu weit von ihr entfernte.

Der Steinbock. Capra Ibex. Lin. Bouquetin, Bouc-estain. Buff. Rock-Goat. Smellie.

Der Aufenthaltsort der Steinböcke sind die unzugänglichen Klippen und Felsenspitzen der höchsten Alpen, auf welchen sie im Sommer bis über die Schneegrenzen hinauf steigen; den Winter hindurch aber halten sie sich in den

Niederungen auf. Man trift sie auf den Gebirgen der Schweitz, auf den Pyrenäen, den Karpathen, den tauri= schen und kaukasischen Gebirgen u. s. w. an. Jetzt sind aber diese Thiere, wegen der Wuth, mit der man sie ver= folgt, viel seltener als sonst. Sie sind äußerst scheu und schüchtern, und wenn man ihnen nachstellt, so sind sie zum Erstaunen schnell und leicht.

In Höpfners Magazin der Naturkunde Helve= tiens 4ter Band S. 341. findet man von den Steinböcken folgende Nachrichten: Junge und alte Steinböcke ändern im Frühjahre gegen den Mai hin ihr Haar, und bekommen ein rothes in Gelbe spielende, das, so wie der Herbst heranrückt, dunkel braun mit Grau vermischt wird. Im Winter und gegen das Frühjahr hin verändert sich ihr Haar wieder. Mit zunehmendem Alter werden sie grau.

Die Jäger erkennen das Alter des Steinbockes an der Zahl der quer laufenden Ringe, die sich oben auf der vor= dern Seite der Hörner befinden. Jedes Jahr, sagen sie, wächst Einer, allein dies ist nicht richtig. Das Alter der Steinböcke läßt sich nicht vermittelst der Hörner, wohl aber, wie auch bei den Schafen, vermittelst der Zähne sicher bestimmen.

Der Steinbock erreicht ein ziemlich hohes Alter: denn man kann mit Gewißheit annehmen, daß er 28 bis 30 Jahre lebt. Das Weibchen ist über ein Drittel kleiner als das Männchen, auch ist es viel schmächtiger und weniger fleischig als dieses. Es hat wie die Ziege zwei Zitzen.

Der Steinbock hat verschiedene Arten zu schreien; die Gewöhnlichste besteht in einem kurzen scharfen Pfeifen, das viele Aehnlichkeit mit dem Pfeifen der Gemse hat; nur un=

terscheidet es sich darin, daß dieses Letztere gedehnter ist. Wenn das Thier noch jung ist, so hat es eine Art von Meckern, das sich aber beim zunehmenden Wachsthum verliert.

Der Steinbock, den Berthout von Berghem zu Aigle sah, besaß eine außerordentliche Sanftmuth und Geselligkeit, und die Anhänglichkeit an seine Amme, das eine Ziege war, war sehr groß, ob sie ihn schon nicht mehr säugte. Oft, wenn er sich auf einem Dache oder an andern ihr unzugänglichen Oertern befand, und sie unruhig zu seyn schien, indem sie ihn durch ihr Meckern rufte, kam er schnell zurück.

Dies Thier hatte nichts Hitziges, nichts Aufbrausendes in seiner Miene; sein Gang war langsam, seine Neugierde äußerst groß, und alle seine Bewegungen schienen viel Ueberlegungsgeist zu leiten; erst nach reiflichem Nachdenken schien es über das, was zu thun sey, zu entscheiden. Wenn man die Gelenkigkeit dieses Thieres auf den Felsen kennt, so scheint es beim ersten Anblicke dem Drucke der Atmosphäre in der Ebene zu unterliegen, und sich zu verwundern, daß es sich in einem flachen Lande befindet, für welches es nicht geschaffen ist. Sobald es aber klettern und springen soll, verschwindet sogleich das anscheinend schwerfällige unbehülfliche Wesen gänzlich, das man einen Augenblick vorher an ihm bemerkte; es wird munter, alle seine Bewegungen erfolgen mit Anstand, es springt mit der größten Leichtigkeit auf Mauern und Dächer. Mit Verwunderung sah ich den Steinbock in Einem der innern Schloßhöfe zu Aigle in zwei Sätzen längs einer Mauer hin, und zwar parallel an derselben hinauf klettern, ohne daß er eine andere Stütze als den kleinen Vorsprung der Steine hatte,

welche man sah, da der Mörtel abgefallen war; in einem dritten Satze schwang er sich auf eine dritte Mauer hinauf, die mit der ersten einen rechten Winkel machte. Zuerst stellte er sich dem Ziele, das er treffen wollte, gerade gegen über, und zwar parallel mit der Mauer, die er erklettern wollte; dann fieng er an, als hätte er seinen Plan aufgegeben, mit kleinen Schritten den Hof, in den er eingeschlossen war, zu durchlaufen, kam von Zeit zu Zeit wieder auf den Ort zurück, von dem er ausgegangen war, und nahm die vorige Stellung wieder an, schauckelte sich einigemal auf seinen Beinen, als ob er ihre Schnellkraft versuchen wollte, und nachdem er es ziemlich lange so getrieben hat, springt er in die Höhe, klettert längs der Mauer hin, und befindet sich augenblicklich auf der, auf welche er kommen wollte. Man sah ihn auf dem scharfen Rande des obern Theiles eines Thürflügels sich fest halten. Seine Wohnung hatte er unter dem Dache des höchsten Schloßthurmes.

Dies Thier ist gar nicht böse, und wenn es seine Hörner vorhält, so geschieht es blos in der Absicht, damit man es kratze, welches es sehr gern sieht. Diejenigen, die es gekratzt haben, kennt es, und sobald es sie erblickt, geht es auf sie los, um ihnen den Kopf darzuhalten. Will es mit seinen Hörnern stoßen, so geschieht dies nicht gerade vor sich hin, sondern es hebt sich auf seinen Hinterfüßen in die Höhe, und stößt von der Seite.

Da dieser Steinbock durch seine Sprünge und Sätze Schaden verursachte, so war man genöthigt, ihm die Füße zu binden. Dieser Zwang schien auf seine körperliche Constitution Einfluß zu haben: denn als ich ihn wieder sah,

war er mager worden. Er liebt die Freiheit zu sehr, als daß ihm nicht jeder Zwang zuwider seyn sollte.

Wie zahm man den Steinbock machen kann, lehrt folgendes Beispiel: Ein Wegweiser aus Chamouni sollte zwei Steinböcke, die er aufgezogen hatte, nach Chantilli in die Menagerie des Prinzen Conde' bringen; die Thiere folgten ihm freiwillig nach, ohne daß sie angebunden gewesen wären. Als sie sich aber in der Nähe von Besançon befanden, wurden sie durch eine Heerde Kühe scheu gemacht. Sogleich ergriffen sie die Flucht, erklimmten die benachbarten steilen Felsen, und verließen ihren Führer. Dieser aber folgte ihnen nach, lockte sie, in wenigen Minuten stellten sie sich wieder bei ihm ein, und folgten ihm wie zuvor nach.

Das schönste Schauspiel aber gewährt der Steinbock, wenn man ihn im Freien und zwar so zu sagen, zwischen Himmel und Erde betrachtet. Es gewährt ein großes Vergnügen, wenn man ihn entweder eine sehr hohe Felsenspitze erklettern, oder am Rande eines Abgrundes sich zeigen, und plötzlich mit außerordentlicher Gelenkigkeit hinabsteigen sieht; wenn man bemerkt, wie er sich da bald verbirgt, bald wieder sichtbar wird, bald wieder verschwindet, und endlich in einem Augenblicke auf der andern Seite des Abgrundes sich befindet, über welchen er hinweg setzte.

Einen besonders interessanten Anblick gewährt die Leichtigkeit und Fertigkeit, mit der er die fürchterlichsten Felsen durchläuft, deren bloßer Anblick den Zuschauer schon schaudern macht, und in denen kein Mensch gehen kann. Wenn er springt, so scheint er keinen Schwung zu nehmen. Mit der größten Richtigkeit zielt er nach dem Platze, zu

dem er gelangen will, und verfehlt ihn niemals. Ist er ruhig, so trägt er seinen Kopf gewöhnlich gesenkt; läuft er aber, so hebt er ihn empor und trägt ihn etwas hinterwärts, welches seine Figur noch angenehmer macht. Will er sich auf einen funfzehn Fuß hohen senkrechten Felsen schwingen, so thut er dies in drei Sprüngen oder vielmehr in drei auf einander folgenden Sätzen, jeden von 5 Fuß. Kaum sollte man glauben, daß er am Felsen einen Ruhepunkt fände, er scheint ihn aber auch blos zu berühren, um mit der Kraft eines elastischen Balles, der gegen einen harten Körper geworfen wird, weiter in die Höhe fortgeschnellt zu werden. Nie wagt er mehr als drei solche Sprünge hinter einander. Befindet er sich zwischen zwei nahe beisammenstehenden Felsen, so springt er von Felsen zu Felsen, bis er auf den Gipfel gelangt.

Auch über die Eisberge setzt er schnell hinweg, doch thut er dies blos, wenn er gejagt wird. Hängt sein Weg aber von ihm selbst ab, so weicht er den Eisbergen aus; er scheint auf ihnen nicht so sicher, wie an den Felsen zu wandern.

Die Steinböcke weiden des Nachts in den höchsten Wäldern, aber doch nie weiter als eine Viertelstunde von der Spitze des Berges. Kaum aber beginnt die Sonne die obersten Berggipfel zu röthen, so verlassen sie in Heerden die Waldgegenden, steigen weidend immer höher, und gelangen so bis zu den beträchtlichsten Anhöhen, suchen sich da solche abhängige Stellen aus, die gegen Morgen oder Mittag liegen, und lagern sich da an den wärmsten und höchsten Plätzen. Hat aber die Sonne ungefähr drei Viertheile ihrer Bahn durchlaufen, so steigen sie weidend wieder

in die Wälder hinab, um daselbst zu übernachten. Auch wenn es schneien will, begeben sie sich in die Wälder herunter, um da den Winter zuzubringen.

Oft versammeln sich die Steinböcke in Heerden zu zehn, zwölf bis funfzehn. Alle Männchen, die 6 Jahre und drüber alt sind, nehmen jederzeit höhere Plätze ein als die Weibchen und die Männchen unter sechs Jahren. Je älter sie aber werden, desto weniger lieben sie das gesellschaftliche Leben, sie sind gegen alle Härte der strengsten Jahreszeit gleichgültig. Diese alten Steinböcke haben die Gewohnheit, sich im Winter auf die Höhen mit dem Kopfe gegen die Himmelsgegend, aus welcher der Sturm kommt, hinzustellen und da zu bleiben, ohne sich zu bewegen, so daß man sie für Bildsäulen halten sollte. Nur suchen sie sich von Zeit zu Zeit in der Nähe Nahrung, und gehen nachher wieder auf ihren Lieblingsplatz zurück. Die Weibchen und Jungen wissen nichts von dieser Gewohnheit, sondern halten sich zu allen Jahreszeiten etwas tiefer als die Andern.

Da die Vorderbeine dieser Thiere kürzer als ihre Hinterbeine sind, so ist es natürlich, daß sie mit mehr Leichtigkeit bergauf als bergab steigen; auch kann sie blos eine strenge Kälte bewegen, sich in tiefern Thälern aufzuhalten; sobald aber selbst im Winter schöne Tage eintreten, verlassen sie die Wälder, und ziehen sich nach den Höhen.

Der Winter ist bei ihnen die Jahreszeit der Liebe; die größte Brunstzeit fällt bei ihnen in den Monat Januar. Die Böcke schlagen sich alsdann mit einander, und die Ziege wird dem Sieger zu Theil.

Das Weibchen trägt fünf Monate lang, und wirft in der letzten Woche des Juni oder in der Ersten des Juli; sie bringt auf einmal blos ein Junges zur Welt, das nicht größer als eine Katze ist, und das gleich nach seiner Geburt wie das Junge der Gemse mit fortläuft; eine Stunde nachher weiß es sich schon in den Felsen zu verbergen. Sobald die Mutter das Junge zur Welt gebracht hat, beleckt sie ihm die Augen, den Kopf und den Hals, lehrt es frühzeitig springen, und wendet alle Sorgfalt auf seine Erziehung. So lange sie säuget, hält sie sich in Felsenhöhlen verborgen, sie ruft es durch Meckern, doch glauben die Jäger, daß sie ihm gewöhnlich ihren Willen durch Geberden zu verstehen giebt.

Die beste Zeit zur Steinbocksjagd ist gegen das Ende des Sommers und im Herbste, in den Monaten August und September, wo diese Thiere wohl beleibt und ziemlich fett sind. Diese Jagd ist Eine der allergefährlichsten und beschwerlichsten; denn man muß nicht nur ohne Grauen und Schwindeln in die tiefsten Abgründe hinabsehen, allenthalben fest und sicher stehen und gut treffen können, sondern auch viele Stärke und Kraft besitzen, um Hunger, Kälte und alle Arten von Beschwerlichkeiten zu ertragen.

Die entschlossensten Steinbocksjäger findet man in den Bergen von Unterwallis. Nie geht ein Jäger allein, sondern verbindet sich jedesmal mit noch Einem oder auch mit zwei. Jeder bewaffnet sich mit einem gezogenen Rohre, und nimmt in einem kleinen Sacke Lebensmittel mit sich. Die Gefahren und das Elend, das sie auf dieser Jagd auszustehen haben, sind außerordentlich groß. Die Nächte müssen sie in beträchtlichen Höhen zubringen, wo sie sich

eine elende Hütte oder vielmehr ein Schlupfloch von Rasenstücken machen, wo sie ohne Decke und Feuer schlafen, und oft beim Erwachen den Eingang in ihre Hütte mit 2 bis 3 Fuß Schnee verstopft finden. Bisweilen überfällt sie während der Jagd eines Steinbockes die Dunkelheit der Nacht; oft können sie auch nicht mehr aus dem Felsen, in den sie sich verstiegen haben, herauskommen, und müssen da die Nacht stehend und Einer den Andern um den Leib haltend zubringen, um nicht einzuschlafen.

Da die Steinböcke schon mit dem frühesten Morgen in die höhern Gegenden steigen, so muß sich der Jäger früher daselbst einfinden; denn wenn man sie weidend kommen sieht, so wittern sie den Jäger, ob sie schon einen sehr feinen Geruch haben, dennoch nicht, und hält man sich hinter Felsen verborgen, so kann man sie, um zu schießen, bis auf 30 oder 40 Schritte heran kommen lassen. Kommt der Jäger später als die Steinböcke an, so entdecken sie ihn, und ergreifen die Flucht; dann wäre es eine vergebliche Mühe, wenn man ihnen nachsetzen wollte: denn wenn sie einmal die Flucht ergriffen haben, so machen sie blos in einer sehr großen Entfernung halt, und zwar blos dann, wenn sie sich gänzlich ausser Gefahr glauben. Auffallend ist es, daß sich der Steinbock blos dann flüchtet, wenn er den Jäger riecht: denn wenn er ihn blos sieht, ohne ihn zu riechen, so macht er weiter nichts, als daß er pfeift und ihn ansieht, oder wenn er liegt, so steht er auf, pfeift und starrt ihn an; sobald er ihn aber riecht, läuft er davon.

Nie verläßt die Mutter ihr Junges, außer wenn sie gejagt wird; kann es ihr in diesem Falle nicht nachfolgen, so verläßt sie es, und das Junge verbirgt sich in eine Murmelthier-

melthierhöhle oder in andere Löcher in dem Felsen. Ist die Gefahr vorbei, so kommt die Mutter zurück, ruft es, und sucht es so lange, bis sie es findet; bleibt die Mutter aber zu lange weg, so wird sie von dem Jungen aufgesucht, das seine Höhle verläßt, sie ruft und sich mit allen Kennzeichen von ängstlicher Furcht und der lebhaftesten Unruhe wieder in eine andere Höhle verbirgt. Bekommt es dieselbe zu Gesichte, so läuft es zu ihr; liegt sie aber etwa am Boden, so fliehet es, sobald es ihr Blut riecht, kehrt aber darauf wieder zu ihr zurück, nähert sich ihr mit der zärtlichsten Theilnahme, und ergreift wieder die Flucht. Nie verläßt es die Stelle, wo es geboren ist.

Sobald ein Steinbock verwundet ist, verlassen ihn alle Uebrigen und flüchten. Schrecken und Entsetzen ergreift sie, und sie entfliehen mit der größten Schnelligkeit. Die Verwundeten erkennt der Jäger an ihrem langsamen Gange, wo sie den Kopf bald nach der rechten, bald nach der linken Seite wanken lassen, und sich bald darauf niederlegen, auch wenn sie nur leicht verwundet sind.

Ob schon der Mensch der größte Feind und vorzüglichste Zerstörer der Steinböcke ist, so ist er doch nicht der Einzige; auch Wölfe und Adler verfolgen seine Jungen. Sobald dies der Fall ist, rettet sich die Mutter mit ihnen in eine Felsenhöhle, in die sie die Jungen zuerst gehen läßt; hierauf folgt sie ihnen nach, steckt den Kopf vor die Oeffnung heraus, und bietet so ihrem Feinde die Stirne.

Große Steinböcke wiegen ausgeweidet 180 bis 200 Pfund, die Weibchen 70 bis 90 Pfund. Das Fleisch schmeckt wie Schöpsenfleisch, ist aber weit saftiger.

Das Pferd. Equus caballus. Lin. Cheval. Buffon. The common Horse.

Das Pferd zeichnet sich durch Schönheit, Klugheit und Nutzbarkeit aus. Auf seine Schönheit hat das Klima und der Boden einen großen Einfluß. Es hat einen sehr ausgebreiteten Aufenthalt. Wenn man die Pferde gehörig abrichtet, so lernen sie vielerlei Dinge. Legendre führt ein kleines bräunliches Pferd an, das einige Zeit lang in Frankreich herumgeführt, und im Jahre 1732 auf dem Jahrmarkte zu St. Germain gezeigt wurde. Unter andern Kunststücken, die es mit außerordentlicher Geschicklichkeit machte, konnte es auch durch Aufschlagen mit dem Fuße auf die Erde die Anzahl der Augen angeben, die auf einem Kartenblatte befindlich waren, die jemand aus einem Spiel Karten ausgezogen hatte. Auch schlug es mit dem Fuße so vielmal auf die Erde, als eine Uhr Stunden wieß, und drückte die Viertelstunden wie eine Repetiruhr durch kleine verdoppelte Stöße aus. Sein Herr sammelte mehrere Geldstücke von verschiedenen Personen der Gesellschaft ein, mischte sie durch einander, und warf sie dem Pferde in einem Schnupftuche hin; dies hob es auf, nahm es in den Mund, und brachte jedem das Stück Geld, das er hergegeben hatte.

Das Pferd hat einen sanften gelehrigen Charakter, es gehorcht leicht der Stimme seines Herrn, und sucht seine Zuneigung zu gewinnen. Von der Gelehrigkeit der Pferde erzählt Plinius folgendes Beispiel: die Sybariten richteten ihre Pferde zum Tanzen ab, und zwar mit grossem Erfolge; ihre ganze Reuterei bestand aus solchen

Pferden. Die Crotoniaten aber, die mit ihnen Krieg führten, ließen insgeheim ihren Trompetern die Musick lernen, nach welcher die Pferde der Sybariten zu tanzen pflegten. Hierdurch verloren die Sybariten die Schlacht: denn als sie sich zum Treffen bereit machten, fiengen die Trompeter der Crotoniaten an, die Tanzmusik zu blasen, und die Pferde tanzten, statt daß sie die nöthigen Schwenkungen hätten machen sollen.

Da das Pferd Eines der Lieblingsthiere des Menschen ist, und da es ihm so große Dienste leistet, so wollen wir hier noch einige merkwürdige Anekdoten mittheilen, die zum Beweise von seiner Klugheit, Treue, Einsicht und Geschicklichkeit dienen.

Das Pferd ist anfangs scheu und wild, wenn es den Wagen ziehen oder den Reiter tragen soll; nach und nach gewöhnt es sich aber an beides. Wie viel Gewohnheit und Gelehrigkeit bei diesem Thiere bewirken, zeigen schon die Uebungen eines Kavallerie-Regiments. Alle seine Schritte und Bewegungen sind abgemessen. Es hört die Trommel und Trompete ohne Scheu. Mitten im Getümmel der Schlacht, mitten unter dem gräßlichen Kanonendonner, unter Feuer und Rauchdampf, wo alle Thiere zurückweichen oder doch wüthend werden — da steht das heldenmüthige Roß, ohne zu fliehen, ohne selbst seine Wunden zu achten. Hört es in der Folge in der größten Entfernung den Trompetenschall, so bezeigt es sehr häufig Lust, seine vorigen Bewegungen, die es auf dem Exerzierplatze lernte, zu wiederholen. So viel vermag die Gewohnheit bis ins späte Alter! Es giebt Pferde, die auf das Geheiß ihres Herrn den Takt schlagen, Komplimente machen, sich wie

todt und aller Bewegungen beraubt hinlegen, und ähnliche Künste machen, die man zuweilen für Geld sieht. Ich habe sogar in Leipzig einmal ein junges gut abgerichtetes Pferd gesehen, das durch die Treppen in ein Zimmer im zweiten Stockwerke gieng, und von da aus durch ein Fenster auf einem nach der Mitte des Hofes zu ausgespannten Seile vermittelst eines Kloben herunter gelassen wurde, ohne auch nur im mindesten scheu zu werden.

Die Türken finden ein großes Vergnügen daran, die Pferde ihres Landes so zahm zu machen, daß sie auf ein Wort ihre Kniee beugen, und den Reiter so aufsteigen lassen, daß sie mit dem Maule einen Stock, eine Keule oder einen Säbel von der Erde aufheben, und ihrem Herrn reichen, der auf ihnen sitzt. Und wenn sie dieß alles gelernt haben, so legen sie ihnen silberne Ringe um die Nase, zum Zeichen ihrer Geschicklichkeit. Es giebt Pferde bei ihnen, die, wenn ihr Herr herabgefallen ist, auf der Stelle stehen bleiben. Andre laufen um den Stallknecht, der weit von ihnen steht, herum, und stehen stille, so oft dieser es befiehlt. Noch andre spitzen, wenn ihr Herr im obersten Stockwerke des Hauses zu Tische sitzt, die Ohren, um seine Stimme zu vernehmen, und wiehern, wenn sie ihn hören.

Ein junger Norwege lieh häufig ein Pferd von einem in seiner Gegend wohnenden Bauer, und ritt dasselbe, seines guten Gangs wegen, sehr gern. Nachdem er sich in der Folge seines Lebens außer seinem Vaterlande niedergelassen, und schon einige Zeit aus demselben entfernt gelebt hatte, besuchte er einmal seine Familie wieder. Bei dieser Gelegenheit sprach er auch den oben erwähnten Bauer, und

fragte nach seinem Pferde. Der Bauer sagte ihm, das Pferd wäre todt, und weinte, indem er dieses sagte. Als jener sich nach der Ursache seiner Betrübniß über den Tod des Pferdes erkundigte, gab der Bauer folgende Antwort: „Ich war," sagte er, „auf diesem Pferde eines Tages nach der Stadt geritten, und dort so gut bewirthet worden, daß mir der Kopf für den übrigen Theil des Körpers zu schwer war, daher ich denn auf dem Rückwege nicht sehr fest im Sattel saß. Das Pferd richtete seinen Gang so viel als möglich nach den Umständen des Reiters ein; da es aber an eine lehmigte Anhöhe kam, welche wegen des Regens glatt und schlüpfrig war, konnte es keine so sicheren Schritte mehr thun, und ich fiel seitwärts herab, wobei ich mit dem einen Fuß im Steigbügel hängen blieb. Das Pferd stand sogleich stille, und machte verschiedene Wendungen mit dem Körper, um mir los zu helfen; allein vergebens. Endlich, nachdem es mich, der ich mit dem Kopfe auf der Erde lag und mir nicht helfen konnte, eine Weile betrachtet, bückte es sich und faßte die Spitze meines Hutes, den es auch wirklich mit dem Munde aufhob, wo er mir vom Kopfe glitt. Zuletzt packte es mit seinen Zähnen meinen Rock in der Gegend des Halses an, und hob mich so weit in die Höhe, daß ich den Fuß aus dem Steigbügel ziehen konnte, und wieder auf die Beine kam." Aus Erkenntlichkeit für diesen Dienst hatte der Bauer das Pferd so lange leben lassen, als es konnte, pflegte es in seinem Alter aufs Beste, und als es zuletzt gewöhnliches Pferdefutter nicht mehr kauen konnte, gab er ihm eine Art von Grütze oder Suppe, die aus Mehl und Wasser zubereitet war.

Der Herr v. Boußanelle, Rittmeister beim Regiment v. Beauvillers, erzählt, daß einem alten sehr schönen Pferde aus seiner Compagnie auf einmal die Zähne stumpf geworden wären, so daß es weder Heu noch Haber mehr hätte kauen können; neben ihm hätten zwei Pferde, das Eine rechts, das Andre links gestanden, die es zwei Monate lang gefüttert hätten; dies würden sie auch noch länger gethan haben, wenn man es neben ihnen hätte stehen lassen. Diese beiden Pferde zogen das Heu aus der Raufe, kaueten es und warfen es nachher dem Alten vor. Dies thaten sie auch mit dem Haber, den sie zermalmten, und hernach dem Pferde hinlegten.

In dem Flecken Grumblin nicht weit von Dublin hatte jemand sein Pferd wallachen lassen, das Eines der schönsten Pferde, aber auch sehr schwer zu regieren war. Um seine Unbändigkeit zu mäßigen, nahm man zu diesem Mittel seine Zuflucht. Man verband ihm beim Wallachen die Augen, aber doch nicht so sorgfältig, daß es den Operateur nicht hätte sehen können. Es vergiengen mehrere Tage, ehe das Pferd diesen wieder zu Gesichte bekam; doch geschah es noch vor Ende der Woche, wo es noch die Schmerzen von dem Schnitte empfand; kaum erblickte es ihn im Stalle, so zerriß es seine Halfter, lief wüthend auf ihn los, warf ihn zu Boden, und hätte ihn sicherlich ermordert, wenn man ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre.

Einem gewissen Göring in Staines wurde ein Pferd gestohlen, das er trotz aller Erkundigungen nicht wieder ausfindig machen konnte. Nach einiger Zeit fuhr ein Herr in einem Cabriolett durch Staines, dessen Pferd plötzlich

vor Görings Hause stehen blieb; er schlug das Thier, allein er konnte es trotz aller seiner Bemühungen nicht von der Stelle bringen. Dieser Umstand erregte die Aufmerksamkeit der Nachbarn; es liefen mehrere Leute zusammen, unter denen sich auch Göring befand, der sogleich dies Pferd für dasjenige erkannte, das ihm gestohlen worden war. Derjenige Eigenthümer des Pferdes nannte denjenigen, von dem er es gekauft hatte; dieser hatte es wieder gekauft, und endlich kam man auch auf den Dieb, der zur gefänglichen Haft gebracht würde.

Ein englischer Stallmeister hatte ein Pferd so abgerichtet, daß es ein Schnupftuch, das man hinwarf, eben so gut holte, und es seinem Herrn brachte, sobald es ihm derselbe gebot.

Da ich in meinen jüngern Jahren, erzählt der Professor Hennings in seinem Werke: von Ahndungen und Visionen 2ter B. S. 217. sehr oft ritt, so habe ich mehrmals bemerkt, daß das Pferd, wenn ich durch ein Wasser ritt, das sehr hell und klar war, so daß man den Grund sehen konnte, ohne Bedenken hindurch gieng. War es hingegen trübe und sumpfig, so stutzte das Pferd, und wenn ich es spornte, so probirte es die Tiefe mit dem einen Fuße, und war der Grund fest, so setzte es wohl auch den Andern nach. Sobald sich aber beim zweiten Schritte die Tiefe beträchtlich vergrößerte, gieng es zurück und war nicht hindurch zu bringen. Daß die Pferde erst den Boden mit dem Fuße prüfen, ob bei dem Auftreten Gefahr sey, bezeugt auch Pontoppidan, indem er von den norwegischen Pferden sagt, daß, wenn sie steile Felsen hinauf oder herun

terstiegen, sie erst mit dem einen Fuße untersuchten, ob die Steine fest liegen oder nicht.

Nach der Erzählung des Kollegienrathes Müller (Sammlung zur russischen Geschichte, 9. B. S. 42.) bewachen die tartarischen Pferde Heerden, und nehmen solche Verrichtungen vor, die wirklich viele Klugheit verrathen. Die Tartaren und Kalmücken lassen ihre Pferde frei herum laufen, und obgleich die Heerden sehr zahlreich sind, so vermischen sie sich doch nicht mit einander; von dem jährlichen Zuwachse verliert sich nichts, ob sie schon ohne Hüter herum gehen. Legt ein Tartar eine Heerde an, so bezeichnet er blos einige Stuten und ein Paar Hengste; an diesem Zeichen erkennt er sein Eigenthum. Die Hengste machen die Wächter, gehen stets an der Seite, halten die Heerde zusammen, und keines darf sich entfernen. Erblicken sie eine fremde Heerde, so treiben sie alles auf einen Haufen zusammen, und stellen sich an die Spitze. Eben so machen es die Hengste der ankommenden Heerde. Rücken die Hengste einander zu nahe, so liefern sie einander ein Treffen, beissen und schlagen sich, bis beide Theile ermüdet oder verwundet sind und sich zurückziehen. Bei einem entstehenden Lärm besetzen die Hengste die Anhöhen, beobachten und untersuchen alles genau. Auf diese Art können sich die Pferde weder vermischen noch verlaufen. Verkauft der Eigenthümer Eines von diesen Pferden, oder will er selbst Eines gebrauchen, so wirft man ihm im Vorbeireiten eine Schlinge um den Hals, und zieht es so lange, bis es ermattet ist und sich aufzäumen läßt. Die Hengste sehen sich bei solchen Heerden als die obersten der Gesellschaft an, die ihre Heerde schützen und vertheidigen.

Ein Freund des ehemaligen Professors Krüger zu Halle (s. dessen Experimentalseelenlehre) ritt des Nachts auf seinem eigenen Pferde durch einen Wald nach Hause. Er stieß sich unversehens an einen Ast, und da er sehr schnell ritt, so stürzte er vom Pferde herab. Als es dieses merkte, blieb es nicht nur sogleich stehen, sondern kehrte auch nach dem Orte zurück, wo sein Herr hergekommen war, und als es das Haus verschlossen fand, in dem der Reiter kurz vorher gewesen war, so pochte es mit den Hinterbeinen so lange an die Thüre, bis die Leute im Hause wach wurden und aufmachten. Als sie nun das Pferd ohne Reiter sahen, eilten sie mit demselben auf dem Wege fort, auf dem sein Herr nach Hause gereist seyn mußte, und langten unter seiner Führung an der Stelle an, wo es denselben verloren hatte.

Die Pferde sind sehr scheu, besonders des Nachts; sobald sie etwas Ungewöhnliches erblicken oder ein nahes Geräusch hören, fahren sie sogleich zurück, und es ist nicht selten der Fall, daß sie der Reiter nicht zum Weitervorwärtsgehen bringen kann. Vorzüglich fürchten sie sich des Nachts vor dem Blitze, und der Reiter, der kein ganz leitbares Pferd hat, ist alsdann nicht geringen Gefahren ausgesetzt. Ich weiß, daß ein Dragonerunteroffizier einstmals bei einem heftigen Donnerwetter eine ganze Nacht im Walde zubringen mußte, weil sein Pferd von dem Flammen der Blitze in ein solches Schrecken gerathen war, daß er es nicht von der Stelle bringen konnte.

Einige Pferde, besonders Hengste, sind äußerst unbändig. Der Herzog von Northumberland hatte einen sehr schönen Hengst, den er für 400 Guineen verkaufte. Die-

ser aber war so wild, daß ihn der Käufer bald wieder verkaufen mußte. Auf diese Art kam das Thier nach und nach an mehrere Herren, und keiner konnte es bändigen. Keiner wollte das Pferd behalten, und ließ gern ein Beträchtliches vom Preiße fallen, um es nur wieder los zu werden, bis es endlich ein Bereiter für drei und eine halbe Guinee kaufte. Sobald das unbändige Thier sein eigen worden war, setzte man ihm nach dem englischen Kunstausdrucke einen Todtenreiter auf. Es machte viele Versuche seine Last los zu werden, allein alle seine Anstrengungen waren vergeblich. Nunmehro ließ man es in der Reitschule frei herum laufen, und gab ihm zwei Tage und zwei Nächte lang nichts zu fressen. Am dritten Tage fand sich sein Herr mit einem Siebe Haber ein, den das Thier fraß, ohne die geringste Wildheit zu zeigen. Den Tag darauf kam der Bereiter wieder, und hatte zwei Reitknechte mit Knitteln bei sich, um den Hengst, sobald er wild würde, tüchtig durchprügeln zu lassen. Sobald man ihn nun mit Schlägen bedrohete, lief er sogleich zu seinem Herrn, legte den Kopf über dessen Schulter, und leckte ihm das Gesicht. Von diesem Augenblicke an war das Pferd ganz zahm und geduldig, und wurde der Liebling des Reithauses.

In Lappland braucht man die Pferde nicht eher als im Winter, wo man sie zu Reisen oder zum Transport von Lebensmitteln und von Holz vor Schlitten spannt. Im Mai, oder auch früher, je nachdem der Winter dauert, verlassen die Pferde, sobald das Eis geschmolzen ist, ihren Herrn, und begeben sich, als ob sie eine Abrede darüber genommen hätten, nach gewissen Gegenden in die

Wälder. Sie vereinigen sich in Haufen, die sich weder vermischen noch trennen. Jeder Haufen nimmt den Platz ein, der ihm von langen Zeiten her angewiesen ist, hält sich dort beständig auf, und überschreitet nie die Grenzen desselben. Mangelt es ihnen an Futter, so verlassen sie diesen Ort und suchen einen Andern auf. Die Ordnung ist so fest gegründet und bleibt so unverändert, daß die Herren stets wissen, wo sie ihre Pferde finden wollen, wenn sie dieselben entweder selbst gebrauchen können oder der Postmeister sie ihnen zum Dienste aus dem Holze herzuholen befiehlt. Haben diese Pferde ihre Arbeit vollbracht, so suchen sie ihre Gefährden wieder auf. Sobald die Witterung rauh wird, verlassen sie die Weiden, kommen haufenweise zurück, und ein jedes geht nach seinem Stalle.

Es giebt sowohl wilde als verwilderte Pferde. Alle wilde Pferde sind vorsichtiger und argwöhnischer als die zahmen. Nie heben sie ihren Kopf ganz in die Höhe, sondern sehen immer behutsam von der Seite. Eben dadurch sichern sie sich gegen stärkere Feinde. Aus mehrern zu Petersburg bei Thierkämpfen angestellten Versuchen weiß man, daß zwei hungrige Wölfe gegen ein wildes Pferd nichts vermögen. Es vertheidigt sich mit dem Munde und den Füßen. Legt man es mit Gewalt nieder und beschlägt dasselbe, so erlegt es die listigsten Wölfe in kurzer Zeit.

Unter den Pferderacen verdient die arabische den Vorzug. Der ganze Reichthum eines Beduinenarabers bestand in einer schönen Stute, welche ihm der französische Consul zu Seid in Syrien abkaufen wollte, um sie Ludwig XIV. zu schicken. Der Araber, obschon von Mangel gedrückt, zauderte ziemlich lange, ehe er in den Ver-

kauf willigte; endlich aber that er es für eine beträchtliche Summe Geldes. Der Consul schrieb nach Frankreich, um die Erlaubniß zur Abschließung des Kaufes einzuholen; als er dieselbe erhalten hatte, gab er dem Araber sogleich Nachricht davon. Der Araber langte mit seinem prächtigen Pferde an, stieg ab, besah zuerst das Geld, dann das Pferd, und rief seufzend aus: „Wem will ich dich geben? Europäern! die dich fesseln, schlagen und elend machen! Komm mit mir wieder zurück!“ Kaum hatte er diese letzten Worte ausgesprochen, als er sich auf sein Pferd schwang, und in einem Augenblicke aus dem Gesichte war.

Der Esel. Equus Asinus. Lin. Asne. Buffon. The Ass. Shaw.

Der Esel stammt wie das Pferd wahrscheinlich aus dem mittlern Asien her. In den ungeheuren Steppen der Tartarei schwärmen noch jetzt ganze Schaaren wilder Esel umher, welche jährlich im Herbste nach Süden hinab ziehen, um in den mildern Gegenden Indiens und Persiens zu überwintern. In der Lebensart kommen die wilden Esel mit den zahmen überein; nur sind sie außerordentlich unbändig, und lassen sich nur mit vieler Mühe zähmen. In Persien gräbt man tiefe Löcher in die Erde, füllt sie zum Theil mit Laub oder Kräutern aus, damit die hineinfallenden Thiere keinen Schaden leiden, und bedeckt oben die Gruben. Die wilden Esel, die man auf diese Art fängt, richtet man zum Zuge ab und verkauft sie sehr theuer.

So sehr der Esel in unsern Gegenden mißhandelt und herabgewürdigt wird, so muthig und lebhaft ist er doch von Natur, bis er durch die schlechte Behandlung träge, furchtsam und gefühllos wird. Seine Sinneswerkzeuge sind vortreflich. Sein Gesicht, sein Gehör und sein Geruch sind bewundernswürdig. Er ist geduldig, und verträgt alle Mißhandlungen seines Treibers mit Gelassenheit, hat sie aber auch bald wieder vergessen. Er liebt Reinlichkeit, verabscheuet Nässe und Schmutz. Sein Gang ist bei uns zwar langsam, aber doch sicher. Man kann sich ihm auf gefährlichen Wegen in Gebirgen zwischen Klippen mit der größten Zuversicht anvertrauen. Er besitzt ein gutes Gedächtniß; daher weiß er den Weg, den er ein paarmal gegangen ist, sogleich wieder zu finden. Ob er gleich beladen ist, so steigt er doch ohne Hufeisen steile Berge hinan, und geht ohne auszugleiten über spiegelglatte Eisflächen hin. Er kann große Lasten tragen; wenn man ihn aber überladet, so giebt er dies durch Senkung des Kopfs und der Ohren und durch Aufsperren des Maules zu erkennen.

Durch sein unangenehmes Geschrei giebt er seine Affekten zu erkennen. So träg er auch ist, so schläft er doch täglich blos 4 Stunden. Er verlangt einen reinen trocknen Stall, und zum Getränke sehr reines helles Wasser. Hingegen nimmt er mit der schlimmsten Kost vorlieb.

Er wird gegen 36 Jahr alt. Die Brunstzeit fällt in den Frühling, wo bei ihm die Begierden so heftig werden, daß er in die größte Wuth geräth, und sich durch nichts im Zaume halten läßt. Die Mutter liebt ihr Junges zärtlich, und scheuet keine Gefahr, um, wenn man es von ihr getrennt hat, sich mit demselben wieder zu vereinigen.

In wärmern Gegenden sind die Esel weit vorzüglicher als bei uns. Auch wendet man daselbst weit mehr Fleiß und Aufmerksamkeit auf ihre Zucht, und ein guter Esel wird in Italien und Spanien nicht selten mit 100 Thaler bezahlt. In Aegypten reiten die vornehmsten Damen auf Eseln, allein dieselben besitzen nach Sonninis Erzählung (siehe dessen Reisen in Ober = und Niederägypten S. 92. 2. Band) eben so viele Stärke als Schönheit. Mit leichter Mühe halten sie die längsten Reisen aus, und da sie härter als die Pferde und weniger eckel in der Wahl ihres Futters, und weniger schwierig über die Menge desselben sind, so giebt man ihnen auch den Vorzug, wenn man lange Reisen durch die Wüste zu machen hat. Der größte Theil der mahomedanischen Pilgrimme reitet auf ihren Wallfahrten nach Mekka auf Eseln. Den Huf ihrer Beine schützt man durch dünne und leichte Eisen. Ihre Sättel haben die Gestalt von Saumsätteln; sie sind rund, erhaben und weich. Man zäumt diese Esel auf die nämliche Art auf, wie die Pferde. Auf den öffentlichen Plätzen und Straßen zu Kahira findet man völlig gesattelte und aufgezäumte Esel zum Miethen stehen; sie vertreten die Stellen der Miethkutschen. Der Vermiether folgt seinem Esel, läuft hinter demselben her, um ihn durch Stöcke anzutreiben, und den Fußgängern zuzurufen, daß sie ausweichen sollen.

Wenn man absteigt, so braucht man seinen Esel nicht anzubinden. Man striegelt und wäscht die Esel regelmäßig.

Die Esel scheinen sogar die Musik zu lieben: denn in Frankreich hatte jemand einen Esel, der aus dem Dorfe

nach dem Schlosse lief, sobald er Musik hörte. Die Gutsbesitzerin hatte eine reitzende Stimme, und so oft sie ihre Töne in die Töne der Flöten und Violinen mischte, fand sich der Esel jedesmal in der Nähe des Ortes ein, und stellte sich an ein Fenster, um der Musik zuzuhören. Als man einstmals ein Stück spielte, das ihm ohne Zweifel besser als die übrigen gefiel, verließ er plötzlich seinen gewöhnlichen Posten, gieng ohne Umstände in den Concertsaal, und fieng aus Leibeskräften zu schreien an.

Von der Vorsicht und Sicherheit, mit der sie an Abgründen hingehen, erzählt ein Engländer, der über die Gletscher Savoyens reiste, Folgendes: von Salanche an waren uns die Wagen unnütz; wir schickten sie also nach Genf zurück, und accordirten mit einem Maulesel-treiber. Nach Zurücklegung des waldigen Weges mußten wir über sehr unebene Berge hinweg, wo keine Spur von einer gebahnten Straße war. Die Maulesel waren also unsere einzigen Wegweiser, auf die wir uns auch wirklich weit sicherer als auf unser eigenes Gutdünken verlassen konnten.

Es ist wirklich ein Vergnügen, wenn man sieht, mit welcher Vorsicht diese Thiere über die gefährlichsten Klippen hinweggehen. Bisweilen halten sie ihren Hals über den Rand des steilen Abhanges hinüber, und untersuchen alles sehr sorgfältig, wie sie hinunterkommen können. Man kann jederzeit sicher darauf rechnen, daß das von ihnen gewählte Mittel allemal das Beste ist. Da ich nun dies, sagt der englische Reisende, bei mehrern Gelegenheiten immer so gefunden hatte, so legte ich endlich meinem Maulesel die Zü-

gel auf den Hals, und ließ ihn ganz seinen eigenen Weg gehen.

Man brauchte einstmals, nach Plutarchs Erzählung, einige Mauleſel, um Salz von einem Orte zum Andern zu bringen. Beim Hinübergehen über einen Fluß fiel Einer von ungefähr ins Waſſer, ſo daß das Salz, das er trug, naß wurde, faſt gänzlich zerſchmolz, und er ſich von ſeiner Bürde um vieles erleichtert fühlte. Wenn er nachher wieder über den Fluß gieng, verſäumte er nie, ſich der Länge lang darein zu legen, und wälzte ſich dabei bald auf die eine, bald auf die andere Seite, damit das Salz zerlaufe. Man erzählte dies dem Thales, der dem Eſeltreiber rieth, den Mauleſel ſtatt des Salzes mit Wolle und Schwämmen zu beladen, und ihn mit den Andern wieder durch den Fluß gehen zu laſſen. Diesmal ſchlug dem Mauleſel ſeine Liſt fehl: denn als er ſich ſeiner Gewohnheit nach in den Fluß wieder legte, zogen die Schwämme und die Wolle Waſſer in ſich, und vermehrten ſeine Laſt ganz gewaltig. Er ſah ein, daß ihm ſeine Liſt nachtheilig worden war, und legte ſich in Zukunft nie wieder ins Waſſer, wenn er beladen durch daſſelbe gieng.

Eine Milchfrau zu St. Maur in Frankreich hatte eine Eſelin, auf der ſie jeden Tag Milch zu Markte ſchafte. Allein trotz der vielen Dienſte, die ihr die Eſelin leiſtete, behandelte ſie dieſelbe doch ſehr hart und grauſam. Sie ſchlug ſie beſtändig, und wenn ſie nicht geſchwind genug gieng, nahm ſie einen tüchtigen Knotenſtock, mit dem ſie dieſelbe bisweilen bis aufs Blut geißelte. Die harte und ungerechte Behandlung brachte das Thier auf, welches ſich daher auf folgende Art an der alten Frau rächte: es nahm

ſehr

sehr sorgfältig den Zeitpunkt wahr, wo die Alte nicht zu Hause war, sprang alsdann schnell auf den Dornenstock los, nahm ihn weg und versteckte ihn unter einem Misthaufen. Oft trug es den Stock auf hundert Schritte von seinem Stalle weg, und legte ihn mitten auf die Straße, damit ihn die Alte nicht wieder finden sollte.

Ein vormaliger Großherzog von Toskana hatte eine Menge wilder Thiere, die man oft mit zahmen Thieren kämpfen ließ. Ein vornehmer Florentiner hatte einen Esel, den er zu nichts gebrauchen konnte, weil er alle diejenigen, die ihm zu nahe kamen, biß oder schlug und niemand gehorchen wollte. Man führte ihn also aufs Amphitheater, und als dies geschehen war, ließ man einen Löwen gegen ihn los, der durch sein Gebrüll, das er beim Herauskommen aus seinem Behälter machte, alles in Schrecken setzte; nur der Esel schien darüber gar nicht beunruhigt zu seyn, sondern suchte weislich eine Ecke des Platzes zu erreichen, und verschanzte sich hier auf eine solche Art, daß er nicht anders als von hintem angegriffen werden konnte, wo er, wie bekannt, am stärksten ist. In dieser Stellung erwartete er ruhig den Löwen, schielte von der Seite nach ihm hin, und kehrte ihm, so wie er sich näherte, allemal den Hintern zu. Der Löwe schien die List des Esels auch zu merken, und gieng daher von einer Mauer zur Andern, um den Esel irre zu führen, und sich mit weniger Gefahr nähern zu können. Die verschiedenen Stellungen dieser beiden Thiere unterhielten die Gesellschaft auf eine angenehme Art, bis endlich der Esel eine günstige Gelegenheit fand, zwei Schritte zurück trat, und seinem Gegner einen so entsetzlichen Schlag aufs Maul versetzte,

daß er ihm acht bis zehn Zähne zerschlug, von denen man die Splitter herumfliegen sah. (Labats Reise.)

Vor mehrern Jahren wurde der Fuhrmann eines gewissen Mauermeisters zu Compiegne, Namens Cardon, durch das plötzliche Einschießen eines Steinbruches getödtet. Dieser Fuhrmann hatte einen solchen ruhigen und sanften Esel unter seiner Aufsicht, daß jedermann die guten Eigenschaften dieses Thieres bewunderte. Allein der Tod des Fuhrmanns, von dem er Augenzeuge gewesen war, veränderte sein ganzes Naturell. Er wurde wild und unbändig, niemand durfte ihm mehr zu nahe kommen, ohne von ihm gebissen oder geschlagen zu werden. Schmeichelte man ihm, so blieb er unempfindlich dabei; drohete man ihm, so achtete er nicht darauf; schlug man ihn, so brachten ihn die Schläge nur noch mehr auf. Seine traurigen und düstern Augen flößten jedermann, der ihn sah, Mißtrauen und Furcht ein. Da Cardon nichts mehr mit dem Thiere anfangen konnte, so verkaufte er es, und einige Zeit darauf erfuhr er, daß es den Käufer lahm geschlagen, und man sich genöthigt gesehen hatte, es umzubringen. Es scheint also, daß es die sanfte Behandlung seines ersten Führers gar nicht vergessen konnte.

Der Zebra. Equus Zebra. Lin. Zebre. Buffon.

Die Zebras findet man in vielen Gegenden des innern Afrikas, in Congo, Angola bis gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung hinab. Sie leben in Heerden beisammen,

und weiden wie die Pferde, deren Nahrung auch die Ihrige ist. Sie sind so wild und unbändig, daß man sie nur mit großer Mühe zähmen kann. Sie laufen außerordentlich schnell, nehmen mit schlechtern Futter vorlieb als die Pferde, und wiehern wie diese.

Die Charakterschilderung, die Barrow (s. dessen Reisen ins Innere von Südafrika. A. d. Englischen mit Anmerk. übers. von Bergk 1801. S. 117.) von dem Zebra liefert, weicht in manchen Stücken von der obigen ab. Man hat sogar von dem Zebra allgemein behauptet, es sey so heimtückisch und unlenksam, daß es niemals ganz vollkommen zahm gemacht werden könne; diese Meinung rührt vielleicht von einigen unvollkommenen Versuchen her, die nachtheilig ausgefallen sind. Will man in dem Versuche Thiere zu zähmen, die von Natur wild und schüchtern sind, glücklich seyn, so muß man mehr Geduld und Ausdauer, mehr Thätigkeit und Geschicklichkeit besitzen, als ein holländischer Landmann hat. Ein wildes Thier, das man dem Naturstande entreißt, kann weder mit Messerstichen noch mit Schlägen zahm gemacht werden. Solche Thiere ertragen Schmerzen weit ungeduldiger als diejenigen, die schon gelehrig und an die Grausamkeiten der Menschen gewöhnt sind. — Bei dem Landrosten von Swellendam sah Barrow ein weibliches und ein männliches Zebra, die beide, so lange sie jung gewesen und gewartet worden waren, sanft und gelehrig gewesen seyn sollen; allein durch Vernachlässigung und wahrscheinlich auch durch das Quälen und Martern außerordentlich falsch worden waren. Ein englischer Dragoner bestand durchaus darauf, auf dem Weibchen reiten zu wollen. Er setzte sich daher auf das-

selbe, allein es schlug hinten aus, stürzte nieder und blieb liegen. Dies half ihm aber nichts. Der Dragoner blieb sitzen. Endlich wurde es wild, sprang vom hohen Flußufer hinunter, und warf ihn ins Wasser; da er sich aber am Zügel fest hielt, so hatte es ihn nicht sobald wieder ans Ufer gezogen, als es ruhig zu ihm hingieng, den Kopf nach seinem Gesichte hinunterstreckte, und ihm ein Ohr wegbiß.

Levaillant sah ein Dutzend Zebras beisammen, die am Fuße eines Felsens Schutz vor dem Winde suchten, und sich in der Sonne wärmten. Die Stelle, wo er sich befand, war sehr vortheilhaft für ein Echo gelegen, durch welches sie sich täuschen ließen. Sie glaubten nämlich, der Knall, den man durch einen Schuß erregte, käme oben vom Berge herab. Sie stürzten daher in vollem Gallop oben vom Felsen herunter, und liefen gerade auf Levaillant und seine Leute zu. Als sie dieselben aber bemerkten, wendeten sie sich um, und waren in kurzem aus ihren Augen verschwunden. Nur ein Weibchen, das entweder nicht so scheu oder allzu müde war, um die Höhe erklettern zu können, entfernte sich von den Uebrigen, und lief im Thale weiter. Man umringte dasselbe, und fieng es in einer Schleife.

Levaillant ließ dasselbe an den Schweif seines Pferdes binden, und es mußte ihm folgen. Anfangs gieng es ganz ruhig; allein nach einem Wege von hundert Schritten fieng es an, dem Pferde einen Ruck nach dem Andern zu geben, entweder weil es der Anblick der Hunde beunruhigte, oder weil ihm seine Wunden mehr zu schmerzen begannen. Das Pferd schlug nun hinten aus, und dies

war Ursache, daß sich der Zebra bäumte. Levaillant verlor hierüber die Geduld, und entschloß sich daher, den Zebra selbst zu reiten. Um sich vor den Bissen desselben zu sichern, ließ er ihm einen Maulkorb anlegen; dann machte er ihn von seinem Pferde los und sprang ihm auf den Rücken. Er leistete einen nur geringen Widerstand, und zwar weniger als ein noch nicht dressirtes Pferd gethan haben würde. Es dauerte nicht lange, so gieng er eben so ruhig als sein Pferd, und auf diese Art ritt er ihn über eine Stunde weit.

Lord Clive brachte eine Zebrastute mit nach England, und ließ sie mit einem Eselshengste zusammen sperren, allein sie wollten sich durchaus in keine Gemeinschaft mit einander einlassen. Endlich bemahlte man den Esel nach Art des Zebras, und beide Thiere begatteten sich nunmehro mit einander. Die Zebrastute warf ein männlich Füllen, das mit der Mutter sehr viel Aehnlichkeit hatte, aber bald darauf mit derselben starb.

Der Quagga. Equus Quagga.

Im südlichen Afrika findet man ganze Heerden von Quaggas; sonst hielt man dies Thier für das Weibchen des Zebra, jetzt aber weiß man, daß es eine völlig verschiedene Art ist. — Die Quaggas sind schnell und scheu, und daher schwer zu fangen. Zugleich sind sie stark, muthig und tückisch, beissen und schlagen leicht aus. Sie sollen sich nicht nur gegen die Hyänen zu vertheidigen wissen, sondern

diese Raubthiere, wenn sie ihnen oder ihren Jungen zu nahe kommen, sogar angreifen. Sie lassen sich zähmen, und sind viel gelehriger als die Zebras. Im Jahre 1775 fieng man einen Quagga am Vorgebirge der guten Hoffnung jung ein, und er wurde nach und nach mit anderu Pferden zum Ziehen gewöhnt. Er war aber zweit stärker als diese. Den Quagga hat de Jong (s. dessen Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung t. Ueb. S. 57.) vor den Wagen gespannt gesehen, und zwar bei dem Herrn van Rheenen, aber nicht den Zebra. Die Quaggas sollen sich auch an den Sattel gewöhnen. Sie nehmen mit dem schlechtesten Futter vorlieb, und sind keinen Krankheiten ausgesetzt. In Ansehung ihrer Sitten stimmen sie im Ganzen mit dem Pferde überein; doch gleicht ihr Geschrei mehr einem Bellen als dem Gewieher der Pferde. Die Hottentotten essen das Fleisch der Quaggas.

Das Flußpferd. Hippotamus amphibius. Lin. Hippopotame. Buffon.

Das Flußpferd hält sich in den großen Strömen des innern Afrikas auf. Sonst war es auch im Nil in Aegypten, allein jetzt trift man dasselbe nicht mehr innerhalb dieses Landes an. Im Orangefluße nordwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung, und zwar tief ins Land hinein, findet man es noch sehr häufig. Barrow sagt: „gegen Abend hin bekamen wir eine ungeheure Menge Flußpferde zu Gesichte, die mit ihrem Kopfe über die Wasserfläche des

großen Fischflusses hervorragten; da sie sich aber dicht aus gegenüber liegende Ufer hielten, so waren sie zu weit von uns entfernt, als daß wir sie leicht mit einer Flintenkugel hätten erreichen können. Mehrere Spuren dieser Thiere führten von verschiedenen Theilen des Flusses nach einer süßen Wasserquelle hin, die ungefähr eine englische Meile davon entfernt lag. Nach dieser Quelle verfügten sie sich in der Nacht, um daraus zu saufen, weil das Flußwasser eine beträchtliche Strecke von der Mündung hinau, salzig schmeckt. Auch gehen sie des Nachts auf die Weide, und fressen an den Gesträuchen herum.“

Obgleich das Flußpferd ein plumpes ungestaltetes Thier ist, so läuft es doch sehr hurtig, und man kann es ohne Gefahr nicht wagen, ihm nahe zu kommen. Es ist von Natur sanft, und greift den Menschen nicht an, so lange er es nicht reitzt; sobald er es aber feindselig behandelt, bedient es sich seiner ganzen ungeheuern Stärke gegen ihn. Im Schwimmen besitzt es eine große Fertigkeit; eben so geschickt taucht es unter, und geht auf dem Boden gemächlich einher; doch kann es nicht allzu lange unter dem Wasser aushalten, ohne von Zeit zu Zeit über der Oberfläche Athem zu schöpfen.

Wenn die Flußpferde im Wasser sind, so schnauben sie außerordentlich stark. Levaillant wollte Eines schießen, allein dasselbe war so scheu, daß es kaum das äußerste Ende der Nase zum Athemholen aus dem Wasser heraus steckte, keinen Augenblick auf einer Stelle blieb, sich nie da wieder zeigte, wo man es erwartete, und so oft und so schnell untertauchte, daß man gar nicht nach ihm zielten konnte. Die beiden Hottentotten, die Levaillant

bei sich hatte, und die über den Fluß geschwommen waren, hatten keine Flinten bei sich, und sobald das schlaue Thier merkte, daß man vom jenseitigen Ufer nicht schoß, hielt es sich gerade dahin am meisten. Hier wurde es endlich dreuster, und hob den Kopf einigemal beinahe über das Wasser empor, in einem solchen Augenblicke traf man es; jedoch tauchte es sogleich wieder unter. Bald nachher aber kam es mit dem größten Theile seines Körpers hervor, und machte convulsivische Bewegungen; da ihm nun Levaillant noch eine Kugel in die Brust schoß, so tauchte es nochmals unter, und blieb 27 Minuten unter dem Wasser. Als es aber wieder zum Vorschein kam, wurde es todt vom Strome mit fortgetrieben, und dann ans Land gezogen.

Wenn das Flußpferd verwundet ist, so wird es wüthend, fällt über die Fahrzeuge her, und bringt sie oft zum Sinken, indem es große Stücke aus denselben herausreißt.

Herr Thunberg, (s. t. Uebers. von dessen Reise S. 82.) erzählte ein glaubwürdiger Mann, daß, als einstmals ein Flußpferd ans Land gestiegen sey, um zu kalben, er sich mit seinem Reisegefährten so lange im Gebüsch verborgen habe, bis das Kalb geworfen gewesen sey; alsdann habe er auf die Mutter geschossen, und sie beim ersten Schusse so gut getroffen, daß sie sogleich todt niedergefallen sey. Seine Hottentotten hätten nunmehro geglaubt, daß das Kalb jetzt leicht zu fangen sey, allein dies sey nicht der Fall gewesen; obgleich Mehrere beisammen waren, so konnten sie dasselbe doch nicht haschen: denn das Kalb lief sogleich ins Wasser, ob es schon von seiner Mutter noch nicht die geringste Anweisung dazu erhalten haben konnte.

Das Flußpferd nährt sich von Vegetabilien, und grasset wie die Pferde und Rinder. In bewohnten Gegenden thut es dem Reis und den Zuckerpflanzungen vielen Schaden. Es frißt sehr viel. Sein Lager schlägt es im Schilfe auf. Seine Stimme, die dem Wiehern eines Pferdes gleicht, soll man sehr weit hören.

Ein Männchen hält sich mit mehrern Weibchen zusammen. Die Letztern bringen auf einmal nur ein Junges zur Welt, und zwar auf dem Lande.

Das Flußpferd ist schwer zu schießen und noch schwerer zu fangen. Am sichersten bringt man ihm eine tödliche Wunde bei, wenn man die Kugel nach dem Schädel über die Nase hin richtet. An den übrigen Theilen haften die Kugeln nur wenig. Lebendig fängt man das Flußpferd in Fallgruben. Auch hat man Beispiele, daß es gezähmt worden ist.

Die Afrikaner sind große Liebhaber vom Fleische des Flußpferdes, und auch Levaillant fand ein gebratenes Bein sehr wohlschmeckend. Besonders soll das Fett einen angenehmen Geschmack haben. Die Haut benutzt man zu Schilden.

Das Schaaf. Ovis aries. Lin. Brebis und Belier. Buffon. Ram und Common Sheap. Pennant.

Das Schaaf ist ein geduldiges und sanftes Thier. Es gehorcht dem Menschen, dem Hunde und dem Leithammelblindlings. Hunderte hält ein kleiner Schäferhund in Ord-

nung, und sie drängen sich sogleich in einen Haufen zusammen, sobald sie verfolgt werden. Bei unerwarteten Auftritten, z. B. beim Knalle eines Feuergewehres, dem schnellen Auflodern einer Flamme, besonders aber bei Donner und Blitz kommt das Schaaf außer aller Fassung. Dann weiß es sich gar nicht zu helfen, und wenn des Nachts Feuer ausbricht, so läuft es blindlings in die Flammen hinein. Seine Einfalt scheint mit einem hohen Grade von Unempfindlichkeit verbunden zu seyn. Ist es einmal in der Gewalt des Feindes, so erträgt es geduldig alle Mißhandlungen, die man ihm anthut; es sträubt sich kaum, wenn ihm das Messer an die Kehle gesetzt wird. Alle Thiere sind empfindlich, wenn man ihnen ihre Jungen raubt, und verrathen ihren Schmerz durch Jammergeschrei oder durch heftige Wuth; das Schaaf hingegen läßt sich geduldig sein blökendes Lamm von der Seite nehmen, ohne traurig zu werden. Blos zur Zeit der Begattung bemerkt man an den Widdern einigen Muthwillen, wo auch bisweilen ein Paar um ein Weibchen kämpfen.

Das von dem Menschen unterjochte Schaaf zittert bei der Stimme des Schäfers oder seines Hundes; auf großen Bergen hingegen, wo die Schaafe beinahe ohne Aufsicht sind, und wo sie sich selten auf den Beistand des Schäfers verlassen können, zeigen sie einen ganz andern Charakter. Hier greift ein Widder kühn und muthig einen einzelnen Hund an, und trägt den Sieg davon; wird die Gefahr größer, so vereinigen sie sich; sie bilden ein Corps und nehmen die Weibchen und Jungen in die Mitte, die Männchen machen das äußerste Glied aus, und schließen sich dicht an einander. Auf diese Art bieten sie auf allen Sei-

ten eine gewaffnete Fronte dar, die kein Feind leicht ohne Lebensgefahr angreift. In dieser Stellung erwarten sie standhaft ihren Gegner; im Falle des Angrifs fehlt es ihnen keinesweges an Muth: denn kommt der Feind so nahe, daß er nur noch einige Schritte von der Linie ist, so fallen die Widder mit solchem Ungestüm über ihn her, daß sie ihn todt zu Füßen strecken, wenn er nicht zeitig genug etwa die Flucht ergreift. Gegen die Angriffe einzelner Hunde oder Füchse sind sie in diesem Falle völlig gesichert.

Ein einziger Widder fodert nicht selten einen Stier zum Kampfe heraus, und da er eine weit härtere Stirne als irgend ein ander Thier hat, so siegt er gemeiniglich: denn der Stier hält den Kopf tief, und fängt die Stöße des Widders zwischen den Augen auf, weshalb er gemeiniglich unterliegt.

Die Schaafe, die sich in den gebirgigten Theilen des Fürstenthum Wallis in England aufhalten, wo sie so viele Freiheit genießen, daß sie beinahe wild sind, weiden nicht allemal in großen Heerden, sondern in Gesellschaft von acht bis zwölf Stück; Eines davon steht in einer gewissen Entfernung von den Uebrigen, um Nachricht zu geben, sobald sich Gefahr nahet. Sieht die Schildwache jemand in einer Entfernung von 2 bis 300 Schritte auf sich los kommen, so beobachtet sie alle seine Bewegungen sorgfältig, und läßt ihn achtzig bis hundert Schritte herannahen; merkt sie aber, daß der Feind die Absicht hat, sich noch mehr zu nähern, so macht die wachsame Schildwache ihre Gefährten durch ein lautes Zischen oder Pfeifen darauf aufmerksam; dies thut sie zwei bis dreimal, worauf die ganze Gesellschaft sogleich mit großer Schnelligkeit die Flucht er-

greift, und die steilsten unzugänglichsten Theile des Gebirges aufsucht.

Das isländische Schaaf. Ovis aries. Polycerata. Lin. Many horned Sheep. Pennant.

Das isländische Schaaf findet sich nicht blos auf Island und in andern Gegenden des nördlichen Europa, sondern auch in Siberien. Es hat drei, vier, fünf bis sechs Hörner, die aber beinahe immer sehr unregelmäßig gewachsen sind. Der vorzüglichste Reichthum der Isländer besteht in Schaafen. Es giebt Einwohner, die 500 Stück haben. Zu gewissen Zeiten treibt man sie auf die Berge auf die Weide, in andern Zeiten aber bleiben sie zu Hause. Jeder Pachter hat die erforderlichen Ställe, um sie trocken zu stellen. Das Heu steckt man ihnen in Raufen auf, die so gemacht sind, daß sie auf beiden Seiten daraus fressen können. Einige von diesen Schaafställen sind von der Natur selbst angelegt; sie bestehen in großen Höhlen, die durch den Ausbruch eines Vulkans entstanden sind. Bei stürmischen Wetter flüchten sich die Schaafe dahin, ob gleich daselbst eine andere Gefahr auf sie wartet: dies sind die Füchse, die sich hier in großer Menge verbergen, und auf ihre Beute lauern. Diese richten alsdann beträchtliche Verheerungen unter den Schaafen an.

Wenn im Winter wenig Schnee fällt, so treibt man die Schaafe auf die Felder, um das Heu zu sparen. Hier ereignet sich alsdann bisweilen das Unglück, daß diese

Thiere von großen Sturmwinden fortgeführt, und ins Meer geworfen werden. Ueberraſcht ſie bisweilen ein ſtarkes Schneegeſtöber, ſo bleiben ſie truppweiſe ſtehen, ſtecken die Köpfe zuſammen, und kehren dem Winde den Rücken zu. Hier regen und bewegen ſie ſich nicht, ſo daß ihre Pelze an einander gefrieren, und ſie ſich nicht wieder los machen können. Der Schnee, der in großer Menge herabfällt, hat ſie in kurzem gänzlich bedeckt, die Kälte erſtarrt ſie, und ſie können ſich nicht mehr bewegen und aus einander gehen. Bisweilen rettet man ſie dennoch, und bringt ſie ſelbſt nach Verlauf einiger Tage geſund davon; allein es iſt weit häufiger der Fall, daß ſie unter der großen Schneelaſt erſticken. Zu einer andern Zeit plagt ſie der Hunger ſo arg, daß ſie einander die Wolle abfreſſen, bis man ihnen etwa zu Hülfe kommt. Einige gewöhnen ſich auch dies Abnagen der Wolle an; merkt dies der Eigenthümer, ſo ſchlägt er ſie todt, weil durch das Abnagen der Wolle unter den Schaafen ein großer Schade angerichtet wird.

Das breitſchwänzige Schaaf. Ovis aries laticauda. Lin.

Man findet dieſe Spielart des gemeinen Schaafes um Haleb, in der Barbarei, in Aethiopien, am Vorgebirge der guten Hoffnung und in mehrern andern Ländern. Es zeichnet ſich dadurch aus, daß ſich ſein Schwanz zu einem breiten Fettklumpen gebildet hat, der bald mehr viereckigt, bald mehr rund iſt. Unter den Schaafen mit Fettſchwän-

zen findet eine große Verschiedenheit statt. Es giebt Schaafe mit langen Fettschwänzen, die sie auf der Erde schleppen, und die, um Beschädigungen zu verhüten, von den Hirten auf Wagen oder Bretern mit kleinen Rädern gelegt werden. Manche von diesen Schwänzen sollen 50 Pfund wiegen. Auf den Schneebergen im Innern von Südafrika traf Barrow Schaafe an, deren Schwänze 20 Pfund wogen. Viele sind 12 bis 16 Pfund schwer. Ein dortiger Pachter hat nicht weniger als 3 bis 4000 Stück Schaafe. Nach Levaillants Behauptung hat man die Größe der Schwänze der capschen Schaafe gewaltig übertrieben: gewöhnlich wiegt ein Schwanz, sagt er, nur 4 bis 5 Pfund. Dieser Schwanz ist weiter nichts als ein bloßer Fettklumpen, der aber, wenn er geschmolzen wird, nicht die Consistenz erlangt, wie das übrige Fett des Thieres, sondern eine Art von dickem Oel bleibt, das die Hottentotten zu ihrem Salben und dem Einschmieren ihres Körpers brauchen.

Zahmes Rind. Bos taurus domesticus. Lin. Boeuf. Buffon. The common Ox. Shaw.

Wahrscheinlich stammt unser zahmes Rindvieh von dem Auerochsen ab, der sich aber in Ansehung der Schnelligkeit des Laufes sehr von ihm unterscheidet. Der Lauf des zahmen Rindes ist nicht eben schnell, seine Wendungen sind plump, und es besitzt lange nicht so viele Verstandeskräfte als das Pferd. Es ist wenig gelehrig, dagegen

störrisch und trotzig. Schon sein Blick verräth Dummheit. Die Kuh ist viel sanfter als das Männchen, und sie verräth selten Tücke. Die Waffen des Letztern bestehen in seinen Hörnern und in der Stirn, in welcher er eine unglaubliche Kraft besitzt. Nur in gewissen Fällen brauchen die Rinder die Hinterbeine zum Ausschlagen gegen ihren Feind.

So einfältig und ungelehrig aber auch die Kuh ist, so hat man doch Beispiele von ihrer großen Anhänglichkeit gegen diejenigen, die sie warten und pflegen. Ich bin, sagt von Guer in s. Histoire critique de l'ame des betes, Augenzeuge von folgender Begebenheit gewesen: der Ritter Despeches, Einer seiner Freunde und ich reisten nach Lyon. Als wir zu Chalons angelangt waren, giengen wir während der Zubereitung des Abendessens in einiger Entfernung von der Stadt spazieren, um frische Luft zu schöpfen. Hier begegnete uns ein kleiner Knabe, der eine Kuh mit Stockschlägen vor sich her trieb. Sie that zwanzig Schritte und kehrte sodann wieder um, um in eine enge Gasse hinein zu gehen. Der Knabe jagte sie von neuem fort, die Kuh blökte, und schien dadurch ihren Schmerz auszudrücken. Wir redeten dem Knaben an, und fragten ihn, woher es denn komme, daß die Kuh mit so vieler Begierde in die Gasse hinein gehen wolle? „Sie hat," erwiederte er, „einem Bauer gehört, dessen Haus da an der andern Ecke des Gäßchens gelegen ist; dieser hat sie vor acht Tagen verkauft. Das arme Thier frißt seit der Zeit fast gar nicht, und jedesmal, wenn es hier vorbei kommt, entläuft es, und will nach seiner vorigen Herberge hin."

Die Zuneigung dieses Thieres zu seinem ehemaligen Herr fiel uns auf; wir giengen also zu dem Manne,

der die Kuh verkauft hatte, um die Ursache ihrer Anhänglichkeit an ihn zu erfahren. Wir traten in seine Hütte hinein, und fanden den Hausvater auf einem schlechten Bette liegen, wo ihm Stroh statt des Kopfkissens diente. Wir fragten die Frau, warum sie ihre Kuh verkauft habe? Bei dem bloßen Namen der Kuh fieng das gute Weib schon an zu weinen, und erzählte uns in einer Sprache, die schon an und für sich unverständlich genug war, es aber durch ihr vieles Schluchzen noch mehr wurde, daß ihr Mann krank worden sey, und daß, da sie nichts gehabt habe, womit sie ihm hätte zu Hülfe kommen können, sie sich genöthigt gesehen habe, ihrem Gevatter ihre Kuh, die Ernährerin ihrer ganzen Familie, zu verkaufen; daß sie diese Kuh über zwölf Jahre gehabt habe, und daß sie und ihre Kinder seit der Zeit, wo sie dieselbe verkauft, in dem äußersten Elende wären, da ihnen Milch und Käse fehlten, welche ihre einzige Nahrung ausgemacht hätten. „Ich habe," setzte sie hinzu, indem sie ihre Thränen und ihr Schluchzen verdoppelte, „die zwölf Thaler, die ich dafür erhalten habe, aufbewahrt, um dem Kranken damit gütlich zu thun." Ich sah nach ihm hin, und wurde gewahr, daß der Unglückliche ebenfalls weinte. Die Erzählung von dem elenden Zustande dieser Familie hatte uns alle tief erschüttert. „Da, meine gute Frau," sagte der Ritter, „da habt ihr zwölf Thaler, geht zu eurem Gevatter und holt eure Kuh wieder!" Sie hatte ein so großes Verlangen ihre Kuh wieder zu haben, daß sie eiligst fortlief, ohne dem Ritter für seine Wohlthaten zu danken. Bald darauf kam sie wieder, und trieb ihre Kuh vor sich her. Diese freuete sich, daß sie in ihren

vorigen Stall zurückkehren sollte; sie hatte daher ihre Schritte verdoppelt.

In Südamerika trift man die wilden Kühe bisweilen auf den Weiden zu tausenden an. Da man nun beständig Jagd auf sie macht, so werden sie so grausam, daß ein einzelner Mensch große Gefahr läuft, sobald er ihnen zu nahe kommt. Nähert er sich einer Heerde, so stellt sich diese in Schlachtordnung, und ist zu ihrer Vertheidigung bereit. Die alten Stiere machen den Vortrab, dann kommen die Kühe, und der Nachtrab besteht aus den Jungen. Wendet man sich rechts oder links, um einen Angriff auf das Hintertreffen zu thun, so drehen sich zu gleicher Zeit auch die Stiere, und stellen sich den Jägern entgegen. Daher wagt man es auch beinahe niemals, sie in Heerden anzugreifen. Man lauert ihnen am Ende eines Gehölzes auf, um diejenigen zu fangen, die etwa ins Freie gehen wollen. Ein Stier, der nur leicht verwundet ist, ergreift gemeiniglich die Flucht; ist seine Wunde aber tödlich, oder drohet sie ihn vielleicht lahm zu machen, so rennt er blindlings auf den Jäger los.

Auch in Teutschland martert man das Rindvieh und auch andere Thiere beim Schlachten außerordentlich. Wenn die Thiere gerade an der Stelle, wo sich die beiden Nervenbündel durchkreutzen, welche aus dem Rückenmarke heraufsteigen und das Gehirn bilden, mit einer Pfrieme stäche, so würden sie sogleich ohne lange Schmerzen todt niederstürzen. Diese Schlachtart ist schon sowohl auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung als auch in England eingeführt. Man nimmt nämlich ein spitziges Werkzeug, und stjcht das

Thier gerade hinter die Hörner, und zwar da, wo das Rückenmark aufhört. Ohne einen Schrei fällt das Thier nieder, und stirbt fast ohne Kampf; hierauf öffnet man die Kehle, und läßt das Blut heraus laufen. Das Fleisch der Thiere, die man auf diese Art schlachtet, soll weit besser schmecken als von jenen, die man auf die gewöhnliche grausame Art schlachtet.

Die Ochsen der Hottentotten oder Bakeleier.

Die Ochsen der Hottentotten scheinen blos eine Spielart der gemeinen Ochsen zu seyn. Man nennt sie Backeleier, welches in der Sprache der Hottentotten Krieg bedeutet. Sie sind ihre Lieblingsthiere, die sie auf Lustparthien begleiten, und ihnen bei ihren beschwerlichen Arbeiten helfen. Sie nehmen an der Wohnung, dem Lager und dem Tische ihres Herrn Antheil. Da ihre Natur durch die sanfte Erziehung, die sie erhalten, durch die Art, wie man sie behandelt, und durch die beständige Aufmerksamkeit, die man auf sie verwendet, vervollkommnet wird, so erlangen sie einen Grad von Einsicht, den man gar nicht von ihnen erwarten sollte, und verrichten Handlungen, die die größte Bewunderung erregen. Die Hottentotten gewöhnen diese Ochsen an den Krieg. In allen ihren Kriegen giebt es ansehnliche Trupps solcher Ochsen, die leicht regiert werden können, und die, wenn sich eine gehörige Gelegenheit dar-

zu zeigt, von ihren Anführern los gelassen werden. Sie stürzen alsdann sogleich auf den Feind los, schlagen und stoßen alles mit ihren Hörnern zu Boden, und treten alles mit Füßen, was sich ihrer Wuth widersetzt. Wüthend laufen sie in die Reihen hinein, bringen diese bald in die größte Unordnung, und bahnen auf diese Art ihren Herrn einen leichten Weg zum Siege.

Zugleich richtet man diese Ochsen ab, die Heerden zu hüten, die sie sehr geschickt anführen, und gegen die Angriffe von Raubthieren schützen. Man lehrt sie, Freunde von Feinden unterscheiden, Signale verstehen, und den Befehlen ihres Herrn gehorchen. Auf der Weide bringen sie bei dem geringsten Zeichen des Hirten die Thiere zurück, die Abschweifungen machen, und versammeln sie wieder. Ueber alle Fremde, die sich der Heerde nähern, fallen sie wüthend her, und sichern daher die Hottentotten vor Räubern.

Die Backeleier kennen jeden Einwohner des Kraals oder Dorfes, und bezeigen dieselben Zeichen von Achtung gegen die Männer, Weiber und Kinder, die in ihres Herrn Wohnung leben, wie die Hunde. Dies Volk kann sich also dem Hornvieh mit der größten Sicherheit nähern; wollte sich aber ein Fremder, besonders ein Europäer, diese Freiheit nehmen, ohne sich von einem Hottentotten begleiten zu lassen, so würde sein Leben in die augenscheinlichste Gefahr gerathen.

Der gemeine Büffel. Bos bubalus. Lin. Buffle. Buffon. Buffalo. Pennant.

Man weiß nicht genau, welches das Vaterland des Büffels ist. Einige nehmen Tibet, Andere Indien, und noch Andere die heißen Länder der alten Welt überhaupt als das Vaterland des Büffels an. Gezähmt findet man ihn jetzt fast in allen Theilen des wärmern und des heißen Asiens, und auch in Afrika. Man hat sie selbst in Italien und in Ungarn mit Vortheil eingeführt. Die Büffel, besonders die wilden, sind äußerst zornige und wüthende Thiere. Die Jäger, welche Jagd auf sie machen, gerathen oft in Lebensgefahr. Die rothe Farbe ist ihnen so zuwider, daß sie sogleich auf denjenigen los gehen, der ein Kleid von rother Farbe trägt. Sie scheuen das Feuer. Ihr Blick verräth Wildheit und Dummheit.

Auf der Insel Ceylon, sagt Percival, (s. d. Beschreibung von der Insel Ceylon. Aus dem Englischen mit Anmerkungen übersetzt von Bergk. 1803. S. 354.) findet man die Büffel sowohl im wilden als im zahmen Zustande in großer Menge. Sie sind wild und fürchterlich, außerordentlich halsstarrig und unbiegsam, und haben ein wildes abschreckendes Ansehen. Selbst diejenigen, die man zum Tragen und Ziehen abgerichtet hat, und die also an Menschen gewöhnt sind, verleugnen niemals ihren ursprünglichen Charakter; es ist allemal gefährlich, mit ihnen umzugehen, oder ihnen auf dem Felde zu begegnen. Sie brauchen ihre Hörner beim Angriffe nicht auf dieselbe Art, wie unsere Ochsen, sondern sie lau-

fen erſt, den Köpfen voran haltend, auf einen Gegenſtand los, und treten ihn mit Füßen; haben ſie dieſen Zweck erreicht, dann laſſen ſie ſich auf die Kniee nieder, und ſuchen ihre Hörner in eine ſolche Stellung zu bringen, daß ſie ihr Opfer durchbohren können.

Ein Scharlachrock iſt der Hauptgegenſtand ihres Zornes. Dieſer unbegreifliche Widerwille gegen die rothe Farbe iſt für die engliſchen Soldaten eine große Plage. Ich ſelbſt, fährt Percival fort, habe oft ihrer Wuth ſo ſchnell als möglich ausweichen müſſen. Einſtmals wurde ich blos noch durch den Muth meines Pferdes gerettet. An Wildheit übertreffen die Büffel beinahe alle wilden Thiere, indem man ſie niemals weder durch eine ſanfte Behandlung noch durch die Furcht vor Schlägen zahm machen kann.

Dieſe Thiere halten ſich von Natur ſehr ſchmutzig, und man ſieht ſie beſtändig, wie die Schweine, ſich bis an den Hals im Kothe und im Waſſer herumwälzen.

In Aegypten fand Sonnini die Büffel nicht ſo wild und furchtbar als in andern Ländern; ſie haben in dieſem Lande etwas von der merkwürdigen Sanftheit anderer Hausthiere angenommen, man bemerkt an ihnen blos noch einige trotzige, aber ſeltene Einfälle. Die rothe Farbe, die ſie anderwärts in Wuth verſetzt, macht in Aegypten keinen Eindruck auf ſie; vielleicht rührt dies daher, daß ſie in dieſem Lande an die rothe Farbe gewöhnt ſind, indem faſt alle Einwohner etwas Rothes an ſich tragen. Sonnini ſchoß bisweilen in der Nähe einiger Büffelkühe, die ihre Jungen bei ſich hatten, nach Vögeln, worüber ſie in eine heftige Unruhe geriethen; ſie ſchienen äußerſt wüthend zu werden,

und Sonnini würde sich selbst gefürchtet haben, wenn sie nicht angebunden gewesen wären. Sie lieben den Aufenthalt im Wasser außerordentlich. Sonnini hat bisweilen Büffel einen ganzen Tag lang im Wasser bleiben sehen. Es ist oft der Fall, daß das Wasser, das man an den Ufern des Nils schöpft, einen muskusartigen Geruch annimmt. Sie können mit großer Leichtigkeit schwimmen, und setzen ohne Mühe über den Nil, so reissend und so breit derselbe auch seyn mag. Die Landleute bedienen sich daher derselben, wenn sie von einem Ufer zum Andern reisen wollen. Da sie aber wegen ihrer Schwere tief ins Wasser sinken, so müssen sie sich fest an die Hörner anhalten, damit sie nicht von dem Strome mit fortgerissen werden.

Es giebt Büffel, die über 2000 Pfund wiegen.

Den gezähmten Büffeln steckt man einen Ring durch die Nase, um sie daran zu lenken.

Der afrikanische Büffel. Bos cafer. Lin. Cape ox. Pennant. Cape Buffalo.

Diesen Büffel findet man am Vorgebirge der guten Hoffnung, und er hat einen sehr schnellen Lauf und besitzt so viele Stärke, daß ein dreijähriger Büffel, den man jung aufgezogen hatte, und mit sechs zahmen Ochsen an einen Wagen spannte, von diesen nicht von der Stelle ge-

bracht werden konnte, ob sie gleich aus allen Kräften zogen.

Diese Art von Büffel hat einen schrecklichen Blick, und verräth heimliche Tücke. Sie ist grausam und mordlustig, lauscht im Hinterhalte, und läßt sich vor den Menschen nicht eher sehen, als bis sie ihm nahe genug sind. Wagt ihn jemand anzugreifen, so setzt er sich der größten Lebensgefahr aus. Das Thier geräth hierüber in solche Wuth, daß es blind auf seinen Feind los stürzt, und ihn auf das Aeußerste verfolgt. Es soll sich nicht damit begnügen, ihn zu tödten und mit den Füßen zu zertreten, sondern seine Mordlust sogar noch an dem Leichname abkühlen, indem es die Haut mit seiner rauhen Zunge leckt.

Das Thier, sagt Barrow, ist das stärkste und stolzeste unter dem Ochsengeschlechte. Die Natur scheint dasselbe als ein Muster außerordentlicher Kräfte aufgestellt zu haben. Seine Hörner sind jedes an der Basis zwölf bis dreizehn Zoll breit, und blos durch eine schmale Rinne von einander geschieden, die mit den Jahren ausgefüllt wird, und dem Thiere eine Stirne giebt, welche völlig mit einer rauhen felsenharten Hornmasse bedeckt ist. Von der Basis an laufen sie rückwärts aus einander, und beugen sich gegen die Spitzen hin, die gemeiniglich ungefähr drei Fuß aus einander stehen. Ob der afrikanische Büffel gleich nur ungefähr so hoch wie der gewöhnliche Ochse ist, so übertrift er ihn doch wenigstens zweimal an Körpermasse. Seine Muskelfasern gleichen eben so vielen Bündeln Saiten, und sie sind mit einer Haut bedeckt, die der Haut des Rhinoceros nicht viel an Stärke und Dicke nach-

steht. Die Landleute auf dem Cap ziehen sie der Haut aller andern Thiere vor, und schneiden Streifen daraus, die sie zu Geschirren und Strängen für ihre Karren und Wagen brauchen. Das Fleisch hat zu grobe Fasern, als daß es eine gute Speise seyn könnte; demohngeachtet aber salzen es die Pächter allgemein als ein Nahrungsmittel für ihre Hottentotten ein. Es ist merkwürdig, daß die Zähne bei dieser Büffelart stets so locker in ihrer Höhlung stehen, daß sie in dem Kopfe wackeln und rasseln.

Der Löwe mißt sich häufig mit dem Büffel, und trägt stets den Sieg davon. Allein dies soll er durch List erreichen; denn er scheuet sich, ihn auf freier Ebene anzugreifen. Er liegt im Hinterhalte und lauert, bis sich eine bequeme Gelegenheit zeigt, auf den Büffel los zu springen, und ihm seine Klauen an den Hals zu setzen. Dann schlägt er das Thier mit seiner Tatze ins Gesicht, schlingt sich um den Kopf herum, und zieht es bei den Hörnern zu Boden, und hält es in dieser Stellung, bis es vom Blutverluste den Geist aufgiebt.

Der Büffel stellt und versteckt sich, sagt Sparrmann, zwischen die Bäume, und lauert, bis man ganz nahe kommt, da er denn auf einmal hervorschießt, und bisweilen einen Anfall thut. Er begnügt sich nicht damit, das Thier, oder den Menschen, den er überrascht, übern Haufen zu werfen und zu tödten, sondern er verweilt noch länger dabei, um ihn mit seinen Klauen und Afterhufen zu zertreten, mit den Knieen zu zerquetschen, und mit den Hörnern und dem Maule zu zerfleischen, und ganz von einander zu reissen, auch mit der Zunge die Haut zu zerle-

cken. Dies alles thut er indeß nicht auf einmal, sondern abwechselnd, indem er von Zeit zu Zeit eine Strecke davon geht. Demohnerachtet lassen die Büffel sich jagen. Bisweilen aber kehren sie um, und jagen den Jäger, der sich dann blos auf die Geschwindigkeit seines Jagdpferdes verlassen muß. Bergauf kann er ein Pferd nicht erreichen, bergab aber kommt er geschwinder, als das Pferd fort, wie Sparrmann selbst gesehen hat. Sobald er warm gehetzt wird, wirft er sich ohne Unterschied in jedes Wasser. Er wälzt sich auch oft und gern im Kothe. Verschiedene Versuche, die Büffel zu zähmen, haben am Cap nicht gelingen wollen. Vielleicht glückte es aber doch, wenn man die Kälber ganz jung aufzöge. In Krakekamma sah Sparrmann bei seiner Rückreise ein Büffelkalb auf der Weide mit andern Kälbern gehen, das so zahm war, als diese. Man hatte es gefangen, da es eben zur Welt gekommen war, und noch an der Nabelschnur hieng. Es wehrte sich aber damals schon mit vieler Bosheit. Vierzehn Tage nachher war es so stark, daß ein großer und starker Kerl es kaum regieren konnte. Das Büffelfleisch ist grob und nicht sehr fett, aber saftig, und von einem nicht unangenehmen, kräftigen und wilden Geschmack. Die Haut ist dick und zähe. Die Riemen daraus sind so stark, daß angebundene Ochsen und Pferde sich nicht davon losreißen können, wenn Wölfe oder Löwen sie auch in Angst setzen.

Als Thunberg im südlichen Afrika reiste, stieß er auf einen großen wilden Büffel. Der Gärtner Auge, der voranritt, hatte das Thier vorher nicht gesehen, als es schon

mit einem schrecklichen Gebrüll auf ihn los gieng. Er verbarg sich mit seinem Pferde hinter einem dicken Baume, und kam auf diese Art dem Büffel aus dem Gesichte. Dieser aber gieng nun gerade auf einen andern Reisegefährten Thunbergs los, und gab dessen Pferde einen solchen Stoß in den Bauch, daß es sogleich auf den Rücken fiel, alle Viere von sich streckte, und daß sogleich alle Gedärme heraushiengen, in welchem Zustande es fast noch eine halbe Stunde lebte. Der Reisegefährte Thunbergs, dem der Büffel das Pferd getödtet, hatte zwei Pferde bei sich. Das ihm noch übrig bleibende stand jetzt dem Büffel, der sich Bahn machen wollte, gerade im Wege. Sobald er das Pferd ansichtig wurde, wurde er noch wüthender, und fiel mit einer solchen Raserei über dasselbe her, daß er ihm mit den Hörnern nicht allein die Brust, sondern auch den Sattel durchstieß. Zugleich warf er dasselbe so gewaltig zu Boden, daß es sogleich todt niederstürzte, und ihm alle Knochen zerbrochen waren. Kaum hatte er dies zweite Pferd umgebracht, so ergriff er die Flucht. Die beiden andern Pferde, die die Reisenden noch bei sich hatten, zitterten und bebten vor Furcht und Schrecken, und konnten nicht von der Stelle gebracht werden.

Einige Zeit darauf entdeckten Thunberg und seine Reisegefährten eine sehr zahlreiche Heerde Büffel, die auf einer Ebene weideten. Da sie den Charakter dieser Thiere nunmehro hinlänglich kannten, und da sie wußten, daß sie niemand auf offenen Ebenen angreifen, so näherten sie sich denselben bis auf vierzig Schritte und feuerten unter sie. Die ganze Heerde drehete sich, trotz der Unerschrockenheit

dieser Thiere, von dem plötzlichen Knall erschreckt, um, und lief nach dem Gehölze zu. Die verwundeten Büffel trennten sich von der übrigen Heerde, weil sie mit derselben nicht gleichen Schritt halten konnten. Unter denselben befand sich ein alter Büffel, der mit Wuth auf die Gesellschaft los rannte. Aus der Stellung der Augen dieser Thiere wußten sie, daß sie nur gerade vor sich hinsehen können; und daß, wenn man sich auf einer offenen Ebene befindet, und von Büffeln verfolgt wird, man denselben nur ausweichen, und sich auf die Erde niederlegen darf; sie laufen alsdann eine große Strecke fort, ehe sie ihren Feind vermissen. Das Thier rannte daher dicht vor ihnen vorbei, und war schon zu Boden gestreckt, ehe es seinen Irrthum gewahr wurde.

Der Bison, Bos americanus, Linné, Bison d'Amerique.

Der Bison ist in Amerika unter allen Landthieren das Größte. Er hat ein furchtbares Ansehen, und der stärkste Mann soll nicht im Stande seyn, die abgezogene Haut des Bisons aufzuheben.

Der gewöhnliche Aufenthalt dieser Thiere sind morastige Gegenden, wo viel Schilf wächst, in welchem sie gern liegen. Vor Menschen sind sie zwar scheu; gegen die Wölfe aber wissen sie sich sehr gut zu vertheidigen. Bei Annäherung desselben stellen sie sich in einen Kreis, dessen

Peripherie die stärksten Stiere bilden, und in dessen Mitte Kühe und Kälber eingeschlossen sind. Wagt es ein Wolf an irgend einer Seite einzudringen, so ist der Stier, der ihm am nächsten steht, schon bereit, ihn mit seinen Hörnern zu empfangen; dennoch ist es häufig der Fall, daß Bisons von Wölfen getödtet werden, wenn diese sie von hinten überfallen.

In den Savannen trift man so ungeheure Heerden von diesen Thieren an, daß oft auf einer einzigen Jagd 1500 bis 2000 Stück erlegt werden.

Ihre Nahrung ist dieselbe, wie bei unserm Rindvieh. Auf guten Weiden werden sie so fett, daß manches Thier 150 Pfund Talg liefert.

Das ganze Gewicht eines solchen Bisons beträgt zwischen 1600 bis 2000 Pfund.

Die Jagd der Bisons ist einträglich, aber auch nicht selten gefährlich. Zwar flieht der Bison vor dem Menschen; verwundet ihn dieser aber nicht tödtlich, so geht er muthig auf ihn los, und der Jäger muß auf seine Rettung bedacht seyn.

Der Bisamochse, oder Bisamstier. Bos moschatus.

Der Bisamstier hat bisweilen 60 Pfund schwere Hörner. Hearne theilt in seiner Reisebeschreibung folgende Nachrichten von diesem Thiere mit:

In den hohen Breiten von Nordamerika, sagt er, habe ich oft an einem Tage mehrere Heerden solcher Thiere gesehen, von denen jede aus nicht weniger als achtzig bis hundert Stück bestand. Der Stiere sind, im Verhältniß zu den Kühen, sehr wenige: denn selten sieht man mehr als zwei bis drei völlig ausgewachsene bei der größten Heerde; und da man so viele todt findet, so mögen sie wohl, wie die Indianer glauben, einander in der Brunstzeit tödten. Sie sind dann auch so eifersüchtig auf die Kühe, daß weder Mensch noch Thier sich diesen nähern darf. Man hat bemerkt, daß sie sogar auf Raben und andre größere Vögel brüllend zulaufen, wenn diese sich von ungefähr in der Nähe der Kühe niederlassen. Vorzüglich gern halten sie sich in den steinigen, gebirgigen Theilen der öden Gegenden auf, und selten entfernen sie sich weit von den Waldungen. Ob sie gleich ziemlich groß, und, dem Anscheine nach, sehr unbehülflich sind, so erklettern sie doch die Felsen mit vieler Leichtigkeit, und fast mit eben so sicherm Tritte, wie die Ziegen. So wie diese, fressen sie auch alles, was ihnen vorkommt. Zwar scheinen sie Gras am meisten zu lieben; aber im Winter, wenn es ihnen daran fehlt, fressen sie auch Moos, oder was für Vegetabilien sie sonst finden können, z. B. die Spitzen der Weiden und die zarten Sprossen der Fichten. Die Kühe lassen den Stier im August zu, und werfen dann ihr Junges — denn nie haben sie mehr als Eins — zu Ende des Maies, oder zu Anfange des Junius.

Ein völlig ausgewachsener Bisamstier ist ungefähr eben so groß, wie das englische Rindvieh; nur sind die

Beine kürzer, obgleich dick. Der Schwanz ist nicht länger, als an einem Bär; er hängt, wie bei diesem Thiere, immer herunter und einwärts, so daß die langen Haare des Hintertheiles und der Lenden ihn gänzlich verstecken. Die Krümmung des Rückens ist verhältnißmäßig nicht viel größer, als an dem Rothwilde. Die Haare sind an einigen Theilen sehr lang, besonders an dem Bauche, den Seiten und den Hintertheilen; doch die längsten, vorzüglich an dem Stiere, sitzen unter dem Halse, von dem Kinn an, bis zu dem untern Theile der Brust, zwischen den Vorderbeinen. Hier hängt das Haar wie die Mähne eines Pferdes herunter, und giebt dem Thiere ein sehr furchtbares Ansehen. Aus diesen Haaren (nicht aus denen im Schwanze) machen die Eskimoer ihre Muskito-Perücken. Für den Winter giebt die Natur den Bisamstieren einen Pelz von dicker, feiner Wolle, die an den Wurzeln der langen Haare hervorwächst, und sie gegen die strenge Kälte dieser Jahreszeit schützt. So wie aber der Sommer herankommt, löset dieser Pelz sich von der Haut ab. Das Thier wälzt sich dann oft auf der Erde, und arbeitet dabei die Wolle los, die dadurch allmählig abfällt, so daß im Sommer wenig mehr, als das lange Haar, übrig bleibt. Der Sommer ist aber in diesen hohen Breiten so kurz, daß der neue Pelz, wenn der alte abfällt, schon wieder zum Vorschein kommt, so daß der Stier gegen die Zeit, da es kalt wird, wieder eine Winterbedeckung hat.

Das Fleisch des Bisamstieres hat gar keine Aehnlichkeit mit dem Fleische der westlichen Büffel, sondern eher

mit dem von Muus = oder Elenthieren. Das Fett ist ganz weiß, ein wenig mit Hellblau tingirt. Die Kälber und die jungen Kühe lassen sich recht gut essen; aber das Fleisch der Stiere riecht und schmeckt so stark nach Bisam, daß es sehr widerlich zu genießen ist. Selbst das Messer, womit man das Fleisch eines alten Stieres geschnitten hat, riecht so stark, daß man den Geruch nur durch Scheuern oder Schleifen vertreiben kann; und der Griffel behält den Geruch noch sehr lange. Zwar riecht der ganze Körper eines Stiers, vorzüglich aber die Zeugungstheile. Selbst der Urin muß die riechende Substanz in beträchtlicher Quantität enthalten; denn die weiblichen Geburtstheile sind mit einer braunen, gummiartigen Materie überzogen, die beinahe eben so stark riecht, wie der Moschus von der Zibetkatze, und die, wenn man sie auch einige Jahre aufbewahrt, nichts von ihrer Kraft zu verlieren scheint.

Das gemeine Schwein. Sus scropha Lin. Sanglier und Marcassin. Buffon.

Das wilde Schwein ist der Stammvater unserer gemeinen Art, und über einen großen Theil der Erde verbreitet. Ein alter Eber hat ein furchtbares Ansehen. Bei dem Männchen sind die Hauer viel größer als beim Weibchen. Diese furchtbaren Waffen wetzt dasselbe wie ein Mes-

ser, indem es sie an den Zähnen in dem Oberkiefer stark anstreicht. Beim Angriffe hauet der Keuler (so heißt das Männchen in der Jägersprache) so fürchterlich um sich, daß er Menschen, Pferden und Hunden tödtliche Wunden versetzt. Indessen kann er einen liegenden Menschen nicht leicht verwunden, weil er von unten nach oben hauet. Das Weibchen ist dagegen, obgleich seine Haken viel grösser sind, auch selbst dem liegenden Menschen gefährlich, weil es unter sich hauet und auch beisset.

Das wilde Schwein ist ein unreinliches Thier, das sich gern in Morästen herumwälzt, und daher seinen Aufenthalt gern in der Nähe von Sümpfen und Gebrüchen nimmt. Es liebt die Gesellschaft von seines Gleichen, und hält sich daher in kleinen Heerden (Rudeln) von zehn bis vierzig Stück zusammen. Dies thun sie jedoch blos, so lange sie jung sind. Die alten Männchen halten sich nicht zur Gesellschaft, sondern streifen, ihrer Stärke und Waffen sich bewußt, ausser der Paarungszeit ganz allein herum. Bachen oder Sauen und ihre zwei bis drittehalbjährigen Jungen machen gewöhnlich die Gesellschaft aus. Den Tag über liegen die wilden Schweine gröstentheils in ihrem Lager still, allein gegen Abend und des Nachts gehen sie ihren Geschäften nach. Sie laufen viel schneller als die zahmen Schweine; jedoch sind sie eben so plump, dumm, träge und schläfrig als diese. Den Geruch und das Gehör ausgenommen, sind alle ihre Sinne sehr stumpf. Das wilde Schwein wittert seine Feinde in der Ferne, und entkommt dadurch ihren Nachstellungen.

So träge das Schwein ist, so wüthend ist es in der Brunstzeit. Die Brunstzeit fällt gegen das Ende des Novembers, und zu Anfange des Decembers, und dauert 4 bis 5 Wochen. Um diese Zeit verlassen auch die alten Keuler ihr einsiedlerisches Leben, und suchen die Sauen auf. Die jüngern Männchen treiben sie von den Weibchen weg, und eignen sich dieselben zu. Hierbei entstehen blutige Kämpfe, wobei sie einander mit Wuth anfallen. Beim Kämpfen nehmen sie eine ganz eigene Stellung an; mit gesträubten Borsten streifen beide Gegner Schultern und Rücken scharf an einander, und wenden den Hals so, daß der Kopf des Einen die Schulter des Andern mit den Zähnen berührt. In dieser Stellung reissen beide einander solche Wunden, daß nicht selten ein Theil darüber das Leben verliert. Um die Verblutung zu verhindern, reiben sie Harz oder Schlamm in die Wunden, die, wenn sie nicht allzu tief sind, bald wieder zuheilen. Dem Sieger wird das Weibchen zu Theil.

Das zahme Schwein hat durch die Zähmung wenig oder nichts von seinem ursprünglichen Charakter verloren. Es ist träg, unreinlich u. s. w.

Obgleich das Schwein, sowohl das wilde als das zahme, gegen seine Jungen sehr zärtlich ist, so hat es sich doch, nach allgemeinen Erfahrungen, im Umgang mit Menschen nie liebenswürdig zu machen gewußt. Und doch liegen in folgender Erzählung manche Beweggründe, auch an diesen Thieren etwas Liebenswürdiges zu finden.

Selbst wilde Schweine kann man zur Vertraulichkeit und Geselligkeit mit Menschen gewöhnen, und Herr von Dieskau erzählt (in dem Naturforscher) von einem wilden Schweine, das er so zahm gemacht hatte, daß es mit ihm, da es schon bald drei Jahr alt war, die Treppe hinauf in die Stube gieng, sich an ihn, wie ein schmeichelnder Hund, in die Höhe lehnte, und kleine Stücke von Brod und Zucker aus seinen Lippen, auch zum Zeichen seiner Zuthätigkeit ihm die Hand in den Rüssel nahm. Eben dieser Thierfreund bekam auch einmal einen Frischling, oder ein junges wildes Schwein. Dieses gewöhnte sich bei zunehmendem Alter so an ein gewisses Frauenzimmer, daß es beständig, wenn sie saß, entweder unter ihr, oder auf ihrem Rocke lag, und sie, wo sie hingieng, immer begleitete. Wenn sie des Abends zu Bette gieng, legte es sich vor dasselbe hin, und blieb daselbst liegen, bis es ihm zu kalt wurde. Die Zuneigung dieses Thiers zu dem erwähnten Frauenzimmer war so groß, daß es sogar anfieng, dasselbe zu vertheidigen; denn da die Magd dieses Frauenzimmer einmal auskleiden wollte, so kam das junge Schwein mit Grunzen und vorwärts gekehrten Borsten unter dem Stuhle hervor, und auf die Magd losgefahren, so daß sie, wenn es Kraft genug gehabt hätte, über den Haufen hätte fallen müssen; und da sie ihm die Hand hinhielt, biß das kleine Thier so stark hinein, daß sie sie zurückziehen mußte. Dies Frauenzimmer war übrigens die einzige Person, welche das Schweinchen, ob es gleich von derselben nicht gefüttert wurde, in Affektion nahm. Sonst konnte es Niemand, selbst diejenigen, die ihm gewöhnlich zu fressen gaben, leiden.

Da Ludewig der XI. zu Plessis - les Tours krank lag, gab es kein Mittel mehr, das man nicht hervorgesucht hätte, um die schwarzen Ideen, die Tag und Nacht ihn beherrschten, zu zerstreuen. Bald ließ man junge Schäferinnen mit Bauern nach der Schalmei unter den Fenstern seines Schlosses tanzen; bald strengten Gaukler, Bereiter und Seiltänzer ihre Kräfte an, um den finstern Despoten auf dem Todtenbette aufzuheitern.

Alle diese Versuche waren fruchtlos; eine einzige Erfindung vergnügte den sterbenden König, bis zur Ankunft des heiligen Eremiten, Franz von Paul, den er aus Calabrien hatte holen lassen, und von welchem er Heilung und Leben forderte. Ein erfindsamer Kopf gerieth damals auf den Einfall, Ferkel nach den Tönen des Dudelsacks zum Tanzen und Springen abzurichten; er bekleidete diese Thiere vom Fuß bis zur Scheitel, daß sie in schön galonnirten Leibröcken, mit einem Huthe, in Hosen, mit Degen, rothwürflichten Schärpen, und schönen Manschetten einher giengen.

Zu allen Bewegungen waren sie sehr gut abgerichtet, sprangen nach dem Commando, tanzten allerlei lustige Tänze, und machten ihre Complimente. Das einzige, was ihnen Mühe kostete, war der aufrechte Gang; sobald sie sich auf zwei Pfoten aufgerichtet hatten, fielen sie geschwind unter Grunzen wieder nieder; in Compagnie gieng es dann hou, hou, hou, aber auf eine so komische Art, daß der König, trotz seiner schmerzhaften Krankheit, sich des Lachens nicht enthalten konnte.

Diese sonderbaren Akteure folgten dem Direkteur der Truppe überall hin; sie machten ihm Liebkosungen, und gehorchten ihm aufs pünktlichste. Diese Schweine waren sogar nach St. Gelais Versicherung gewöhnt, wenig und zu bestimmten Stunden zu fressen, damit sie nicht zu fett werden möchten, und desto artiger vor dem Könige tanzen könnten.

Ein Organist, dem die sonderbaren Töne, das Betragen und die Ballets dieser Tänzer aufgefallen waren, fiel seinerseits darauf, Orgelpfeifen gießen zu lassen, welche ihre Stimmen in allen Tönen genau angaben; dann componirte er Gesänge, welche die Touren und das Grunzen der Tanzschweine so naiv ausdrückten, daß der entzückte Ludwig ihm, wie dem Balletmeister, einen starken Gnadengehalt gab. (Gesch. Ludw. d. XI.)

In Frankreich lehrte man Schweine tanzen, in London aber hat man sogar ein gelehrtes Schwein gesehen, das lesen konnte. Man zeigte es, sagt Hara Trimmer, auf einem Saale, wo sehr viele Menschen sich versammelten, um seine Kunststücke zu sehen. Zwei Alphabete großer Buchstaben auf Karten waren auf den Boden gelegt. Einer aus der Gesellschaft wurde gebeten, das Wort, welches das Schwein zusammenlesen sollte, zu sagen; der Herr wiederholte es dem Thiere, welches augenblicklich die dazu nöthigen Buchstaben mit den Zähnen aufhob, und sie ordnete, bis das Wort heraus war.

Dann fragte man das Schwein, welche Zeit es sey, und ein anderer aus der Gesellschaft zeigte ihm eine Uhr

vor; aufmerksam betrachtete es sie, und nahm dann die Zeichen, welche Stunde und Minute andeuteten. So abgerichtete Schweine hat man auch auf der Messe von St. Germain, und auf dem Amphitheater Astley zu London gesehen.

Brue, der alle Mittel angewandt hatte, die Unbändigkeit eines Tigers, den er auf dem Kastel St. Louis im Senegal hatte aufziehen lassen, zu bezähmen, wurde einmal neugierig, zu erfahren, auf was für Art ein Schwein im Stande wäre, sich gegen dieses Thier zu vertheidigen. Er suchte Eines der stärksten aus, und ließ den Tiger auf dasselbe los. Nach einem kurzen Gefecht stellte sich das Schwein in eine Ecke der Mauer des Kastells, wo sein Feind sehr lange nicht den mindesten Vortheil über ihn erhalten konnte; da es sich endlich immer enger und enger eingeschlossen fand, fieng es so heftig an zu schreien, daß die ganze Heerde Schweine, die man zu entfernen Sorge getragen hatte, auf diesen Lärm herbei lief, ohne daß sie etwas aufzuhalten vermochte. Alle giengen mit solcher Wuth auf den Tiger los, daß er kein ander Mittel fand, sich zu schützen, als in den Graben des Kastells zu springen, wo die Schweine ihm nicht nachzufolgen wagten. (Hist. des Voyages.)

So für selbstsüchtig und ungelehrig man auch das Schwein ansieht, so hat es doch eine große Zuneigung zu Thieren seiner Art. Sobald ein Schwein ein Zeichen giebt, daß es in Noth ist, laufen sogleich alle, die es hören, zu

seinem Beistande herbei. Man weiß, daß sie sich um einen Hund, der sie quälte, versammelt, und ihn auf der Stelle getödtet haben. Man darf ein Männchen und ein Weibchen, wenn beide noch jung sind, in einen Stall zusammensperren, und das Weibchen wird, sobald man seinen Gefährten wegnimmt, abnehmen und wahrscheinlich gar sterben.

Auf Minorka braucht man die Schweine als Zugthiere; man hat oft eine Kuh, ein Schwein und zwei junge Pferde zusammengespannt gesehen, und das Schwein zog am besten. Ein Esel und ein Schwein sind die gewöhnlichen Gefährten, und man sieht beide häufig vor den Pflug gespannt.

Das mexikanische Schwein, oder Tajassu.

Sus Tajassu. Lin. Mexican Hog. Pen.

Dieses Thier bewohnt die wärmsten Gegenden von Amerika, und Einige von den westindischen Inseln. Es lebt in Heerden von 2 bis 300 zusammen. Es fliehet sumpfige Gegenden, und streift lieber in hoch liegenden herum. Es läßt sich, wie Stedmann behauptet, zähmen, kennt seinen Herrn, und zeigt viele Anhänglichkeit an ihn. Wenn man es aber reitzt, so wird es tückisch und boshaft.

Selten lassen die Tajassus einen Laut hören, wenn man sie aber aufbringt, so grunzen sie. Greift man

Alte an, oder raubt man ihnen ihre Jungen, so setzen sie sich, wie unsere Schweine, zur Wehre. Die Sau soll jährlich blos ein Junges zur Welt bringen, welches sie so lange mit sich herumführt, bis es aufgewachsen ist. Die Jungen, die man gezähmt hat, läßt man frei herumlaufen, ohne daß sie sich entfernen.

Mit den amerikanischen Raubthieren, besonders mit dem Jaguar, hat das Tajassu viel zu kämpfen. Ob es sich gleich tapfer vertheidigt, so trift man doch nicht selten in den Wäldern einen Jaguar an, der mehrere solche Schweine um sich herum liegen hat, die er im Kampfe überwunden hat.

Die Eingebornen jagen das Tajassu ohne Hunde, und essen das Fleisch, das sie sehr gut finden.

Das äthiopische Schwein, oder der Emgallo. Sus aethiopicus. Lin. Emgallo. Barbot. Ethiopian Hog. Pennant.

Dieses Schwein hält sich in den heißesten Gegenden des Innern von Afrika, so wie auch am Vorgebirge der guten Hoffnung auf, und ist vielleicht das Häßlichste unter allen bis jetzt bekannten Säugthieren. In Europa ist es etwa seit 40 Jahren bekannt, wo man im Jahr 1765 Eines vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Holland

brachte. Es ist plump, dick und ungeschickt, kann aber dennoch sehr schnell laufen. Im Laufen trägt es den Schwanz gerade in die Höhe. Der Anblick dieses Thieres erregt Furcht, wenn man nur seine große Hauzähne betrachtet, die es zum Stoßen braucht, sobald es sich wehrt oder jemand angreift. Sparrmann fieng ein kleines Engallo, und führte es gebunden bei sich, allein da es sehr unbändig war und Schaden anrichtete, so mußte er dasselbe bald abschlachten. Es war erstaunlich wild und in seiner Bewegung geschwind, und ob es gleich noch nicht eben gefährlich war, so fürchteten sich doch seine Buschhottentotten gewaltig davor. Wir wollen lieber, sagten sie, einen Löwen auf freiem Felde, als ein solches Thier angreifen: denn ob es gleich weit kleiner ist, so schießt es doch pfeilschnell auf uns los, wirft uns um, zerschmettert uns die Beine, und ritzt uns den Bauch auf, ehe wir es mit unsern Wurfspiesen treffen und tödten können.

Diese Schweine haben ihre Wohnung unter der Erde, und die Eingänge kamen Sparrmann sehr enge vor. Nie wagt man es, sie in ihren Löchern anzugreifen, weil man fürchtet, sie möchten schnell herausspringen. So hütet man sich auch, wenn man zu Pferde ist, daß man ihnen nicht zu nahe kommt, weil sie dem Pferde die Beine entzwei schlagen, und nachher den Reiter und das Pferd ums Leben bringen. Ich setzte, sagt Sparrmann, sowohl Alten als Jungen nach, um Eines zu schießen, allein meine Mühe war vergeblich. Auf der Flucht nahm jedes Schwein ein Ferkel in den Mund, und lief eilig da-

mit davon. Einem Bauer in Cambebu war es gelungen, von diesen Schweinen, die er sich mit zahmen von der gemeinen Art hatte begatten lassen, Junge zu bekommen, die sich weiter fortpflanzten. Auch Sparrmann traf zwei Junge, die zahm waren, bei einem Bauer an, die sich, um sich das Abfressen des Grases zu erleichtern, nicht nur auf die Knie legten, sondern auch auf diese Art mit vieler Leichtigkeit weiter fort krochen.

Alte scheinen stets unbändig zu bleiben, und sich nicht an die Menschen zu gewöhnen: denn zu Sparrmanns Zeiten unterhielt man am Cap ein solches in der Menagerie, das man seiner Wildheit wegen an Ketten legen mußte.

Dies Geschöpf, sagt Barrow, (s. dessen Reise I. B. S. 374.) ist nicht weniger häßlich als verschlagen. Seine langen elfenbeinernen Hauer, die wie Hörner von seiner Schnautze hervorspringen, und sich aufwärts beugen, machen die Annäherung an dasselbe gefährlich, während seine kleinen Augen, die sich oben beinahe am Ende der viereckigen Stirne befinden, und die fleischigten Säcke, die an jeder Backe wie noch ein paar Ohren herabhängen, ihm ein sehr häßliches und schreckliches Ansehen geben.

Das afrikanische Schwein. Sus Africanus.

Dieses ist von dem äthiopischen Schweine verschieden. Sein Körper ist mit langen Borsten bedeckt. Adanson nennt es das ungeheure wilde Schwein. Unstreitig bezieht sich folgende Anekdote von einem Kampfe auf dieses Schwein, den Lamiral anführt:

„In der Gegend von Podhor," sagt er, „sah ich ein merkwürdiges Schauspiel. Am Rande eines Waldes, in der Nähe des Ufers, befand sich ein sehr großes wildes Schwein; es wurde von einem Löwen und von einer Löwin bemerkt, die in einiger Entfernung davon waren. Die Löwin sprang mit außerordentlicher Schnelligkeit herbei, und warf sich wüthend über das wilde Schwein her, das sie an der Gurgel faßte, gewaltig schüttelte, und mit ihrem Schwanze tüchtig in die Dünne der Seite schlug.

„Während dieses Kampfes, der 5 Minuten dauerte, näherte sich langsam der Löwe, setzte sich auf den Hintern, und war ein ruhiger und gleichgültiger Zuschauer der Anstrengungen, die das wilde Schwein zur Vertheidigung seines Lebens machte, und der Mühe, die sich die Löwin gab, ihm dasselbe zu rauben.

Endlich unterlag das wilde Schwein; es stieß dabei ein schreckliches Geschrei aus, und heulte fürchterlich. Als das Thier todt war, und blos erst dann, gieng der Löwe langsam zu seiner Gefährtin hin, um mit ihr die Beute zu theilen und zu verzehren."

Der Hirscheber, oder der Babyrussa.

Sus babyrussa.

Dieses Thier trift man auf den Molucken, auf Java, Celebes, Madagaskar u. s. w. in Heerden an. Seine Nahrung besteht in Gräsern, Kräutern und Baumblättern; es geht in die Gärten und richtet daselbst Schaden an. Zu gewissen Jahreszeiten schwimmen diese Schweine in Heerden von bisweilen tausend Stück auf der Insel Sumatra, von der einen Seite des Flusses Siak zur Andern, und zwar an seiner Mündung, wo er drei bis vier Meilen breit ist, und kehren auch zu bestimmten Zeiten wieder zurück. Diese Art von Wanderung findet auch auf den kleinen Inseln statt, wo sie von der Einen zur Andern schwimmen. Bei diesen Gelegenheiten macht ein Stamm Malayen auf sie Jagd, die die Schweine lang vorher riechen sollen, ehe sie noch dieselben zu Gesichte bekommen. Sobald sie sie aber erblicken, machen sie sogleich ihre Boote zurechte; am Rande des Wassers schicken sie Hunde hin, welche die Schweine am Landen hindern, sie selbst aber verbergen sich in den Gebüschen. Bei dem Uebergange machen die Männchen den Vortrab aus, die Weibchen und die Jungen folgen ihnen nach; alle beobachten eine regelmäßige Ordnung, das Nachfolgende legt allemal seine Schnautze auf das Vorausgehende. Wenn man sie auf diese Art in dicht geschlossenen Reihen schwimmen sieht, so gewährt dies einen sonderbaren Anblick. Die Einwohner, Männer und Weiber, fahren ihnen in ihren Booten entgegen, und fangen sie mit Netzen, in denen sie sich so verwickeln, daß sie sich

nicht wieder los machen können. Die Vordern, die auf diese Art gefangen worden, bewegen ihre Füße nunmehro blos langsam; die Uebrigen gerathen weder in Unordnung noch in Furcht; keines verläßt seine Stelle, jedes bleibt beinahe unbeweglich. Die Männer rücken nunmehro in ihren Booten heran, und erstechen mit ihren Spießen so viele, als sie erreichen können. Die übrigen Schweine schwimmen fort, steigen ans Ufer, und entgehen diesmal dem Tode.

Ende des zweiten Bandes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Fucl

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bingley, William,

W. Bingley's Mitgliedes der linneischen Gesellschaft u.s.w. Biographieen der Thiere oder Anekdoten von den Fähigkeiten, der Lebensart, den Sitten und der Haushaltung der thierischen Schöpfung
Bd.: Zweiter Band

Leipzig 1805

Zool. 51-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10306694-9